This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

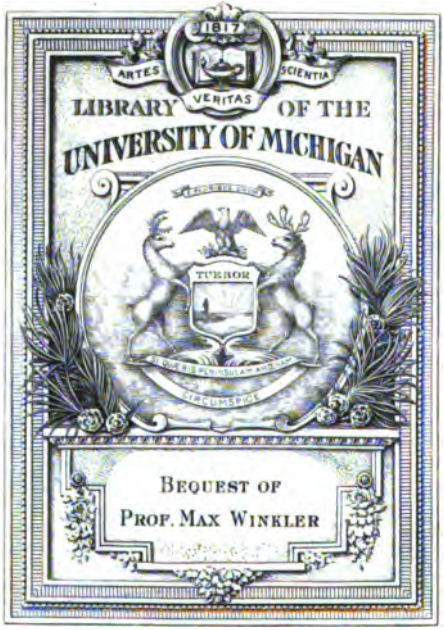
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 1,015,557


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

838
S239
1522
v.1-2

Friedrich Schlegel's

sämmtliche Werke.

Erster Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

Library of
Prof. Max Winkler
6-18-48
5 V.

Vorrede.

Wir beginnen dieſe Sammlung mit dem Werke über die alte und neue Litteratur, welches die Reſultate meiner früheren, kritiſchen Arbeiten am vollſtändigſten enthält, und in allgemein verſtändlicher Klarheit vorträgt.

Wenn ich den Gegenſtand dieſes Werkes, nach dem ganzen Inhalte deſſelben, noch einmahl durcharbeiten ſollte, ſo würde ich in einer mehr wiſſenſchaftlichen Ordnung mit der orientaliſchen Litteratur, mit den heiligen Schriften der Hebräer und den indiſchen Geiſteswerken den Anfang machen, nebſt dem, was wir von den Aegyptern und Perſern wiſſen; und würde dann auch alles übrige und das Ganze überhaupt in Kapitel und Bücher, nach der claſſiſchen Weiſe der alten Schriftſteller, eintheilen und ſtrenger ordnen. Dieſes war Anfangs meine Abſicht bey dieſer neuen Ausgabe. Nachdem ich mir aber überlegte, daß das Werk, durch dieſe veränderte Form und Ordnung, ein ganz anderes und neues werden würde; ſo konnte ich mich nicht dazu entſchließen, indem dieſe Vorleſungen in mehrere andere Sprachen überſetzt, ſchon in ihrer bisherigen, er-

sten Gestalt, gewissermaßen ein Eigenthum des Publikums geworden sind; und das Werk auch, nach einer solchen, gänzlichen Umarbeitung sich vielleicht nicht mehr des gleichen Vortheils erfreuen würde, wie es ihn dem ersten, günstigen Eindrucke verdankte.

Die zahlreichen, kleineren und größeren Zusätze, wird man zur Vergleichung mit der früheren Ausgabe, am Schluß der Inhaltsanzeige angegeben finden.

Die nächstfolgenden Bände dieser Sammlung werden die früheren, ausführlichen, antiquarischen und kritischen Ausarbeitungen über einzelne Gegenstände der alten, mittleren und neueren Litteratur enthalten, die als solche, in einem gewissen Sinne als eine Art von Commentar oder doch als eine Reihe einzelner Excurse zu dem gegenwärtigen Werke dienen und betrachtet werden können.

Die historischen und philosophischen Schriften, alte und neue, werden eine andre und eigne Reihe bilden.

Die im Jahre 1809. erschienene Ausgabe meiner Gedichte, wird ebenfalls, doch erst später, und mit neuen vermehrt, in dieser Sammlung ihre Stelle finden.

Wien, den 1. May 1821.

F. S.

Geſchichte
der
alten und neuen Litteratur.

Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Erſter Theil.

Sr. Durchlaucht

dem Herrn

Clemens, Wenzeslaus, Lothar,

Fürſten von Metternich

Winneburg-Ochſenhauſen,

Sr. k. k. apoſtoliſchen Majeſtät Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, wirklichem Staats- und Conferenz-Miniſter, auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ꝛc. ꝛc.

Ew. Durchlaucht

wage ich es, gegenwärtige Vorlesungen über die Litteratur, auch in dieser neuen Bearbeitung unterthänigst zu überreichen. Es würde mir zu einer nicht geringen Freude gereichen, wenn das darin aufgestellte Gemählde von der Geistesbildung der merkwürdigsten Völker Europa's für Ew. Durchlaucht von einigem Interesse seyn könnte. Ich dürfte alsdann hoffen, wenigstens einen Theil meiner Absicht erreicht zu haben. Denn mein vorzüglichster Wunsch

war es, der großen Kluft, welche immer noch die litterarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geistesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schicksale der Staaten eingreift. Wenn nicht bloß Gelehrte und gewöhnliche Litteraturfreunde, sondern auch solche Männer, welche diese großen Schicksale und

Begebenheiten zu leiten berufen sind, meiner Darstellung einiges Interesse und ihren Beyfall schenkten; so würde es mir der beste Beweis seyn, daß mein Versuch nicht ganz mißlungen ist. Mußte es schon in dieser Hinsicht sehr schmeichelhaft für mich seyn, daß Ew. Durchlaucht erlaubt haben, Denselben dieses Werk zu widmen; so hat es in einer andern Beziehung einen noch ungleich höhern Werth für mich, indem ich dadurch die erwünschte Gelegenheit

erhalte, jene Gefühle von Verehrung und Dankbarkeit an den Tag zu legen, mit welchen ich nie aufhören werde zu seyn

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Friedrich Schlegel.

Vorrede

zur ersten Ausgabe von 1815.

Es sind jetzt zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich mit den ersten Versuchen über griechische Litteratur und Geistesbildung hervortrat. So wenig die jugendliche Begeisterung, welche in diesen Versuchen herrschte, ihr Ziel in allen Stücken vollständig erreichen konnte, so fand dieses Unternehmen doch im Ganzen eine nicht ungünstige Aufnahme; ja allmählig, vermuthlich des guten Strebens wegen, was ihm zum Grunde lag, selbst bey den vortrefflichsten und ersten Männern dieses Faches, eine nachsichtsvolle Beurtheilung, und aufmunternde Zustimmung.

Nachdem ich auf diese Weise mehrere Jahre in einsamer Abgeschiedenheit ganz dem Alterthum

gelebt hatte, fühlte ich mich, als ich mit jenem ersten Versuch in die Welt eingetreten war, nun auch von dieser, und von dem vielbewegten Zeitalter angeregt, und selbst in die Litteratur desselben einzugreifen angetrieben, was theils in Gesellschaft mit meinem Bruder A. W. Schlegel geschah, theils auch von mir allein und auf meine eigne Weise. So verschieden aber war meine Denkart von der herrschenden, daß dieses Unternehmen, obwohl es nicht ohne Erfolg war, in Rücksicht auf die sehr merkbare Wirkung, die es hervorbrachte, doch mehr geeignet war, Widerspruch und Tadel zu erregen, als mir Freunde zu erwerben.

Die Wirkung nach außen indessen hat bey mir den Fortgang der innern Untersuchung nie auf lange Zeit unterbrechen können, da die Befriedigung der eignen Wißbegierde mir immer das Erste blieb, und mehr galt als der äußere Schriftsteller-Ruhm.

Diese Wißbegierde führte mich dann ganz natürlich noch in einem späteren Alter als man

ſonſt wohl neue Studien zu beginnen pflegt, zu den orientaliſchen Sprachen, und beſonders zu dem noch weniger bekannten Gebiete der indiſchen. Die erſte Ausbeute dieſer Bemühung habe ich in der Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier, vor ſechs Jahren meinen Zeitgenoſſen dargelegt.

Während aller dieſer litterariſchen Beſchäftigungen zogen auch die Kunſtwerke des Mittelalters, beſonders die altdeutſche Poeſie, Sprache und Geſchichte meine Aufmerkſamkeit und Liebe an. Dieß geſchah zum Theil ſchon früher, vorzüglich aber in den letzten, ſeit 1802. verfloſſenen zwölf Jahren. Was mir in dieſem Gebiete ausgezeichnet Merkwürdiges, oder noch weniger Bekanntes auffiel, iſt auch gelegentlich mitgetheilt worden; vieles Andere iſt noch vorräthig, zum Theil auch bearbeitet, aber bis jetzt noch nicht zur Mittheilung gediehen.

So iſt es denn gekommen, daß meine Arbeiten im Gebiete der Litteratur, der poetiſchen Kunſtgeſchichte und Kritik, eben wegen ihrer

Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit sehr fragmentarisch geblieben sind. Schon lange war daher der Wunsch in mir entstanden, auch einmahl eine systematische Uebersicht des Ganzen zu geben. Die in Wien vor einer zahlreichen Versammlung im Frühjahr 1812. gehaltenen Vorlesungen, geben mir eine erwünschte Gelegenheit dazu, da ich sie ganz so aufgeschrieben hatte, wie sie auch wohl für das größere Publikum, und für den Druck geeignet seyn können. Ich darf mir wenigstens schmeicheln, daß Viele von denen, welche an meinen frühern litterarischen Arbeiten über einzelne Gegenstände Antheil genommen haben, nun auch diese Darstellung des Ganzen nicht ungern aufnehmen werden. Und zugleich wird dieses vielleicht auch für solche ein Interesse von allgemeiner Art haben, denen die kritischen Untersuchungen über das Einzelne in meinen frühern Arbeiten weniger anziehend waren.

Eine eigentliche Litterargeschichte, mit einer Fülle von wiederhohlten Citaten, oder biographischen Nachrichten wird man hier nicht erwarten. Meine Absicht war, und konnte keine andere seyn,

als den Geist der Litteratur in jedem Zeitalter, das Ganze derselben, und den Gang ihrer Entwicklung bey den wichtigsten Nationen vor Augen zu stellen. Für ausführliche kritische Nachforschungen über einzelne Gegenstände, wie ich sie in andern Schriften häufig versucht habe, war hier zunächst der Ort nicht, wo es nur auf die Darstellung des Ganzen ankam. Doch wird man die Resultate solcher Forschungen oftmahls in der Kürze angegeben finden, da wo diese Resultate mir nicht bloß neu, sondern auch für das Ganze wichtig schienen. In der Charakteristik der bedeutendsten Schriftsteller, wird man leicht bemerken, daß ich oft und lange mit ihnen mich beschäftigt habe. Mußte irgendwo, des Zusammenhangs wegen, ein Werk erwähnt werden, welches mir bis jetzt noch unzugänglich war, oder auch minder bedeutende, die nur in der Masse zählen, so ist dieß in der Art, wie sie angeführt sind, hinlänglich angedeutet worden.

Wenn diese Darstellung der Litteratur mehr von der Geschichte der Philosophie enthält, als man sonst wohl unter jener Ueberschrift zu erwar-

ten gewohnt ist, so darf man dieß nicht für einen Auswuchs, oder für zufällig halten; denn es hängt dieß auf das genaueste zusammen mit dem mir eigenthümlichen und in diesem Werke durchgehends herrschenden Begriff von Litteratur, als dem Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation. Auf keinen Fall wird man diesen Ueberfluß, wenn man es auch als solchen betrachtet, dem Werke zum Fehler anrechnen wollen.

Inhalt.

Seite.

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poesie der Griechen von der ältesten Zeit bis auf den Sophokles. 1

Zweyte Vorlesung.

Spätere griechische Litteratur. Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter. 46

Dritte Vorlesung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römischen Litteratur. 89

Vierte Vorlesung.

Kurze Dauer der römischen Litteratur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie. Mosaische Urkunde, Poesie der Hebräer. Religion der Perser. Idee der Bibel und Charakteristik des alten Testaments. 124

Seite.

Fünfte Vorlesung.

Indische Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweise der alten Völker. Litteratur, Denkart und Geistesbildung der Indier. 175

Sechste Vorlesung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Christenthums auf die lateinische Sprache und Litteratur, und Charakteristik des neuen Testaments. Umwandlung durch die nordischen Völker. Gothische Heldenlieder. Odin, Runenschrift und Edda. 221

Siebente Vorlesung.

Älteste deutsche Poesie. Vom Mittelalter überhaupt. Entstehung der neuern Europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normannen, und Einfluß derselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen. . . . 257

Achte Vorlesung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder, und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach; wahre Bedeutung der gothischen Baukunst. Spätere Poesie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Eid. . 291

Geschichte
der
alten und neuen Litteratur.

Erster Theil.

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poeſie der Griechen von der älteſten Zeit bis auf den Sophokles.

In den nachfolgenden Vorträgen iſt es meine Abſicht, ein Bild im Ganzen von der Entwickelung und dem Geiſte der Litteratur bey den vornehmſten Nationen des Alterthums und der neueren Zeit zu entwerfen; vor allem aber die Litteratur in ihrem Einfluſſe auf das wirkliche Leben, auf das Schickſal der Nationen und den Gang der Zeiten darzuſtellen.

Es hat ſich in dem letztern Jahrhundert beſonders in Deutſchland eine große Veränderung mit der Geiſtesbildung zugetragen, die wenigſtens in Beziehung auf jenen Standpunkt glücklich zu nennen iſt. Nicht als ob die einzelnen merkwürdigen Hervorbringungen und Verſuche in der Kunſt oder Wiſſenſchaft ohne Unterſchied lobenswerth, oder in allen Theilen gleich gelungen wären. Aber in Hinſicht auf die Verhältniſſe der Litteratur, die Behandlungsweiſe und Theilnahme, welche die Welt ihr widmet, den Einfluß auf's Leben und auf die Nation, den ſie haben ſoll, iſt die Veränderung durchaus zum Beſſeren und vortheilhaft geweſen, wie ſie denn auch nothwendig war.

Ehedem war der Stand der Gelehrten ganz abgesondert von der übrigen Welt, und völlig getrennt von der gesellschaftlichen Bildung der höheren Stände, so wie diese selbst von der gesammten übrigen Nation getrennt waren. Unsere Keppler und Leibnitz schrieben größtentheils lateinisch; Friedrich der Zweyte las, schrieb und dachte nur französisch. Die Muttersprache ward von den Gelehrten wie von den Vornehmen gleich sehr vernachlässigt. Die vaterländischen Erinnerungen und Gefühle blieben entweder dem Volke überlassen, bey dem sich noch wohl hier und da einige, wenn gleich schwache und halbverstümmelte Überbleibsel aus der guten alten Zeit erhalten hatte; oder sie blieben der jugendlichen Begeisterung und den gewagten Versuchen einiger Dichter und Schriftsteller anheim gestellt, welche es zuerst unternahmen, einen andern Zustand der Dinge herbey führen zu wollen. So lange diese aber nur einzeln standen und es allein unternahmen, konnte die jugendliche Begeisterung ihres Entwurfs nicht immer durch eine vollkommen gelungene Ausführung gerechtfertigt, und mit einem glücklichen Erfolg gekrönt seyn.

Die erwähnte Trennung des gelehrten Standes, der gesellschaftlichen Bildung, und der übrigen Nation war der allgemeine Zustand in Deutschland in der ganzen letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wie in der ersten des achtzehnten; und noch viel weiter hinaus dauerten diese Verhältnisse und ihre natürlichen Folgen im Einzelnen fort, wenn auch schon im Ganzen ein anderer Zustand und ein besseres Verhältniß sich vorbereitete und annäherte.

Die Zahl von ausgezeichneten Werken, oder doch merkwürdigen Versuchen und lobenswerthen Bestrebungen, welche besonders seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache immer mehr ans Licht trat, erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit theils auf das viele bis jetzt verkannte Große, Gute und Schöne, welches Deutschland wohl schon ehedem besessen hatte, theils auf die innern Vorzüge der Sprache selbst, die Kraft, den Reichthum und die Biegsamkeit; derselben Eigenschaften, welche sie nie verläugnet, sobald sie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weise behandelt wird. Je mehr die vaterländischen Erinnerungen und Gefühle wieder angeregt wurden, je mehr erwachte auch die Liebe zu der Muttersprache. Die dem Gelehrten und dem Gebildeten nothwendige Kenntniß der fremden, alten oder noch lebenden Sprachen war nicht mehr mit Vernachläßigung der Muttersprache verbunden. Eine Vernachläßigung, die sich immer an dem rächt, der sie ausübt, und niemahls ein günstiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit seiner Bildung oder Gelehrsamkeit erregen kann. Vielmehr kam die Sorgfalt, welche man auf fremde Sprachen wandte, jetzt der Muttersprache selbst zu Gute. Alle fremde Sprachen, auch die noch lebenden mußten doch auf eine mehr wissenschaftliche Art erlernt werden, als die eigene. Dieß schärfte den Sinn für Sprachen überhaupt, man wandte diesen geschärften Sinn, der sich zuerst an fremden Sprachen geübt hatte, nun auch auf die eigene an, beym Hervorbringen wie beym Beurtheilen. Es entstand ein rühmlicher Wetteifer, zu ihren angestammten Vorzügen der Kraft und des Reichthums, ihr auch noch alle die andern Vorzüge anzueignen, durch

welche die gebildetsten Sprachen des Alterthums und der neuen Welt sich auszeichnen.

Nicht bloß von der deutschen, sondern von der gesammten europäischen Litteratur werde ich versuchen, ein Gemählde zu entwerfen. So darf ich denn hier schon vorgreifen mit der Bemerkung, daß im achtzehnten Jahrhundert auch in andern Ländern so wie in Deutschland eine ähnliche Veränderung der Litteratur und eine Rückkehr derselben zum Nationalgeist sich zugetragen hat. Ich führe hier zur Erläuterung nur Englands Beyspiel an. Auch in England war, in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, da es von den Folgen der Cromwell'schen Bürgerkriege geschwächt und fast abhängig darnieder lag, der Geschmack verwildert, sittenlos und dabey nachahmungssüchtig, ausländisch und unnational geworden. Die Sprache selbst war vernachlässigt, die großen alten Dichter und Schriftsteller fast vergessen. Nachdem aber durch eine glückliche Revolution die politische Selbstständigkeit von England wieder hergestellt war, erhob sich auch die Litteratur wieder. Der ausländische Geschmack mußte weichen; mit verdoppelter Liebe kehrte man zu den großen Nationaldichtern zurück. Die Sprache ward aufs strengste und sorgfältigste gebildet, große Schriftsteller standen auf, und die Liebe und Sorgfalt für jedes Denkmahl, jedes noch so kleine Überbleibsel der brittischen Geschichte und Vorzeit ist seitdem so fortdauernd gewachsen, daß man hierin dem Nationalgeist der Engländer fast nur den ruhmvollen Vorwurf einer zu ausschließenden Vaterlandsliebe machen könnte.

Die Trennung des gelehrten Standes und der gesellschaftlichen Bildung unter sich und von dem Volke ist

das größte Hinderniß einer allgemeinen Nationalbildung. Müssen doch selbst die verschiedenen natürlichen Anlagen und Zustände des Menschen in einem gewissen Grade zusammenwirken, um die Vollkommenheit in den Hervorbringungen des Geistes zu erreichen, oder sie zu empfinden. Wo wäre wohl ein Werk wahrhaft vortrefflich zu nennen, wenn nicht die Kraft und Begeisterung der Jugend, und die Erfahrung und Reife des männlichen Alters gemeinschaftlich daran gearbeitet haben? Aber auch das Zartgefühl der Frauen darf von der Mitwirkung und dem Einfluß seines Urtheils auf Geisteswerke nicht ausgeschlossen werden, wenn diese in den Gränzen des Schönen bleiben, wenn der Geist einer Nation wahrhaft gebildet seyn, ihr Sinn edel erhalten werden soll. Die Werke des Geistes können keinen andern lebendigen Boden haben, in welchem sie Wurzel schlagen, als zuerst die Gesinnungen und Gefühle, welche allen edel gearteten und Gott suchenden Menschen gemein sind, und dann die Liebe des besondern Vaterlandes und die Nationalerinnerungen des Volkes, in dessen Sprache sie auftreten, und auf welches sie zunächst wirken sollen.

Daß die Bildung des menschlichen Geistes einen Verein der verschiedenen Anlagen des Menschen, aller der Kräfte und Übungen, die wir nur zu oft trennen und vereinzeln, erfordert, hat man wenigstens angefangen zu fühlen. Die Gelehrsamkeit des Forschers, und der schnelle Überblick, die sichere Entscheidung des thätigen Mannes, die ernste Begeisterung des einsamen Künstlers, und der leichte und rasche Wechsel geistiger Eindrücke, jene flüchtige Feinheit, welche man nur in dem gesellschaftlichen Leben

findet, und finden lernt, sind in Berührung getreten, stehen wenigstens nicht mehr so getrennt wie ehedem, von einander.

Wie sehr aber auch in der neuern Zeit die Litteratur in mehreren Ländern dadurch gewonnen hat, daß sie nationaler, aufs Leben einwirkender und selbst lebendiger geworden ist, das Übel ist demungeachtet nicht ganz gehoben. In Deutschland sehen wir die Litteratur, oder die Schule; und das Leben oft noch ganz getrennt, wie zwey abgesonderte Welten ohne Einfluß neben und gegen einander da stehen, oder nur störend, von der einen Seite beunruhigend und verwirrend, von der andern hemmend und lähmend, auf einander einwirken. So geht jene ganze Mannigfaltigkeit von geistigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Nahmen Litteratur zusammenfassen, für die Welt größtentheils verloren, hat wenigstens bey weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menschen und auf die Nation, den sie haben könnte, und haben sollte. Betrachten wir nur den Zustand der Litteratur, besonders aber die Ansichten, welche über die Litteratur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meistens noch herrschend sind! Dem Dichter und Künstler wird es sogleich wie ein Vorrecht zugestanden, daß sie nur in ihrer Gedankenwelt leben, und leben dürfen, daß sie in die wirkliche Welt nicht passen; von den Gelehrten ist man es schon gewohnt vorauszusetzen, daß sie praktisch nicht brauchbar seyen. Dem gewandten Redner mißtraut man eher, als der es in der Gewalt habe, die Wahrheit nach seinen Absichten zu biegen, uns zu täuschen und irre zu leiten. Daß die Philo-

sophie ihr Zeitalter oft mehr irre leite und in die unglücklichste Verwirrung stürze, als wirklich aufkläre und in der Wahrheit erhalte, lehrt die Erfahrung und die Geschichte auch unsers Zeitalters. Durch die gegenseitigen Klagen und Beschwerden der Philosophen selbst, ist es auch unter den Layen allgemein bekannt geworden, wie häufig sie sich unter einander nicht verstehen. Daher hat sich denn die Meinung verbreitet, daß sie überhaupt auch in sich selbst nicht zum Ziel gelangen können, und nur selten recht entschieden wissen, was sie eigentlich wollen. Es ist aber Unrecht, das edelste Streben, was im Menschen liegt, das Streben nach Erkenntniß und Erforschung der Wahrheit dadurch lähmen und in Mißcredit bringen zu wollen, daß man nur immer an die mißlungenen Versuche und an die Schwierigkeit des Unternehmens erinnert. Zu wundern ist es indessen bey diesem Zustande nicht, wenn Männer, die stets mit den wichtigsten Verhältnissen und Gegenständen des Staats und des Lebens beschäftigt sind, die kleinen Streitigkeiten der Schriftsteller für ein bloßes Schauspiel halten, was weder sehr bedeutend noch anziehend ist. Selbst die zahllose Menge der Bücher hat bey den meisten Lesern einen solchen Überdruß erzeugen müssen, daß im Ganzen nichts unwichtiger, unbedeutender und überflüssiger erscheinen kann, als ein neues Buch, wodurch die Menge der schon vorhandenen Bücher abermahls um eines vermehrt wird. Ich habe es in dieser Schilderung schon stillschweigend eingestanden, daß die Schriftsteller, die Gelehrten, die Dichter und Künstler selbst größtentheils die Schuld tragen, von der Geringschätzung gegen die Litteratur, welche in der Welt gewiß

sehr allgemein verbreitet ist, wenn sie auch selten ganz deutlich ausgesprochen wird. Wären aber jene Vorwürfe, die man den Schriftstellern und ihren Werken gewöhnlich macht, auch allgemein gegründet und treffend, gäbe es nicht einzelne ehrenvolle Ausnahmen, gäbe es nicht Gelehrte und Geisteswerke, die in ihrem Verhältniß zur Welt überhaupt und zu ihrem Vaterlande und ihrem Zeitalter insbesondere, alle Forderungen erfüllen und in beyden Beziehungen ganz so stehen, wie sie stehen sollen; so würde man doch nicht umhin können, jene Geringschätzung im Allgemeinen tadelnswerth zu finden, weil sie über den Mißbrauch der Sache, die Sache selbst, die so groß und so wichtig ist, verkennt. Auch schädlich ist sie, weil sie die Trennung zwischen dem innern intellektuellen Leben und der praktischen Welt, zwischen der Schule und dem Staat, nur noch immer größer macht, und dauernd erhält, die nicht selten in bittre Feindschaft und endlich in gegenseitige Zerstörung und Unterdrückung ausartet.

Wie groß aber die Sache selbst nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, wie wichtig die Litteratur für den Werth und für die Wohlfahrt einer Nation sey, das ist wohl unzweifelhaft, klar und leicht zu entscheiden; wir mögen nun auf die innere Natur derselben, oder auf ihre vielfältigen Folgen und ihren großen Einfluß sehen.

Betrachten wir zuerst die Litteratur selbst nach ihrem wahren Wesen, ihrem ganzen Umfang und ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde. Wir umfassen unter diesem Nahmen alle jene Künste und Wissenschaften, jene Darstellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menschen selbst zum Gegenstande haben, aber

ohne auf eine äußere That und materielle Wirkung auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiste darstellen. Dahin gehört vor allen die Dichtkunst, und nebst ihr die erzählende und darstellende Geschichte; das Nachdenken und die höhere Erkenntniß, in so fern sie das Leben und den Menschen zum Gegenstande und auf beyde Einfluß hat; Beredsamkeit und Witz endlich, wenn ihre Wirkungen nicht bloß im mündlichen Gespräch flüchtig vorübereilen, sondern in Schrift und Darstellung dauernde Werke bilden. Dieß alles umfaßt beynahe das ganze geistige Leben des Menschen. Was giebt es überhaupt nächst dem Geiste selbst, der sich in ihr enthüllt, wohl Größeres und dem Menschen als solchen mehr Eigenes und ihn Unterscheidendes, als die Sprache? Die Natur konnte den Menschen keine schönere Gabe verleihen als die Stimme, die zu jedem Ausdruck des Gefühls im Gesange fähig, durch ihre Biegsamkeit zu den künstlichsten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigsten Laute, den Stoff herleiht zu dem künstlichen Gebilde der Sprache. Von allem aber, was der menschliche Geist erfunden hat, ist die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarste und das Wichtigste. Die Gottheit selbst konnte dem Menschen kein köstlicheres Geschenk machen, als das Wort, welches sie verkündigt, die Menschen eint und verbindet. So unzertrennlich ist Geist und Sprache, so wesentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, so gewiß wir den Gedanken als das eigenthümliche Vorrecht des Menschen betrachten, auch das Wort nach seiner innern Bedeutung und Würde als das ursprüng-

liche Wesen des Menschen nennen könnten. Denn der Mensch wird eben darum Gott ähnlich geachtet und in den heiligen Schriften ein Ebenbild des dreyeinigen Schöpfers genannt, weil er mit einer Seele begabt ist, aus deren Tiefe und in deren Spiegel der Geist sich zum befruchtenden Worte des Lebens gestaltet.

Wenn wir jedoch in der näheren Anwendung Gehalt und Ausdruck, Gedanken und Wort noch allerdings unterscheiden, und unterscheiden müssen; so findet dieß doch selbst in solchen abgeleiteten Verhältnissen beyder nur da Statt, wo entweder beyde oder wenigstens das Eine dieser beyden Elemente nicht mehr ihre Bestimmung erfüllen. Gedanke und Wort, so wie sie ursprünglich Eins sind, dürfen selbst in ihrer mannigfaltigsten Anwendung nie ganz getrennt werden, müssen immer und überall möglichst vereint und übereinstimmend bleiben.

Wie sehr nun auch diese beyden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine sind, dieser höchste Vorzug des Menschen, der ihn erst zum Menschen macht, der Gedanke und die Rede, oft mißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der ursprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt sich selbst durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unsern gewöhnlichsten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunst der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen auf unser Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unsere Gedanken ausübt, ist überflüssig auseinander zu setzen. Eben so wie über die Einzelnen lassen wir uns auch in unserm Urtheil über die Nationen durch eben diese Rücksicht bestimmen, und sind

gleich geneigt, diejenige Nation für die geistvollste und gebildetste anzuerkennen, welche sich am meisten klar und dem Zweck angemessen, bestimmt und angenehm ausdrückt. So daß wir hier sogar über den Vorzug, den wir der äußern Form und dem Ausdruck geben, nur zu oft die Rücksicht auf den innern Gehalt des Gedankens und des Charakterwerthes hintansetzen. Nicht bloß über die Einzelnen und die Nationen, die uns zunächst umgeben, und mit denen wir selbst leben, urtheilen wir so, auch auf andere weit von unserm Kreis entlegene, wird derselbe Maßstab angewandt. Nehmen wir z. B. jene Völker, die wir, weil wir sie wenig kennen, unter dem allgemeinen Nahmen der Wilden zusammen zu fassen gewohnt sind. Sobald der reisende Beobachter ihre Sprache versteht, pflegt sich auch das ungünstige vorgefaßte Urtheil über sie sehr wesentlich zu verändern. „Wilde, heißt es dann meistens, Wilde sind es freylich, unbekannt mit unsern Künsten und unsern Verfeinerungen, so wie mit den übeln sittlichen Folgen derselben; aber einen gesunden, starken Verstand, einen oft bewundernswerthen natürlichen Scharfsinn kann man ihnen nicht absprechen. Äußerst treffend, und nicht selten witzig sind ihre kurzen Antworten, kraftvoll und vielsagend und von der anschaulichsten Klarheit und Bestimmtheit ihre Reden." So ist man fast überall und in allen Verhältnissen des Lebens oder der erweiterten Weltkunde, gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geist, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu schließen. Doch dieß sind nur einzelne Urheile über einzelne Gegenstände. Am besten zeigt sich die Würde und die Wichtigkeit aller jener in der Rede und der Schrift wirken-

den und darstellenden Wissenschaften und Künste, wenn wir ihren großen Einfluß auf den Werth und das Schicksal der Nationen in der Weltgeschichte betrachten. Hier zeigt sich die Litteratur, als der Inbegriff aller intellectuellen Fähigkeiten und Hervorbringungen einer Nation, erst in ihrem wahren Umfange.

Wichtig vor allen Dingen für die ganze fernere Entwickelung, ja für das ganze geistige Daseyn einer Nation erscheint es auf diesem historischen, die Völker nach ihrem Werth vergleichenden Standpunkte, daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat, welche sich meistens noch in die dunkeln Zeiten seines ersten Ursprungs verlieren, und welche zu erhalten und zu verherrlichen das vorzüglichste Geschäft der Dichtkunst ist. Solche National-Erinnerungen, das herrlichste Erbtheil, das ein Volk haben kann, sind ein Vorzug, der durch nichts anders ersetzt werden kann; und wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es solche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Wort eine Poesie hat, sich selbst in seinem eigenen Gefühle erhoben und gleichsam geadelt findet, so wird es eben dadurch auch in unserm Auge und Urtheil auf eine höhere Stufe gestellt. Nicht die weit um sich greifenden Unternehmungen, nicht die merkwürdigen Ereignisse allein sind es, die den Werth und die Würde einer Nation bestimmen. Viele Nationen, die unglücklich waren, sind nahmenlos untergegangen und haben kaum eine Spur zurückgelassen. Andere glücklichere haben das Andenken ihrer Ausbreitung und ihrer Eroberungen erhalten, aber kaum würdigen wir die Nachrichten davon einiger Aufmerksamkeit, wenn nicht der Geist der

Nation ſolchen Unternehmungen und Ereigniſſen, die in der Weltgeſchichte ſich nur allzu häufig wiederhohlen, einen höheren Stempel verleiht. Merkwürdige Thaten, große Ereigniſſe und Schickſale ſind allein nicht zureichend, unſere Bewunderung zu erhalten, und das Urtheil der Nachwelt zu beſtimmen; es muß ein Volk, wenn dieſes einen Werth haben ſoll, auch zum klaren Bewußtſeyn ſeiner eigenen Thaten und Schickſale gelangen. Dieſes in betrachtenden und darſtellenden Werken ſich ausſprechende Selbſtbewußtſeyn einer Nation iſt die Geſchichte. Ein Volk, deſſen Siege und Thaten durch den Styl eines Livius verherrlicht, deſſen Unglück und Verſunkenheit von dem Griffel eines Tacitus für die Nachwelt hingeſtellt worden, tritt auf eine höhere Stufe, und wir können es unſerm Gefühl nach nun nicht mehr ohne Ungerechtigkeit unter den großen Haufen der Völker reihen, die ohne in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes irgend eine Stelle einzunehmen, auf dem Schauplatz vorübergingen, eroberten, und wieder erobert wurden. Dichter und Künſtler, die mit aller Kraft und mit allem Zauber der Darſtellung begabt, den kühnſten Flug der Einbildungskraft wagen dürfen; Forſcher, welche alle Tiefen des Gedankens zu durchſpähen im Stande ſind, kann es immer nur Einzelne und Wenige geben, und dieſe Wenigen können zunächſt nur in ihrer Zeit auch nur wieder auf Wenige wirken. Aber mit dem Lauf der Zeiten dehnt ſich der Kreis ihrer Wirkungen immer mächtiger aus; ihr Werth leuchtet immer heller, und allgemeiner hervor, dagegen ſelbſt der Werth des Geſetzgebers bey veränderten Zeitverhältniſſen in einem verdunkelten Lichte erſcheint, der Ruhm des Er-

oberers, nachdem Jahrhunderte verflossen sind, von der allumfassenden und verschlingenden Größe, mit welcher er gleich anfangs auftrat, immer mehr verliert und sich oft in sehr verkleinertem Maßstabe darstellt. Man darf sagen, Homer und Plato haben nicht nur unter uns, sondern selbst in der späteren Zeit des Alterthums eben so viel, wo nicht mehr beygetragen, den Ruhm der Griechen zu erhöhen und weit zu verbreiten, als Solon und Alexander. An der Achtung, die jede gebildete Nation Europa's der griechischen, als der, welche die Bildung von Europa angefangen hat, so gerne zollt, hat wenigstens der Dichter und der Philosoph unstreitig einen größern Antheil als der Gesetzgeber und der Eroberer. Selbst der Einfluß, welchen die Werke und der Geist der ersten auf die Nachwelt und auf den Gang und die Entwicklung des menschlichen Geschlechts überhaupt gehabt haben, übertrifft an Umfang und Dauer die Wirkungen, welche die Gesetze und die Thaten und Siege der andern hatte. Bleiben aber auch Solon und Alexander für uns unsterbliche und ruhmvolle Nahmen, so verdanken sie dieß vielleicht mehr noch ihrem Geist und ihrem Einfluß auf Geistesbildung, als jenen bürgerlichen Einrichtungen, die uns jetzt so fremd geworden sind, oder den von dem Eroberer gestifteten Königreichen, die längst nicht mehr vorhanden sind.

Dichter und Philosophen von der ersten Größe können immer nur selten seyn, sie werden aber auch als seltne Erscheinungen mit Recht da, wo sie hervortreten, als ein Beweis und allgemeiner Maßstab der geistigen Kraft und Bildung derjenigen Nation betrachtet, welcher sie angehören.

Fügen wir zu dieſen hohen Vorzügen einer eigenthümlichen Poeſie und Nationalſage, einer gedankenreichen Geſchichte, einer gebildeten Kunſt und höheren Erkenntniß noch die Gabe der Beredſamkeit, des Witzes und einer zum geſellſchaftlichen Umgang gebildeten Sprache hinzu, vorausgeſetzt daß dieſe letzten Vorzüge ohne Mißbrauch bleiben; ſo iſt das Gemählde einer wahrhaft gebildeten und geiſtvollen Nation vollendet, und zugleich auch der vollſtändige Begriff einer Litteratur entworfen.

Beſeelt von dem Wunſche, die Litteratur in ihrer ganzen Wichtigkeit und nach ihrem großen Einfluß auf das Leben darzuſtellen, fühle ich gar wohl die mannichfache Schwierigkeit dieſes Unternehmens. Auf der einen Seite werde ich, da das Ganze in einem klar zu überſehenden Gemählde zuſammengefaßt werden ſoll, manches nur kurz und im Vorübergehen berühren müſſen, was allerdings eine ausführliche Behandlung verdiente; auf der andern Seite werde ich, da ich meine Darſtellung ſo hiſtoriſch als möglich abfaſſen und begründen möchte, in dem Fall ſeyn, auch ſolche Einzelnheiten zu berühren, die dem, welcher ſich nicht ausſchließend mit der Litteratur beſchäftigt, vielleicht als unwichtig und geringfügig erſcheinen können. Was mir jedoch den Muth giebt, dieſen Verſuch zu wagen, und die Hoffnung, die Aufgabe glücklich zu löſen, iſt meine lange Beſchäftigung mit vielen, vorzüglich wichtigen, einzelnen Theilen der Litteratur. Das Gebiet derſelben iſt zwar ſo unermeßlich, daß nicht leicht jemand, der es kennt, glauben wird, es erſchöpft zu haben. Indeſſen führt die ſo lang fortgeſetzte und vielfältig erweiterte Bekanntſchaft mit einem Gegenſtande, der

beynahe das Geschäft meines Lebens war, wohl endlich zu einer vollkommeneren und wohl geordneten Übersicht des Ganzen; führt besonders auch dahin, daß man unterscheiden lernt, was nur Mittel und Vorbereitung ist, und was zum Zweck führt; was nur für den Gelehrten einen Werth hat, und was ihn an und für sich besitzt, und für die Welt überhaupt merkwürdig und anziehend seyn kann.

Unsre Geistesbildung beruht so ganz auf der der Alten, daß es überhaupt wohl schwer ist, die Litteratur zu behandeln, ohne von diesem Punkt auszugehen, und wenigstens als Einleitung der Griechen und Römer zu gedenken und den Anfang von ihnen zu nehmen. Mir wenigstens würde es nicht möglich seyn, meine Ansicht und Erkenntniß von der Litteratur überhaupt, und von der neuesten insbesondere deutlich darzulegen, ohne eine gedrängte Darstellung der alten Litteratur nach derselben Ansicht und denselben Grundsätzen voranzuschicken. An dem Beyspiel der griechischen Nation läßt sich überdem die Würde und die Wirkung einer glücklich entwickelten Litteratur in höchstem Glanze zeigen; auf der andern Seite treten hier aber auch die verderblichen Wirkungen und schädlichen Folgen einer sophistischen Redekunst in das hellste Licht. Ich werde jedoch diese vorläufige Ansicht des Alterthums in größter Kürze zusammendrängen. Zuerst werde ich die gesammte Litteratur der Griechen und Römer im Allgemeinen betrachten; jener beyden Völker, denen wir einen so großen Theil unserer Geistesbildung verdanken, und als eine reiche Erbschaft von ihnen erhalten haben. In einem eben so gedrängten Vortrage werde ich alles zusammenfassen, was Europa schon zur Zeit der Grie-

chen und Römer und durch dieſe auch die neue Zeit den orientaliſchen Völkern in Rückſicht auf Geiſtesbildung und Litteratur verdankten. Zwar ſollten die älteſten Denkmale des aſiatiſchen Geiſtes der Zeitordnung nach wohl den griechiſchen vorangehen. Da aber meine Abſicht vorzüglich darauf ausgeht, ein welthiſtoriſches Gemählde der europäiſchen Geiſtesbildung aufzuſtellen, und da die Litteratur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden ſoll, ſo wird es für dieſen Zweck am angemeſſenſten ſeyn, was von der orientaliſchen Denkart und Geiſtesbildung erwähnt werden muß, um die europäiſche zu verſtehen und zu erklären, da einzuſchalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat, und wirkſam geworden iſt. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wird ſodann auch unſrer Vorzeit, der nordiſchen Götterlehre, und der daher abgeleiteten Poeſie der Ritterzeit, und Kunſt des Mittelalters gewidmet ſeyn; wo während der Kreuzzüge Europa von neuem mit dem Orient in eine fruchtbare Berührung kam. Die nachfolgenden Vorträge ſind der Epoche ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gewidmet, und einer ausführlichen Darſtellung der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte es mir gelingen, in dem Zeitraume der alten Litteratur bekannte und ſchon oft behandelte Gegenſtände hier und da in einem neuen Zuſammenhange und Lichte zu zeigen, ſo hoffe ich um ſo mehr im Voraus Nachſicht zu erhalten, wenn ich die neueren und neueſten Erſcheinungen der Litteratur zum Theile nach Geſinnungen und Grundſätzen betrachten werde, die im Gegenſatz mit den jetzt herrſchenden alt ſcheinen können, und zu heiſſen verdienen.

Es ist schon darum sehr vortheilhaft, eine Darstellung der Litteratur mit den Griechen anzufangen, weil die Geistesbildung der Griechen am meisten sich ganz aus sich selbst entwickelt hat, und fast ganz unabhängig von der Bildung anderer Nationen entstanden ist. Dieß kann von den Römern und von den neuern europäischen Nationen keinesweges behauptet werden. Zwar haben auch die Griechen nach ihrem eignen Zeugniß die Schrift von den Phöniziern erlernt, die Anfänge der bildenden Kunst und der Mathematik, manche einzelne Ideen der Philosophen und viele Künste des Lebens von den Ägyptern oder von andern asiatischen Nationen entlehnt. Ihre früheren Sagen und Dichtungen stimmen immer noch in einigen Punkten mit den ältesten asiatischen Überlieferungen zusammen. Aber es sind das nur zerstreute Spuren, und halberloschene Erinnerungen, wie sie fast überall auf den gemeinsamen Ursprung der Völker und Anfangspunkt der menschlichen Geistesentwicklung hindeuten; alles aber was die Griechen irgend erlernten und entlehnten, haben sie mehrentheils sogleich und von der ersten Auffassung an, durchaus selbstständig verarbeitet und eigenthümlich angewandt. Es waren auch nur einzelne Fortschritte und einzelne Begriffe; das Ganze ihrer Geistesbildung haben sie sich selbst geschaffen. Die Römer hingegen und die neuern europäischen Nationen empfingen gerade das Ganze einer schon fertigen und vollendeten Geistesbildung und Litteratur von andern ältern Nationen, die Römer von den Griechen, die neuern Europäer von ihnen beyden und von dem Morgenlande, bis sie dann erst später dieses Ganze

mit mehr oder minder ſelbſtſtändiger Kraft zu verarbeiten und ſich anzueignen lernten.

Bey den Griechen waren es, wie geſagt, nur einzelne Adern aſiatiſcher Überlieferung, obwohl deren viele ſind, und mehr als man beym erſten Anblick entdeckt, welche ſich durch das Gewächs ihrer Geiſtesbildung in Kunſt und Wiſſenſchaft hinſchlingen und in die Wurzel derſelben verwebt ſind. Ihnen ſelbſt waren überdem dieſe Spuren aus dem früheren Alterthum des Morgenlandes größtentheils verborgen und unbewußt; oder wenn ſie auch hintennach einen einzelnen Faden dieſer Art, nicht ohne Verwunderung entdeckten, und mit der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit ergriffen, ſo ließen ſie ſich davon oft zu weit und hie und da ganz in die Irre führen; indem ſie über das plötzlich wiedergefundene Licht des orientaliſchen Urſprungs, was ihnen doch nie vollſtändig klar werden konnte, nun die glückliche Harmonie des eignen Ganzen und einfachen helleniſchen Lebens und Denkens verloren. Sie kannten den Orient viel zu wenig, als daß ſie bis zu dem wirklichen Anfangspunkt der geſchichtlichen Menſchenkunde hätten durchdringen und dort an der Quelle den Urſprung und die Einheit aller Geiſtesentwicklung auffinden, und ſo den ganzen Stammbaum der Menſchheit nach allen ſeinen Verzweigungen überſchauen können. Erſt für uns ſind bey erweiteter Völker- und Sprachenkunde alle jene Fäden des aſiatiſchen Urſprungs in der griechiſchen Sage und Bildung vollſtändiger ſichtbar, ſo daß wir ſie allmählig in einen Zuſammenhang bringen, und uns dem vollſtändigen Verſtändniß des großen allgemeinen Ganzen mehr und mehr nähern können, ohne die ſchöne Einheit in dem ei-

genthümlichen Ganzen der griechischen Geistesbildung darüber zu verlieren.

Über die älteste Vorzeit der Griechen ist im Allgemeinen noch folgende Bemerkung zu machen. Nachdem der Urstamm des Menschengeschlechts durch den eignen Übermuth und innern Zwiespalt zerstreut und in einzelne Äste zersplittert war, die dann bald als abgesonderte Nationen in der alten Sage und geschichtlichen Kunde hervortreten, sehen wir diese aus der Zersplitterung neu entstandenen Völker, sich deutlich nach dem vorherrschenden Gepräge der verschiedenen Stände und Kasten unterscheiden, welche noch vor der Völkerzerstreuung die wesentlichen Bestandtheile in dem großen Gebäude des ältesten Menschenvereines in der Urzeit gebildet hatten. So waren die Ägypter ein durchaus priesterliches Volk, obwohl auch die andern Stände, als solche und abgesondert in Kasten hier gefunden werden; weil alles vom Priesterstande ausging und der priesterliche Einfluß und Geist in allem überwiegend war. Eben dieses gilt auch von den Indiern; die Hebräer bieten uns unter andern Verhältnissen der übrigen Stände, das Bild einer vollkommnen Theokratie dar und auch in unserm Abendlande ist bey den Hetruskern dieser priesterliche Charakter in allen Einrichtungen des Lebens sichtbar vorherrschend. Selbst in der älteren Römergeschichte bleibt diese hetruriſche Grundlage einer ganz priesterlichen Lebenseinrichtung noch unverkennbar, nur daß hier alles eine andre Wendung genommen hat, nachdem die Patricier mit den priesterlichen Vorrechten auch die oberste Waffen- und Richtergewalt zu vereinigen wußten. Andre Nationen, die aus demselben zersplitterten Urstamm her-

vorgegangen und zu einer welthiſtoriſchen Bedeutung erwachſen ſind, müſſen nach dem bey ihnen herrſchenden Übergewicht der Kriegerkaſte und des Adelſtandes, als Heldenvölker charakteriſirt werden; dahin gehören vor allen die Perſer und Meder, und die germaniſchen Völker, obwohl ſpäter in der Geſchichte auftretend, in treu erhaltnem Urcharakter. Dieſen reihen ſich die Griechen zunächſt an, oder neigen ſich doch am meiſten zu dieſer Claſſe, wenn gleich ſie auch der andern von Anfang wenigſtens zum Theil angehören, und in dieſer Hinſicht in der Mitte zwiſchen beyden Gattungen ſtehen, indem ſie den Charakter von beyden in ſich vereinigen, und zwar nicht gleichzeitig und vermiſcht, aber in der Folge der verſchiedenen Zeiten nach einander darbieten, wie auch ihr Stamm vielleicht ſchon urſprünglich aus zwey verſchiedenen Elementen gemiſcht und entſprungen war. Es ging der Heldenepoche der Griechen eine ältere, mehr prieſterliche Vorzeit voran, ſo wie alle alten Mythographen und Hiſtoriker, obwohl in großer Verſchiedenheit der Deutung und der Meynung über das Einzelne, im Allgemeinen doch darin übereinſtimmen, daß ſie dem fröhlichen helleniſchen Leben der ſpätern Zeit überall ernſte Pelasger als die ältere geſchichtliche Unterlage voranſchicken und zum Hintergrunde geben. Unter den Pelasgern haben wir vielleicht ſelbſt dem Nahmen *)

*) Πελασγοι könnte wohl nur eine ältere oder abweichende Wortform ſeyn für πελαοι. Aber auch in der natürlichſten Ableitung von πελας, verglichen mit πελαγος und πελατης und deren Bedeutung, ſcheint jene Benennung die alten Inſaſſen des Landes zu bezeichnen.

nach um die Alten desselben oder eines sehr nah verwandten Stammes zu verstehen; ihre und die ganze damalige hellenische Lebenseinrichtung war aber ungleich mehr der ägyptischen und asiatischen, oder auch der hetruriſchen priesterlichen Weise ähnlich, als in der spätern homerischen Heldenzeit.

Die sinnbildlichen Priesterlehren dieser älteren, pelasgischen Vorzeit erhielten sich auch später, obwohl nur verborgen und eingeschlossen in den enger beschränkten Kreisen der Mysterien, doch nicht ohne Ruhm und Verehrung, und auch von eigenthümlichen Dichternahmen verherrlicht. In dieser Beziehung hat es eine geschichtlich wahre Bedeutung, wenn die Sage, welche uns die alten Dichter nennt, den Kreis derselben, lange vor den Heldengesängen von Troja und vor der homerischen Zeit, mit dem Orpheus eröffnet, der kein Hellene war, und jener priesterlichen Epoche und noch ganz sinnbildlichen Götterkunde der Urzeit angehören. Daß aber die strengen Bande der älteren beschränkten Priesterverfassung in der pelasgischen Vorzeit hier so bald durch den neueren Heldenstamm kampflustiger, und lebensvoller Hellenen, weggenommen und gelöst, wie auch später wieder die Herrschaft der großen Heldenfamilien bey steigendem Handel und dem blühenden Städteanbau in dem mannichfachen Küsten- und Schifffarth-reichen Inſellande, vielfältig gebrochen wurde, und mehr nur im glorreichen Andenken poetischer Sage, als in wirklicher politischer Übermacht fortlebte; das ist für die ganze Entwicklung der griechischen Geistesbildung von der entschiedensten Wichtigkeit gewesen. Denn eben diese von den Banden der priesterlichen Verfassung, welche im Orient

alles bestimmte, und selbst von dem politischen Zweck, der bey den Römern vorherrschend war, ganz unabhängige, freye, geistige Entwicklung, bloß nach dem innern Sinn und Bedürfniß, hat in Kunst und Wissenschaft den Griechen und ihrer Poesie und Philosophie, ja ihrer ganzen Litteratur, diesen eigenthümlichen Charakter gegeben, der sie vor allen andern auszeichnet. Gleich unabhängig vom Staat und Priesterthum sehen wir hier zum erstenmale die Schule in ihren mannichfachen Verzweigungen und Abstufungen als einen abgesonderten Verein und selbstständige Kraft hervortreten und sich gestalten, wie es seitdem kaum wieder in dem Maße geschehen ist.

Wenden wir aber den Blick von dieser weniger bekannten Vorzeit zurück auf die welthistorische Periode des griechischen Nationalruhms; so sind es vorzüglich drey Hauptbegebenheiten, welche die eigentlich große Zeit der griechischen Geschichte ausfüllen und auch für die Geistesbildung Epoche gemacht haben. Der persische Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Übermacht von ganz Asien für die Erhaltung ihrer Freyheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich siegten; der peloponnesische zweytens, jener allgemeine, sieben und zwanzigjährige Bürgerkrieg, zwischen Athen auf der einen und den dorischen Völkern auf der andern Seite, in welchen Griechenlands Kraft sich selbst zerstörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechischer Geist und Regsamkeit über einen großen Theil von Asien wie eine reiche Aussaat der Zukunft ausgestreut wurde. Eine Aussaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige heilsame und auch verderbliche Früchte, und eine eigne neue grie-

chisch-asiatische Gestalt und Geistesbildung erzeugte; ein Band und Mittelglied zwischen Asien und Europa, dessen Einfluß sich auf die ganze Nachwelt bis auf unsre Zeiten erstreckt hat.

Wären die Griechen in ihrem ersten Freyheitskampf gegen die Perser nicht glücklich und siegreich gewesen, wäre Griechenland eine Provinz des großen persischen Reichs geworden; so würden sie eine ganz andere Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen als die, welche ihnen jetzt gebührt. Sie würden auf der Stufe stehen geblieben seyn, wo die Perser sie fanden, oder auch allmählig tiefer gesunken, und wieder verwildert seyn. Sie wären immer ein geistreiches und auch bis auf einen gewissen Grad gebildetes Volk geblieben. Sie würden wie andre gebildetere Völker, welche dem persischen Reich unterworfen und einverleibt wurden, die Ägypter, Hebräer, Phönicier, ihre Sprache und ihre Schriftsteller, zum Theil selbst ihre Sitten und Lebenseinrichtungen behalten haben; denn die persische Herrschaft war, einzelne Fälle ausgenommen, im Ganzen eigentlich milde, die edelste und die beste unter allen Weltherrschaften, die es je gegeben hat. Aber den hohen Aufschwung, welchen Kunst und Geisteskraft nach dem glorreich bestandenen Kampf bey den Griechen nahm, diesen hätten sie ohne die Freyheit nie erreichen können.

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geistigen Entwicklung ist in dem engen Raum von noch nicht drey Jahrhunderten vom Solon bis zum Alexander eingeschlossen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in

der Litteratur der Griechen. Nicht nur fällt in dieſe Zeit die kunſtreichere Entwicklung der lyriſchen Poeſie, und der erſte Anfang der dramatiſchen. Eine Menge jetzt aufſtehender Lehrdichter beweiſen das erwachende Nachdenken. Die gnomiſchen Sammlungen des Theognis und des Solon ſelbſt bieten eine Fülle von ſinnreichen und ſittenſchildernden Sprüchen dar; wie alle Völker ſie auf dieſer Stufe lieben; welche metriſch abgefaßt, in dieſer Form dem Charakter des Spruchs, als dem allgemeinen Element und gemeinſamen Rain des Dichtens und Denkens, wohl angemeſſen ſind. Zu derſelben Zeit begann mit Thales die Philoſophie der Griechen, und die Proſa, die ſich bey ihnen ſo ſpät von der Poeſie loswickelte, fing an zu entſtehen. Sie entwickelte ſich zuerſt bey den älteſten joniſchen Philoſophen ſeiner Schule, in einfachen, aber ſcharfſinnig beſtimmten Gedankenſprüchen, mit oft noch bildlichem Ausdruck; Aphorismen, oder klar hingeſtellten, aber tief aus der Quelle geſchöpften Naturanſchauungen, wie wir ſie noch von dem Vater der Heilkunde beſitzen. Durch die Geiſtesfreyheit, welche Solon begünſtigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Geſetzgebung verbundene und von ihm geſtiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptſitz und Mittelpunkt der griechiſchen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieſer glückliche Zeitraum. Demoſthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den ſein Vaterland um die Freyheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftſteller der

Griechen, der auf seine Nation als Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geistreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wissenschaftliches, gelehrtes, wurden sie unter den Ptolomäern in Ägypten fast noch mehr, als sie es in der schönen alten Heimath gewesen waren. Nur eine Nation waren sie nicht mehr, und mit der Freyheit war auch die Erfindungskraft und der eigne Aufschwung des Geistes verloren.

In einem so engen Zeitraum liegt also eigentlich diese ganze Fülle von so mannichfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geistes beschlossen, die noch jetzt dieses Volk zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung erheben! Ein großes und ewig denkwürdiges Schauspiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Bösen, und daher zwiefach lehrreich. Nur noch einmal hat die Weltgeschichte ein ähnliches Schauspiel fruchtbarer Entwicklung des erwachenden Geistes wiederholt. Wir werden es in der Folge betrachten.

Mit Solon also beginnt uns die eigentliche Epoche der griechischen Litteratur. Vor Solon besaßen die Griechen nur das, was meistens alle glücklich organisirten Völker in der frühern Zeit der gesellschaftlichen Entwicklung auch besessen haben: Sagen, welche die Stelle der Geschichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche mündlich fortgepflanzt, statt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländischen Gefühle, oder Festgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne

Geliebte geweiht, beſaßen die Griechen ſchon von den älteſten Zeiten und in der größten Menge und Mannichfaltigkeit. Wichtiger ſind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was den Sänger unmittelbar ergreift und beherrſcht, ausdrücken, ſondern die Überlieferung eines Volks enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Urſprunge der Welt. Doch auch dieſes wird bey andern Völkern im Überfluß gefunden wie bey den Griechen. Ein Werk aber ragt vor allen andern aus der griechiſchen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit ſeiner Darſtellung weit hervor: die homeriſchen Gedichte; die ſeit Jahrtauſenden wie noch jetzt und niemals genug bewunderten Werke der Ilias und Odyſſee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geiſt dieſer Gedichte, daß ſie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müſſen entſtanden und entworfen ſeyn; geſammelt aber wurden ſie erſt in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon ſelbſt der Vergeſſenheit und der ſchwankenden mündlichen Fortpflanzung entriſſen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung geſtellt, und nachgehends durch die ſchriftliche Abfaſſung geſichert und allgemein verbreitet.

Solon und ſeine Nachfolger in der Herrſchaft zu Athen, Piſiſtratus und die Piſiſtratiden hatten dabey, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke ſelbſt, wahrſcheinlich auch noch einen andern patriotiſchen Zweck. Um dieſe Zeit, ſechs hundert Jahr vor Chriſti Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Aſien ſchon bedroht,

zwar noch nicht von den Perſern, aber durch die lydiſchen Könige, deren Herrſchaft bald darauf mit in das große perſiſche Reich verſchlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Klein-Aſien ſich ausbreitete, da konnte kein hellſehender Patriot es ſich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man ſcheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit ſicher geweſen zu ſeyn und den heranahenden Sturm, der erſt unter den Kaiſern Darius und Xerxes gegen den griechiſchen Continent ſelbſt losbrach, gar nicht im voraus geahndet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am erſten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtſchaft, ſondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den aſiatiſchen Griechen auf das genaueſte verbunden war. Die Erweckung der alten Geſänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechiſchen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Aſien kämpfte und Troja beſiegte, fiel wenigſtens jetzt in eine ſehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroiſchen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeiſtern. Ob irgend eine ſolche Begebenheit wie der trojaniſche Krieg ſich wirklich zugetragen habe, dafür giebt es keine vollkommene geſchichtliche Gewißheit, oder beſtimmte Entſcheidung. Die Herrſchaft des Agamemnon und der Atriden ſcheint am meiſten hiſtoriſch. Daß zwiſchen der Halbinſel und Klein-Aſien mancher Verkehr Statt fand, iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinſel ſelbſt den Nahmen trug, von dorther gekommen. Daß die Entführung einer Für-

ſtinn Urſache eines allgemeinen und langen Kriegs geweſen, iſt wenigſtens dem Geiſte und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in ſo manchen Stücken an die chriſtliche Heldenzeit, und das Ritterthum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz fabelhaftes und urſprünglich bloß Allegoriſches eingemiſcht worden ſeyn mag; daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweiſen auch die daſelbſt befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln beſtehenden Heldengräber. Dieſe alten griechiſchen Hünen- oder Heldengräber, welche die Volksſage dem Achilles und ſeinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er ſeinen Ruhm zu beſingen, einen Homer gefunden hatte, ſind ſchon zur Zeit des Dichters ſelbſt vorhanden geweſen, wie man aus einigen Stellen der Ilias ſieht. Erſt der Wißbegier, oder dem Frevel unſrer Zeit war es vorbehalten, dieſe Gräber aufzuwühlen, und die Aſche und übrigen Angedenken der Helden, die ſich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruheſtätte zu entreiſſen. Wäre aber der trojaniſche Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkührliche Dichtung; für den Zweck, den Solon und Piſiſtratus, und für den patriotiſchen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen ſollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geſchichtlich gehalten.

So hatten die Homeriſchen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrſcheinlich noch eine nähere vaterländiſche Beziehung und Bedeutung, während ſie uns am meiſten auffallen durch die Allgemeinheit der ſchönen Darſtellung

und des großen Bildes, welches sie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt sich keine enge Denkart und Ansicht, die nur an einem beschränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines besondern Stammes sich drehte, wie dieß wohl in den alten arabischen Gesängen, oder in Ossians Liedern der Fall ist. Ein freyer Geist athmet aus diesen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schön gestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor unsern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemählde. Die beyden Heldengestalten Achilles und Ulysses, welche aus diesem heitern Weltgemählde als die Hauptfiguren hervorragen, sind so allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir sie fast in allen Heldensagen wieder finden, nur nicht immer so glücklich entwickelt, und so herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle siegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erschöpfen soll, aber schon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragischen Schicksal bestimmt war, ist der erste und erhabenste dieser Charaktere; und ein Charakter, ein Anklang dieser Art findet sich in unzähligen Heldensagen wieder, am schönsten nebst den Griechischen vielleicht in unsern nordischen. Auch bey den heitersten Völkern umschwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit, ein halbschmerzliches, und liebevoll klagendes, elegisches, ja oft sogar tragisches Gefühl, was uns aus dem Innersten dieser Dichtungen anspricht; sey es nun, daß der Übergang einer freyern und großen Heldenzeit den gebundenen Nachkommen wirklich diesen

Eindruck hinterlaſſen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnſucht, was allen Menſchen aus alter Erinnerung eines verlornen urſprünglich ſeeligen Zuſtandes eingepflanzt und angeboren iſt, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andre, minder erhabene, für die Poeſie aber ſehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens ſtellt ſich im Ulyſſes dar. Es iſt der umherſtreifende, wandernde Held, der aber ſo erfahren und verſtändig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abentheuer zu beſtehen geeignet iſt; und eben dadurch der Einbildungskraft den freyeſten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltne, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bey noch beſchränkter Erdkunde und einer kindlichen Anſicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigſten Dichtungen zu verſchönern. An heroiſcher Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordiſchen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientaliſchen, ſo weit wir beyde kennen, den Homeriſchen Gedichten gleich kommen, oder ſie noch daran übertreffen. Was dieſe auszeichnet, iſt die Anſchaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verſtandesklarheit, die mit ſo kindlicher Einfalt und dieſer Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich iſt. Eine Darſtellung findet ſich hier, die ſo ausführlich iſt, daß ſie oft faſt geſchwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine faſt dramatiſche Entwicklung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenſchaften, der Reden und Geſpräche; eine ſelbſt in der Anführung aller einzelnen Umſtände faſt hiſtoriſche Genauigkeit. Dieſer letzten Eigenſchaft, die den

Homer auch unter den andern griechischen Sängern sehr auszeichnet, verdankt er selbst vielleicht seinen Nahmen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; wegen seiner Wahrhaftigkeit, einer solchen nähmlich, wie sie ein Sänger und Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdient er wohl diesen Nahmen. Auch uns ist er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldensage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit. Die andre Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeschichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und ist ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden sich auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers selbst, wohl Spuren finden lassen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geistes sah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die ossianischen Gedichte sind in eine immer gleich schwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und so mag man leicht dasselbe auch von dem Barden selbst denken. Wer aber die Iliade und die Odyssee, diese klarsten und hellsehendsten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuschreiben kann, der muß wenigstens für dieses Urtheil seine eignen Augen einigermaßen verschließen, vor so vielen deutlich sprechenden Beweisen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homerischen Gedichte auch entstanden, und gebildet seyn mögen, sie versetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter schon zu erlöschen anfing, oder eben erst erloschen war. Es sind zwey Welten, die in der Homerischen Darstellung zusammen-

ſtießen: die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch ſehr nahe, und lebhaft vor Augen zu ſtehen ſcheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Dieſe Verſchmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verſchönert, dieſe anſchaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homeriſchen Gedichten den ihnen ſo ganz eignen Reitz.

Anfangs herrſchten überall Könige und Heldengeſchlechter in Griechenland. So iſt es noch in der Homeriſchen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde faſt überall abgeſchafft, faſt jede mächtige Stadt und ſelbſtſtändige Völkerſchaft geſtaltete ſich zu einer kleinen Republik. Mit dieſer neuen ſtädtiſchen Verfaſſung und bürgerlichen Einrichtung, wurden auch die Verhältniſſe des Lebens ſelbſt allmählig proſaiſcher. Die alten Heldenſagen mußten nun dem Gefühl fremder werden, und unſtreitig trug dieſe Veränderung in der Verfaſſung viel dazu bey, den Homer in eine Art von Vergeſſenheit zu bringen, der ihn Solon und Piſiſtratus erſt wieder entriſſen.

Vergleichen wir nun das hohe Werk der homeriſchen Geſänge mit andern, indiſchen und perſiſchen, oder nordiſchen und altdeutſchen Helden- und Göttergedichten; ſo ſind es vorzüglich zwey Eigenſchaften, welche daſſelbe vor jenen auszeichnen. Zuerſt iſt es das harmoniſche Ebenmaß in der heitern Lebensanſicht und in der ganzen Darſtellungsweiſe ſelbſt, und die in beyden vorwaltende künſtleriſche Klarheit des Verſtandes, welche nebſt jenem Ebenmaß der Harmonie wie den Homer, ſo auch den Charakter der griechiſchen Geiſtesbildung überhaupt vorzüglich bezeichnet,

und im Ganzen derselben vorwaltet. Sodann ist es die in dem Maße wenigstens nicht eben wesentlich in der Natur des epischen Gedichts begründete, wohl aber in der besondern Anlage des griechischen Geistes liegende, reiche dramatische Entfaltung im Einzelnen der homerischen Gesänge und die damit zusammenhängende episodische Verflechtung des Ganzen. Eben daher entspringt auch oder ist doch nah verwandt damit, jenes entschiedene Hervortreten des rhetorischen Bestandtheils, wozu sich die dem Griechen angeborne Hinneigung und Meisterkraft, zwar noch ganz natürlich und wie sie dem klaren Lebensspiegel freyer Poesie durchaus angemessen ist, die sich daher auch von der falschen Rhetorik der spätern Dichtkunst so ganz unterscheidet, hier schon in bewundernswerther Fülle und Kunst der Rede und des Geistes entfaltet; wie denn auch in manchen Ansichten und Gesinnungen, durch die Darstellung des heroischen Lebens selbst, der aufkeimende republikanische Sinn schon sehr sichtbar hindurchschimmert. Durch eben diese Eigenschaften, nur in geringerem Maße der Verschiedenheit, bleibt Homer auch vor den andern Rhapsoden der jonischen Zeit und vor den übrigen epischen Dichtern der Griechen ausgezeichnet, statt derer aller uns Hesiodus zum Beyspiel dienen kann, und steht allein und einzig unter den andern da, obwohl alle diese geringeren heroischen oder mythischen Dichter in unzähligen einzelnen Manieren der epischen Weise unter einander gleich und dem Homer ganz ähnlich sind. Eine chaotische Sagenfülle, von oft gigantischem Inhalt, besingt Hesiodus in jener Weise oder in jenem Styl, welchen die Alten als den mittelmäßigen bezeichnen, weil

zwar kein Übermaß der verwilderten Kraft, aber auch keine besondre Größe und Erhabenheit des Geistes darin sichtbar ist. Es fehlt der homerische Reichthum jener herrlichen dramatischen Entfaltung; obwohl sich, den Hesiodus als Sittengemählde betrachtet, Züge genug darin vorfinden, von dem sehr merklich emporwachsenden republikanischen Geiste, der bald das heroische Leben mehr und mehr verdrängen und endlich ganz überwältigen sollte.

Die Homerischen Gedichte sind so wichtig für die griechische und für die ganze nachfolgende europäische Litteratur, so sehr Hauptquelle der gesammten Geistesbildung der alten Völker geworden, daß die geschichtliche Betrachtung vor allen andern Gegenständen bey ihnen zu verweilen hat. Ich wünschte überhaupt die Aufmerksamkeit nur bey den Erfindern festzuhalten oder bey der ersten Blüthezeit, wo die Kunstgebilde zur Vollendung reifen; über die Jahrhunderte der Nachahmung und bloßen weiteren Entfaltung werde ich schnell hin gehen.

Ich überschreite die ganze Zwischenzeit bis auf den persischen Krieg. Diese Zwischenzeit enthält nur schwächere Nachfolger des Homer, oder solche Anfänge neuer Geisteswege und neuer Kunstformen, die erst später zur Reife und vollkommnen Entwicklung gelangt sind. Die meisten Dichter und Schriftsteller sind ohnehin bis auf einzelne Bruchstücke verloren.

Vorzüglich entwickelte sich jetzt die lyrische Kunst in den mannichfachsten Formen. Aus dem Weltumströmenden Ocean der Helden- und Götterfage war die Poesie der Griechen, wie aus ihrer Wurzel und Quelle hervorgegangen. Jetzt breitete sich dieses Meer der alten Sage, wie

in unzähligen, größern und kleinern Strömen, in einzelnen Liedern und Gesängen durch alle Gebiethe und nach allen Seiten des Lebens hin aus und verschönte es durch Musik und festliche Spiele. So erstieg die Poesie der Griechen, aus dem Strom der Sage hervorgehend, durch das Spiel festlicher Lieder und spruchreicher Gesänge sich entfaltend, endlich in der dramatischen Darstellung und besonders in der tragischen Dichtung, als dem ernsten Bilde des höchsten Lebens, den Gipfel und das Ziel der Kunst, die uns nicht bloß ein bedeutsam ansprechendes, sondern auch lebendig ergreifendes und fruchtbar einwirkendes Ebenbild des Göttlichen zu geben berufen ist; wie denn in aller Poesie diese Elemente oder Stufen, der Sage, des Gesanges, und das geistige Bild, wie man das bewegliche, fortschreitende Ebenbild des Lebens nennen könnte, obwohl nicht immer in derselben Ordnung sich wiederfinden, auf deren Verschiedenheit sich auch das Wesen jener drey poetischen Gattungen, der epischen, lyrischen und dramatischen Kunst gründet.

Der persische Krieg selbst, diese denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Litteratur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftsteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabensten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobey ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländisch gesinnt, und den Persern geneigt war. Aeschylus, der älteste große Tragiker, hatte, selbst Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes seinen furchtbaren Zug gegen die Grie-

chen unternahm, und als er die Bücher seiner Geschichte, die eben jenen Freyheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den versammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt sich wohl erklären, aus der auch in seinem Gedicht sichtbaren Abneigung gegen die Volksherrschaft, die schon damals in Griechenland manchen gewaltsamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnden ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt, und die bey den dorischen Völkern überwiegende Herrschaft des Adels. Diese Form der Verfassung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erschien im Alterthum wenigstens nirgends in einem so glänzenden und so milden Lichte, als in dem persischen Kaiserthum, das wie sehr auch einzelne Herrscher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als dorischer Dichter ist uns Pindar um so wichtiger, weil er uns viele andre, ganz verlorne ersetzen muß. Was wir griechische Litteratur nennen, und als solche in den noch vorhandenen größern Schriftstellern besitzen, ist eigentlich nur jonische und athenische, so wie später alexandrinische Litteratur. Zur selbigen Zeit aber, als in den jonischen Staaten und zu Athen die Dichtkunst, Geschichte und Philosophie aufblühten, hatten die dorischen Völker, jener zweyte von den jonischen in Sitte, Verfassung, Sprache und Denkart so sehr abweichende griechische Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Litteratur; Dich-

ter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, seit Pythagoras auch Philosophen und andere Schriftsteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieses untergegangen ist, wenigstens ein allgemeines Bild der dorischen Sitten, und des diesen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter es auffaßte und sich verschönert dachte.

Die erkünstelte wilde Begeisterung und absichtliche Dunkelheit, welche bey den neuern Nachahmern des großen Dichters als Pindarisch genannt wird, ist ihm selbst ganz fremd. Vielmehr ist eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in seiner Darstellung. Ist wo eine Dunkelheit, so liegt sie meistens in den vielen Anspielungen auf das, was uns fremd ist, seine Zuhörer aber in bekannter Gegenwart umgab, oder ihnen aus lebendiger Erinnerung vor der Seele stand. Indem er die Sieger in den Kampfspielen besingt, geht er über auf das Lob der Heldengeschlechter, von denen der Sieger abstammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeyert wurden; was denn bisweilen gewaltsame Übergänge verursacht. Es sind diese Festgesänge überhaupt kaum lyrische Gedichte zu nennen, wenigstens sind sie nicht das, was wir darunter verstehen. Heroische oder epische Gelegenheitsgedichte sind es, welche von Musik und Tanz begleitet, nicht bloß abgesungen, sondern auf gewisse Weise dramatisch aufgeführt wurden. Was diesen Dichter am meisten auszeichnet, ist die hohe Schönheit, und die musikalische Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrscher in gefahrlosen Zeiten, und glückliche Staaten unter schönen Kampf- und Ritterspielen

sorgenfrey dahin leben unter gleichgesinnten Freunden, von begeisterten Sängern umgeben, und in schönen Erinnerungen der Heldenahnen schwelgend; das hat Pindar unvergleichlich dargestellt, und in eben dieser Lebensweise seiner geliebten Sieger und der dorischen Edlen, stellt er uns auch die Gestalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter sehr verschiedener Art und von einem ganz andern Gefühle beseelt, ist Aeschylus. Das kriegerische, kühne Hochgefühl des für die Freyheit begeisterten Siegers, das sich in seinen Werken ausspricht, versetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem stolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfs die herrschende seyn mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erst im Werden ist; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeschylus zuerst entwarf und erschuf, ohne sie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter besonders in der Darstellung des Furchtbaren und der tragischen Leidenschaften. Zu der Tiefe des Dichters gesellte sich bey ihm der Ernst des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollstem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in seinen Gedichten die Mysterien, oder die verborgenen Lehren der eleusinischen geheimen Gesellschaft verrathen habe, kann uns beweisen, daß er überall nach Wahrheit ernstlich geforscht hatte. In seinem Geiste hat die griechische Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Gestalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragische Begebenheiten dargestellt, sondern es geht durch alle seine Werke eine und dieselbe allgemeine tragische Weltansicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen,

und wie ihr erhabener Urstamm durch ein jüngeres, schlaueres Geschlecht von geringerm Werthe besiegt und verdrängt worden sey, das ist der beständige Gegenstand, wohin alle seine Darstellungen und Klagen zielen; also die ursprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menschen, und wie beyde allmählig in Schwäche und Gemeinheit versinken. Doch erhebt sich bey ihm, aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Riesenkraft hie und da, wie im Prometheus, immer noch kühn und frey, im Innern unbesiegt empor. Man kann dieser Ansicht eine mehr als dichterische und auch sittliche Erhabenheit nicht absprechen.

In den beyden zuletzt geschilderten Dichtern, dem Pindar und Aeschylus, ist etwas eigenthümlich Orientalisches bemerkbar, was sich schon in der ungleich kühneren Bildlichkeit und dem mehr abgerißnen Gedankengange kund gibt, worin man es auch schon oft bemerkt hat, obwohl es noch ungleich tiefer liegt und sich viel weiter erstreckt, als bloß auf die äußere Form des Ausdrucks. Über die Pindarischen Festgesänge ist nebst einer besondern asiatischen Leichheit und Milde, jene priesterliche Würde und Anhauch heiliger Weihe verbreitet, der für diese harmonischen Gefühle erst die tiefe Grundlage einer naturfrommen und in Einfalt göttlichen Gesinnung bildet. Im Aeschylus aber ragen noch überall die gigantischen Gestalten der Urwelt hervor. Wie Pindar ganz in der Harmonie lebt, so steht Aeschylus durchaus im gewaltigen Kampf zwischen dem alten Chaos und der Idee des Gesetzes und der harmonischen Ordnung; und eben darum ist dieser Erste der tragischen Dichter für das Ganze der

griechiſchen Dichtkunſt von ſo hoher Bedeutung. Denn wenn wir das Streben derſelben im Ganzen und die in ihr herrſchende Idee in ihrem innerſten Grunde erfaſſen, ſo ſteht die alte Poeſie in der Mitte zwiſchen der wilden Naturkraft und Tiefe des urſprünglichen Heidenthums und der ſpäteren Vernunftbildung der geſitteten Völker, zwiſchen dem erſten und dem zweyten Weltalter, und bezeichnet eben den Übergang von dem einen zu dem andern; getheilt zwiſchen der titaniſchen Willenskraft, als dem Elemente der Urwelt, von deren Erinnerungen die Fantaſie noch voll war, und zwiſchen der Idee des Geſetzes und dem Streben nach einer harmoniſchen Lebensordnung und Bildung. Dieſer Zwieſpalt der alten Welt tritt im Äſchylus am deutlichſten hervor; im Allgemeinen aber waltet in der Poeſie der Alten nebſt der harmoniſchen Bildung, nach welcher ſie ſtrebte, durch die von der Urwelt herſtrömende Sage, aus welcher ſie hervorging, am meiſten die titaniſche Erinnerung vor; während der neuere, chriſtliche Dichter, von der Wurzel einer eigentlichen Sage abgetrennt, den geiſtigen Blick vielmehr nach der Zukunft hin richtet, ſo weit dieſelbe durch Ahndung des Göttlichen in Sinnbildern erreicht werden mag.

Herodot, der uns den perſiſchen Krieg darſtellt, wird der Vater der Hiſtorie genannt. Es iſt ſein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächſt umgaben, und ihm die wichtigſten waren, wobey dann, was er ſonſt noch irgend von der Welt und ihrer Geſchichte weiß, bey Gelegenheit eingeſchaltet wird;

oder auch eine Reisebeschreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andere Griechen gesehen und sehr genau gesehen und beobachtet hatte, so gern episodisch darstellt. Eben dieser vielen Episoden und der ganz freyen, dichterischen Anordnung wegen, hat man sein Werk auch mit der epischen Darstellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber ist, daß diese Treue, diese Einfalt und Klarheit, diese Leichtigkeit und ungesuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenschaften sind, die eine darstellende Geschichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen möchte, wenn sie nicht so selten wären. Er ist der Homer der Geschichte, der Homer in Prosa, der reichhaltigste und Erste unter allen Mythologen, der uns das ganze Epos der alten Völkerkunde, so weit es von den Griechen zu jener Zeit erfaßt war, in heller Klarheit durch neun Rhapsodien, mit einer Fülle der anmuthigsten Episoden reichlich durchwebt, vor Augen hinstellt. Überhaupt aber war die Erzählungsweise der Mythographen, obwohl in Prosa, der epischen Darstellungsart noch sehr ähnlich geblieben und es bewährt sich in ihrem alten großen Meister Herodot durch Klarheit, Anmuth und Fülle, der homerische Ursprung ihrer eigenthümlichen, epischen Geschichtsform. Schwer und langsam sonderte sich die Prosa bey den Griechen von ihrer poetischen Wurzel los, um sich in eigenthümlicher Form zu gestalten. Selbst in der Philosophie kehrten seit Xenophanes mehrere von der ersten Urform der jonischen Prosa in einfachen Gedankensprüchen und Aphorismen wieder zu einer metrischen und epischen Abfassung ihrer Gedanken zurück; in jenen Lehrgedichten

von der Natur der Dinge, deren Inhalt der Poeſie im Weſentlichen fremd iſt und nur als äußern Schmuck ihr Gewand entlehnt.

An dieſe drey geſchilderten großen Autoren ſchließen ſich ſpäter noch einige andere von eben ſo hoher Würde an. Der erſte iſt Sophokles. In jeder Art der Geiſtesentwicklung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchſten Punkt der Vollendung, der ſich dann auch durch eine ſchöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Dieſen Punkt bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragiſchen Kunſt allein, ſondern in der griechiſchen Poeſie und Geiſtesbildung überhaupt. Es liegt in dieſer Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftſtellern bemerken, und weßhalb wir ſie für die höchſten ihrer Art und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit ſeiner Werke ſpiegelt ſich die innere Harmonie und die Schönheit ſeiner Seele ab. Es iſt an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten ſie aber dieſen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, ſo kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den beſten unter ihren, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahndung des Göttlichen nicht abſprechen. Dieſe ſcheint mir in keinem der älteſten Dichter ſo hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es iſt überall das Schickſal und der Gang der Poeſie, daß ſie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Geſtalten der

Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie senkt sich in der Folge immer mehr herab von diesem hohen Fluge, nähert sich mehr und mehr der Erde, bis sie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und sich da am Ende verliert. Die mittlere Region ist die glücklichste für die Poesie; da wo das heroisch Große noch natürlich und ungesucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden ist, aber nicht mehr in abschreckender Riesengestalt vor uns aufsteigt, sondern milde und menschlich rührend, und menschlich schön zu uns tritt. Dieß ist der Charakter des Sophokles. Die eigenthümliche Kunstform der griechischen Tragödie, welche durch ihn vollendet ward, werde ich noch öfter in Betrachtung ziehen; auch dann vorzüglich, wenn ich auf die gelungenen oder vergeblichen Versuche andrer Völker kommen werde, um diese große Form der griechischen Dichtkunst nachzuahmen oder sich anzueignen.

Der Charakter der griechischen Geistesbildung, als der glänzendsten Periode des zweyten Weltalters, beruht im Ganzen, nebst der künstlerischen und überall selbst im Leben; wie in der Wissenschaft auf eigne Weise, aber doch wahrhaft künstlerisch waltenden Klarheit des Verstandes, in dem Streben nach Harmonie, und der vorherschenden Idee einer harmonischen Lebensordnung und Geistesbildung. Jene künstlerische Klarheit des hellsten Verstandes, finden wir in der Einfalt eines reichbegabten Naturſinnes, schon im Homer; dieses harmonische Streben aber, obwohl auch im Pindar der milden Gesinnung nach herrschend, hat sich nur im Sophokles zur Vollendung gestaltet. Während die Fantasie

der Griechen, wie aller Völker jener Weltperiode, im Allgemeinen immer tiefer herabsank, aus der siderischen Grundlage ihres alten Naturglaubens in das materielle Leben; erscheint die heidnische Mythologie selbst, in diesem Dichter der Harmonie, obwohl noch sinnlich gestaltet, doch wie in der geistigen Verklärung eines den höhern Sinn aller göttlichen Geheimnisse ahndenden Gefühles.

Dem Sophokles folgte in der Kunst, aber nicht in der Gesinnung Euripides, welcher aber schon einer ganz andern Generation angehört. Er war eben so sehr Redner als Dichter, und ist, je nachdem man ihn günstig oder ungünstig beurtheilt, ein Philosoph oder ein Sophist zu nennen; denn in dieser Schule hatte er sich gebildet, und daher manchen der Poesie eigentlich fremden Schmuck entlehnt. Dieß läßt ihn sein Feind und unerbittlicher Verfolger Aristophanes oft genug fühlen. Ehe ich aber diesen und einige andere Schriftsteller aus den Zeiten des griechischen Verderbens mit wenigen Zügen schildere, ist es nöthig, erst überhaupt in der Kürze darzustellen, wie es zur Zeit des beginnenden Bürgerkrieges und der inneren Staaten-Zerrüttung, dem Geschlecht der Sophisten gelang, ihren Einfluß überall zu verbreiten, und Griechenland auch geistig zu Grunde zu richten, bis Sokrates gegen sie auftrat, den sophistisch gewordenen Geist der Griechen, so weit als dieß noch möglich war, zur Wahrheit zurückführte, und eine Schule gründete, aus welcher Plato hervorging.

Zweyte Vorlesung.

Spätere griechische Litteratur. Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter.

Es war das glänzende Gemählde des aufblühenden griechischen Geistes in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, welches ich in dem ersten Vortrage versuchte, durch einen kurzen Abriß in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich wende mich jetzt zu der andern Seite des Bildes, zu dem allgemeinen Verfall, der auf jene Fülle der Erfindung und Entwicklung so unmittelbar und unglaublich schnell folgte, und nachdem die Sitten entartet, die Staaten zerrüttet waren, auch die Kunst und den Geist der Griechen durch eine falsche Sophistik zu Grunde richtete.

Der erste große Schriftsteller, welcher uns den Verfall und die Zerrüttung in den öffentlichen Begebenheiten und in den allgemeinen Sitten darstellt und mit historischen Tiefsinn ergründet, ist Thucydides. Durch den hohen Styl und den gedankenvollen Inhalt, wie durch den Ernst der großen Gesinnung, reiht er sich noch ganz an die Zahl der ersten Autoren Griechenlands. Seine Geschichte ist ein Kunstwerk der Darstellung; so wurde sie von den Alten selbst beurtheilt, und besonders einer obwohl nicht erdichteten, sondern geschichtlichen Tragödie verglichen, und wohl mochte dem Darsteller selbst jener große Bürgerkrieg, die Geschichte von dem Untergang seiner

einſt ſo blühenden, glücklichen, mächtigen Vaterſtadt als ein furchtbares Trauerſpiel erſcheinen. War ja doch dieſe Begebenheit in ihren weitern Folgen, ſo wie wir dieſelben überſehen, was damals noch nicht ſo hell einleuchtete, auch die Geſchichte von dem allgemeinen Untergang der geſammten griechiſchen Nation! Thucydides hat die den Griechen eigenthümliche Kunſtform der Hiſtorie geſtiftet und iſt auch in der großen Anlage ſeines Werks von den Späteren unerreicht geblieben. Die Eigenſchaften dieſer beſondern hiſtoriſchen Kunſtform beſtehen in der Einflechtung ausführlicher, kunſtreicher politiſcher Reden, welche alle Bewegungsgründe und Staatsanſichten jeder wichtigen Begebenheit aus dem verſchiedenen Standpunkt der entgegengeſetzten Partheyen enthalten und mit Scharfſinn entwickeln; ſodann in einer faſt dichteriſch ausführlichen, lebhaft mahlenden Darſtellung von Schlachten und andern, in der Weltgeſchichte ſich nur allzu häufig wiederhohlenden, öffentlichen Begebenheiten: endlich in der höchſten Würde eines reich geſchmückten Styles in der kunſtreichſten Proſa. Bey ähnlichen Staatsverhältniſſen, und einem ähnlichen Übergewicht und Einfluß der Redekunſt, konnten die Römer unter allen Kunſtformen der griechiſchen Bildung dieſe ſich am leichteſten und am glücklichſten aneignen. Für uns neuere Europäer paßt ſie nicht; die Verſuche der Nachahmung ſind meiſtens unglücklich ausgefallen. Die jetzigen Verhältniſſe ſind anders, die Redekunſt hat nicht mehr dieſen entſcheidenden, oft verderblichen Einfluß; bey dem reichen Vorrath von Thatſachen, den wir in der geſammten Weltgeſchichte überſchauen, verlangen wir ſtatt der dichteriſch ausführlichen Beſchreibungen von

Schlachten, und andern öffentlichen Begebenheiten, vielmehr kurze Angaben, die zum Zwecke führen, und in einfacher Erzählung deutlich machen, was eigentlich geschah, und warum es so gekommen sey. Eine solche deutliche Kürze, die schmucklose Einfalt und schöne Klarheit des Herodot, entsprechen mehr unserm Bedürfnisse und Wunsch in der historischen Darstellung, und müssen eher das Ziel seyn, wohin diese jetzt zu streben hat, als die hohe Kunstform, welche Thucydides gestiftet hat, und worin er, wenn auch noch nicht vollkommen und vollendet zu nennen, unter den Griechen doch der Erste geblieben ist. Was ihm an der Vollendung abgeht, liegt nicht in der Anordnung und Zusammensetzung des Ganzen, welche durchaus groß, vortrefflich, und wie die Alten sein Werk nannten, eines erhabenen historischen Trauerspiels würdig ist; es liegt bloß in dem noch rauhen, harten und hier und da dunkeln Styl. Sey es nun, daß nicht bloß am Schluß und letzten Theile des Werks, sondern an dem Ganzen, wie ein scharfsinniger Gelehrter vermuthet, die letzte überarbeitende Hand fehlt; sey es dem Zeitalter zuzuschreiben, in welchem die Prosa erst eben entstanden war, und sich zu bilden angefangen hatte, daher sie, nach einem so hohen Styl strebend, als der, welchen dieser Historiker im Sinne hatte, die kunstreiche Form noch nicht erreichen konnte, ohne Spuren des dazu vorangegangenen Kampfes, der Anstrengung und des Zwanges an sich zu tragen; oder sey es, daß der Verfasser dieses, bey aller Erhabenheit und Kunst dennoch Rauhe und bisweilen Abschreckende der Schreibart angemessen fand für den dunkeln Inhalt seiner tragischen Geschichte, jener furchtbaren Katastrophe von

dem Verfall und dem Untergang seines Vaterlandes, die er nicht zur flüchtigen Unterhaltung beschreiben und aufzeichnen wollte, sondern, wie er selbst im Eingang seines Werkes kraftvoll sagt, hinstellte als ein „Denkmahl auf ewig."

Die Historie überhaupt aber, welche ihrer Natur nach in der Mitte steht zwischen rhetorischer Darstellung und kritischer Forschung, neigt sich in beyden Gattungen, welche sich bey den Griechen in ihrer ersten, großen Zeit entwickelt haben, mehr zur Poesie und Kunst, als zum philosophischen Verständniß der verschiedenen Zeiten und Weltentwicklungen in wissenschaftlicher Vollständigkeit, als wohin das Streben der Neuern gerichtet ist. In den Mythographen und dem Herodot schließt sie sich noch ganz an die epische Weise der alten Rhapsoden an; in den spätern, kunstreicheren, politischen Geschichtswerken aber wetteifert sie mit der dramatischen Darstellung und ist im Thucydides selbst der Tragödie wahrhaft vergleichbar.

Wenn uns Thucydides nun die innere Zerrüttung aller griechischen Staaten und Verfassungen überhaupt, sammt ihren Ursachen vor Augen stellt, und erklärt; so schildert uns dagegen Aristophanes den tiefen Verfall der atheniſchen und überhaupt der griechischen Sitten, auf eine Weise und mit einer Stärke, die mitunter allen Glauben übersteigt, und die uns kein geschichtliches Werk und kein andres Denkmal irgend so deutlich schildern könnte. Von dieser Seite, als Urkunde der Sittengeschichte des Alterthums, ist sein Werth nun allgemein anerkannt, und auch keinem Zweifel mehr unterworfen.

Wollen wir ihn als Schriftsteller und Dichter beur-

theilen, so müssen wir uns freylich ganz und durchaus in sein Zeitalter versetzen. In dem neuern Europa hat man gegen einzelne Nationen oder Epochen den Vorwurf geltend gemacht, daß die Litteratur, die Dichter und überhaupt die Geisteswerke derselben, zu ausschließend nach dem feinern gesellschaftlichen Ton sich richten, und insbesondere nach dem Beyfall der Frauen streben. Es hat unter den Nationen, und in den Epochen selbst, die dieses Fehlers am meisten beschuldigt werden, nicht an Autoren gefehlt, welche darüber Klage geführt, welche behauptet und dargethan haben, wie die Litteratur durch eine solche überall und auch da, wo sie nicht hingehört, angebrachte Eleganz und Galanterie beschränkt, einförmig, kleinlich und unmännlich werde. Es mag seyn, daß diese Klage einigen Grund habe; der Litteratur der Alten, und besonders der Griechen muß man dagegen den Vorwurf machen, daß sie eine allzu ausschließend und einseitig männliche Litteratur war, die eben deßfalls in einigen Stücken rauher erscheint und roher blieb, als von der sonstigen Geistesbildung und Verfeinerung der Alten zu erwarten war. In den ältesten Zeiten, so wie uns deren Zustand und Sitten auch noch die homerischen Gedichte schildern, war das Verhältniß der Frauen würdiger, freyer, und für diese frühere Stufe der gesellschaftlichen Ausbildung günstig zu nennen. Späterhin nahmen die Griechen in dieser Hinsicht immer mehr von den asiatischen Völkern die Sitte der völligen Absonderung, Einschließung und Unterdrückung des weiblichen Geschlechts an. Selbst die republikanische Verfassung, welche das ganze Leben und die Seele mit den bürgerlichen Geschäf-

ten, mit wahrhaften oder bloß eingebildeten vaterländischen Gefühlen, und Gegenständen, und mit der besondern politischen Meinung und Parthey anfüllte, der ein Jeder angehörte, war dem Einflusse und den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts nachtheilig. Wohl waren diese Verhältnisse nicht überall dieselben, es gab vielerley Verschiedenheit und Ausnahmen, da die Sitten und die Verfassung der einzelnen griechischen Völker in diesem Stücke, wie in vielen andern, so weit von einander abgingen. In Sparta und überhaupt bey dem dorischen Stamm, so wie auch nach der von den Pythagoräern eingeführten neuen Lebenseinrichtung, wurden die natürlichen Rechte und die Würde der Frauen zugleich besser anerkannt. Im Ganzen war aber doch jene Sitte der asiatischen Einschließung und Absonderung der Frauen, auch in Griechenland sehr ausgebreitet, von welcher in den Geisteswerken der Griechen viele ungünstige Folgen zu sehen sind. Daher fehlt diesen Werken bey allen übrigen herrlichen Vorzügen oft jene Blüthe der feinen Sitte und weiblichen Zartheit, die zwar nicht überall angebracht werden darf, überhaupt auch nicht erzwungen und gesucht seyn muß, die man aber doch da, wo sie an ihrer Stelle wäre, sehr ungern vermißt, oder das rauhe und beleidigende Gegentheil davon wahrnimmt. Durch jenen Mangel wurden die Alten überhaupt, und besonders die Griechen in einzelnen Fällen nicht bloß minder gesittet, als man es von einem sonst so gesitteten, gebildeten und geistreichen Volke erwarten sollte; auch die entschiedenste Unsittlichkeit und unnatürliches Verderbniß hatte jene Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts zur Folge, und rächte sich dadurch für die ungerechte Unterdrückung.

Selbst in den schönsten und edelsten Werken der Alten, stört uns noch hie und da die Erinnerung an diesen Punkt, in welchem ihre Lebenseinrichtung so fehlerhaft, ihre Sitten so verkehrt waren. Hier, wo von dem Verfall der griechischen Sitten, und von dem Schriftsteller, der denselben am kraftvollsten und anschaulichsten mahlt, vom Aristophanes die Rede ist, konnten wir es nicht vermeiden, diesen allgemeinen Mangel zu berühren. Hat man diese Unvollkommenheit aber einmal als solche anerkannt, deren Vorwurf doch billigerweise nicht den einzelnen Schriftsteller, sondern die gesammte Bildung der Alten, ihre Sitten wie ihre Litteratur trifft; so muß man sich alsdann auch dadurch nicht abhalten lassen, die übrigen großen Eigenschaften solcher Schriftsteller, die uns für vollständige Kunst- und Geistesbildung oft so unentbehrlich sind, ganz anzuerkennen, und in dem Aristophanes z. B. den großen Dichter zu sehen, der er wirklich ist. Zwar seine Gattung und Form, wenn es anders für eine eigentliche und geregelte Gattung gelten kann, ist für uns gar nicht anwendbar. Die alte Komödie beruht nach ihrem ersten Ursprung auf dem Naturdienst der Alten. An den, dem Bacchus und andern fröhlichen Gottheiten geheiligten Festen, schien ihnen jede Freyheit und auch die ausschweifende Freude rechtmäßig und nicht bloß erlaubt, sondern geheiligt. Allerdings ist die Fantasie, die an und für sich unbeschränkt seyn möchte, das eigentliche Erbtheil des Dichters, und so hat sich derselbe Trieb, sich ihrem Flug und ihren Launen einmal ganz zu überlassen, und alle andre Schranken, Gesetze und Gewohnheiten wenigstens für diesen Augenblick nicht zu achten, auch wohl

ſonſt bey Dichtern in andrer Zeit, und unter andern Formen geregt. Immer hat der wahre Dichter, wenn er dieſes alte Vorrecht einer ſaturnaliſchen Freyheit für die Spiele ſeiner Fantaſie auf eine kurze Zeit zurückforderte, dabey die Verpflichtung gefühlt, nicht bloß durch die Fülle und Verſchwendung von Erfindung und Geiſt, ſondern auch durch die höchſte Bildung in Sprache und Verskunſt, ſeine poetiſche Ebenbürtigkeit und Anſprüche zu bewähren, und es dadurch zu beweiſen, daß es nicht ein proſaiſcher Muthwille, oder gar eine perſönliche Triebfeder ſey, was ihn begeiſtere, ſondern eine poetiſche Kühnheit. Dieſes findet auf den Ariſtophanes volle Anwendung. In Sprache und Verskunſt iſt er nicht bloß von anerkannter Vortrefflichkeit, ſondern den erſten Dichtern gleich zu ſetzen, welche Griechenland jemals hervorgebracht hat. In manchen ernſthaften und poetiſchen Stellen, welche dieſe atheniſche Volkskomödie in ihrer äußerſt mannichfaltigen und regelloſen Zuſammenſetzung nicht ganz ausſchließt, zeigt er ſich als wahrer Dichter, dem jeder Verſuch auch in der ernſten und höhern Gattung unſtreitig gelungen ſeyn würde. So ſehr nun übrigens auch der Inhalt ſeiner Stücke von gemiſchter Art ſeyn mag, ſo wenig ein großer Theil ſeines Witzes uns gefallen und anſprechen kann, ſo bleibt doch, wenn man alles Mißfällige oder Unförmliche wegſchneidet, immer noch ein faſt verſchwenderiſcher Geiſtesreichthum von Witz, Fantaſie, Erfindung und poetiſcher Kühnheit übrig. Eine Freyheit wie die, deren ſich Ariſtophanes gebraucht, kann freylich nur in einer ſo zügelloſen Demokratie, als Athen damals war, Statt finden. Daß aber ein Schauſpiel, welches ſeinem Urſprung nach ein

bloß zur Beluſtigung beſtimmtes Volks-Schauſpiel war, eine ſo reiche poetiſche Ausſtattung litt, ja derſelben bedurfte, das erregt immer einen hohen Begriff, wo nicht von der eigentlich ſo zu nennenden Bildung, doch von dem lebhaften Geiſt und regen Sinn des Volkes jener merkwürdigen Stadt, die der Sammelplatz und Mittelpunkt griechiſcher Redekunſt und Verfeinerung, ſo wie auch griechiſcher Zügelloſigkeit und Verdorbenheit war. Ariſtophanes iſt der materielſte unter allen alten Dichtern; aber dennoch ein wahrhaft großer, und in ſeiner Art claſſiſcher Dichter durch die kühne Fantaſie und die Fülle der poetiſchen Erfindung. Man darf ihn daher allerdings als Dichter den großen Tragikern anreihen und wenn uns Äſchylus die Erhabenheit des Geiſtes, Sophokles die Schönheit und Harmonie der Seele in den Gebilden ihrer Poeſie im höchſten Maaße offenbaren; ſo zeigt uns jener große Komiker, daß die wahre Poeſie ſich ſelbſt in dieſer Tiefe eines ganz körperlichen Stoffs noch an den Gegenſätzen der Wirklichkeit mit muthwilliger Kraft üben und auslaſſen und ihre Fülle daran verſchwenden kann. Und dieſe Fülle genialiſcher Erfindung und poetiſchen Witzes ſteht dem großen Style der ernſten Dichter näher, iſt in ihrer dithyrambiſchen Kraft ihrem Geiſte verwandter, als die rhetoriſche Weichlichkeit und ſentimentale Dürftigkeit des Euripides, wie dieß auch ſchon oft von den tiefern Kennern der alten Poeſie anerkannt worden. Der materielle Inhalt in der großen Komödie iſt nur der Träger des poetiſchen Witzes, an welchem die Fantaſie ihre innere Fülle deſſelben ausläßt; und dieſer Witz, wenn es der rechte, poetiſche, der ariſtophaniſche iſt, enthält eben jene eigenthümliche

Art der Poeſie, welche ſich in der Reaction gegen den widerſtrebenden Stoff der körperlichen Wirklichkeit äußert. Dieß wird genug ſeyn, um den Dichter Ariſtophanes zwar nicht als Urbild zur Nachahmung aufzuſtellen, was er in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit auf keine Weiſe ſeyn darf, aber doch ihn in ſein wahres Licht zu ſtellen. Sehen wir nun auf den Gebrauch, den er als Menſch und beſonders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfaſſung ſeines Vaterlandes als Dichter-Vorrecht geſtatteten Freyheit machte, ſo läßt ſich auch hier vieles zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, und manches anführen, was ihm unſere Achtung erwerben muß. Am vortheilhafteſten erſcheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staats rügt, und ſchädliche Demagogen mit einem in demokratiſchen Staaten und anarchiſchen Zeiten gewiß ſehr gefährlichem, und verdienſtlichem Muthe, der ſelten gefunden wird, ſchonungslos angreift. Wenn er nach der alten Feindſchaft, und ſchon gewohnten Parodie, welche die Komödien-Dichter gegen die Tragiker ausübten, beſonders den Euripides unermüdlich und unerbittlich geißelt; ſo iſt dabey auffallend, wie er nicht bloß von dem ältern Äſchylus, ſondern auch vom Sophokles, der noch ſein Zeitgenoſſe geweſen war, in einem ganz andern Tone und mit ſichtbarer Schonung, ja mit einer tiefgefühlten Ehrfurcht ſpricht. Eine ſchwere Anklage gegen ihn bildet, daß er den tugendhafteſten und den weiſeſten ſeiner Mitbürger, den Sokrates, ſo gehäßig geſchildert hat; vielleicht aber war es nicht bloß poetiſche Willkühr, und daß er den erſten beſten berühmten Nahmen aufgriff, um unter demſelben die Sophiſten, die es allerdings verdien-

ten, zu verspotten, und dem Volke so lächerlich und verabscheuungswerth darzustellen als möglich. Der Dichter verwechselte und vermengte vielleicht selbst, ohne es zu wollen, den Weisen, den sein Trieb nach Wahrheit Anfangs auch in diese Schule führte, mit diesen Sophisten selbst, welche Sokrates studirt hatte, um sie zu widerlegen, und deren Schule er nur besuchte, bis er ihre Leerheit erkannte und nun den Kampf gegen sie, und den Versuch begann, die Griechen auf einem ganz neuen Wege zur Wahrheit zurück zu führen.

Nicht bloß die Staaten und die Sitten der Griechen, sondern auch die redenden Künste, und alle durch die Rede wirkende und sich mittheilende Erkenntniß, und die allgemeine Denkart sind durch den sophistischen Geist vergiftet, verderbt, und durchaus zu Grunde gerichtet worden, bis Sokrates dem Strom des Verderbens entgegen trat und ihn hemmte, in so weit es noch möglich war. Dieser eifrige Freund und Erforscher der Wahrheit, ein Bürger von Athen, in den einfachsten und beschränktesten Verhältnissen lebend, und nur auf einen kleinen Kreis auserlesener Schüler und gleichgesinnter Freunde wirkend, hat dadurch für die Geistesbildung und Litteratur der Griechen einen Einfluß erhalten, und eine Epoche in ihr gemacht, wie kaum der Gesetzgeber Solon vor, oder der Eroberer Alexander nach ihm. Um aber diesen denkwürdigen Kampf des Sokrates, die durch ihn erfolgte Wiedergeburt der Philosophie, und den von da an beginnenden neuen Aufschwung des griechischen Geistes deutlich vor Augen zu stellen, ist nothwendig, daß wir zuvor noch den Blick

rückwärts wenden, auf die ältere Philosophie und den herrschenden Volksglauben der Griechen, so wie auf den Ursprung der zwischen beyden hervorkeimenden Sophistik.

So ausgezeichnet die Griechen hervortreten in allem, was Kunst und Geistesbildung betrifft, in allem, was vom Menschen zur äußern Erscheinung und an die sinnliche Oberfläche gelangt; so läßt sich doch nicht läugnen, daß die, allen diesen zum Theil glänzenden und erfreulichen Erscheinungen zum Grunde liegenden herrschenden Ansichten der Griechen von der Natur und dem Wesen der Dinge, vom Ursprunge der Welt und der Bestimmung des Menschen, so wie von den höhern Wesen und von der Gottheit, im Ganzen genommen, viel zu materiell, sehr ungenügend und mehrentheils durchaus verwerflich waren. Die ältern Philosophen der griechischen Nation sind selbst dieser Meinung gewesen, indem sie den Homer und Hesiodus, als die allgemein bekanntesten und verbreiteten Dichter und Hauptstifter der Götterlehre, eben wegen dieser dichterischen Götterlehre und der in ihren Werken und Liedern enthaltenen unwürdigen, irrigen und unsittlichen Vorstellungen von der Gottheit heftig tadelten, und ihre anstößigen Dichtungen in den stärksten Ausdrücken mißbilligten und verdammten. Uns gelten jene Dichtungen nur als ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft zur Ergötzung und Erheiterung; sobald wir uns aber daran erinnern, daß diese Ansichten in dem Volksglauben als Wahrheiten galten, sobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, an die Anwendungen, die davon gemacht wurden; so können wir bey aller Vorliebe für den Zauber der Darstellung in

jenen alten Gedichten doch nicht umhin, den tadelnden und verdammenden Urtheilen der Philosophen einigermaßen beyzustimmen. Wir fühlen und verstehen wenigstens den Grund ihrer Mißbilligung. Zwar mögen sie sich ihrer daher rührenden Feindschaft gegen die Dichtkunst zu sehr überlassen, und sich in ihrem Tadel viel zu allgemein ausgedrückt haben; wie denn überhaupt die Entwickelung des griechischen Geistes so mannigfaltig war, daß es schwer ist, irgend ein ganz allgemein geltendes Urtheil, besonders in den frühern Zeiten zu fällen. So kann es zugegeben werden, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß die ältern Gesänge vor Homer, jene Lieder, welche die Thaten des Herkules, die Kämpfe der Riesen, Götter und Helden, die Belagerung der Burg von Thebä durch die sieben Helden, besonders aber den wunderbaren Zug der Argonauten besangen, zum Theil eine viel tiefere Bedeutung hatten, auf eine viel höhere Ansicht gegründet waren, als die spätern Heldengesänge aus der trojanischen Zeit. Einiges darin mochte selbst mit den asiatischen Überlieferungen weit mehr übereinstimmen als die spätere griechische Denkart, oder doch daran erinnern, wie, um nur ein Beyspiel anzuführen, die unter dem Nahmen des Hesiodus erhaltene schöne Dichtung von den Weltaltern, dem ersten goldenen, einer im Anfange vollkommnen Unschuld, im ungestörten seligen Lebensgenuß, der noch mit den Göttern befreundeten und selbst göttlich lebenden Menschen; dem dann folgenden geringeren silbernen Zeitalter, dem noch schlechteren ehernen, der Gewalt und rohen Heldenstärke, und wie die Entartung immer tiefer sinkt. In Rücksicht auf diese wahrscheinlich tiefere, sinnbildliche

Bedeutung der älteſten griechiſchen Dichtkunſt bleibt Orpheus ein, wenn gleich fabelhafter, doch auch für die Geſchichte nicht ſinn- und inhaltsleerer Nahme, als der eines Sängers, welcher die Geheimniſſe alter Überlieferung und heiliger Sinnbilder dem Volk in Heldengeſängen, wie ſie ſeiner Zeit angemeſſen waren, offenbarte und allgemein mittheilte. Wie dem aber auch ſey und in der älteſten Zeit geweſen ſeyn möge: in den homeriſchen Gedichten iſt dieſe tiefere Bedeutung ſchon faſt ganz erloſchen, und kaum mehr in einzelnen ſchwachen Spuren ſichtbar. In der dem Heſiodus beygelegten Theogonie, die doch ziemlich allgemeine Ausbreitung gehabt zu haben ſcheint, und als ein Maßſtab für die übrigen gelten kann, iſt die Bedeutung dagegen klar genug: aber ſie iſt ſehr materiell und ganz verwerflich. Die Welt iſt dieſer Anſicht zu Folge aus dem Chaos entſtanden. Aller unſchicklichen und widerſinnigen Vorſtellungen von den Göttern nicht zu gedenken, wird die Natur nur von der Seite ihrer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit und Lebensfülle, unter mancherley Sinnbildern aufgefaßt, die ſich eigentlich doch alle auflöſen in den Begriff eines unendlichen Thieres. Das Leben der Natur aber wird in dieſer Anſicht der dichteriſchen Götterlehre aufgefaßt bloß als ein ewiger Wechſel von Liebe und Haß, Anziehung und Abſtoßung, ohne Ahndung des höhern Geiſtes, der, wie er ſich im Innern des Menſchen vernehmen läßt, ſo auch aus der Natur wenigſtens an einzelnen Stellen hervorbricht und emporleuchtet.

Es iſt dieſe Götterlehre eigentlich ein entſchiedener Materialismus, zwar noch nicht als Syſtem, als angeb-

liche Wissenschaft und Philosophie, aber in dichterischer Einkleidung, und dem Volksglauben sich anschließend. Vom Homer läßt sich dieß nicht sagen, wenigstens tritt eine solche durchaus materielle Ansicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es ist vielmehr in seinem durchaus bloß menschlichen Gemälde, wo die Götter nur als Gestalten der dichterischen Einbildungskraft erscheinen, fast gar keine Beziehung sichtbar, auf das, was wir in einem philosophischen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder solche irrige Ansichten, die deren Stelle vertreten sollen. Es ist nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffassung dieser Verhältnisse, sondern vielmehr gänzliche Unwissenheit, und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bey Kindern, hier und da mit einem schönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahndung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. Wir also würden nach unsrer Ansicht, die Götterlehre des Hesiodus, dem strengen und gerechten Tadel der alten Philosophen gern Preiß geben, vom Homer dagegen aber ungleich günstiger urtheilen. Doch läßt sich wohl erklären, was auch in seiner Götterlehre den spätern Sittenlehrern seines Volkes anstößig war, und nicht zu läugnen ist, daß gerade die Darstellung der Götter selbst in poetischer, noch mehr aber in moralischer Rücksicht die schwache Seite dieser Gedichte bildet. Wenn die homerischen Helden wenigstens an Kraft und Größe oft übermenschlich und göttlich erscheinen, so finden wir dagegen die homerischen Götter ungleich roher, den menschlichen Schwachheiten noch mehr unterworfen, und in jeder Hinsicht ungöttlicher als die Helden. Dieß ist leicht zu erklären, gerade weil der Charakter und

die Handlungsweise der Götter mehr der alten Überlieferung und Bedeutung angehörte, als der veredelnden Einbildungskraft des Dichters. Alle Göttergestalten und Götterbegebenheiten des alten Volksglaubens hatten ursprünglich eine Bedeutung, meistens eine Naturbedeutung. Ein solcher naturbedeutender Gedanke, in eine Handlung von Menschengleichen Wesen eingekleidet, fiel sehr oft in das Widersinnige und anscheinend Unsittliche. Man erinnere sich nur an den seine Kinder selbst verzehrenden Saturnus oder Kronos. Eine, wenn man es menschlich und moralisch nimmt, gräßliche Vorstellung, womit doch nicht viel anders gemeint ist, als die ihre eigenen Geburthen immer wieder selbst verschlingende Zeitlichkeit und Bildungskraft der Natur. Hesiodus ist voll von solchen Dichtungen und Vorstellungen, die, wenn sie nicht auf die Natur und ihren eigentlichen Sinn gedeutet werden, widersinnig, unschicklich und unsittlich ausfallen. Auf eine ähnliche Weise ist die symbolische Bedeutung, die ursprünglich fast allen Vorstellungen der alten Völker von ihren Gottheiten zum Grunde lag, auch in der bildenden Kunst der Schönheit nachtheilig. Nehmen wir z. B. die Vorstellung eines hundertarmigen Riesen, ein einfaches Sinnbild der Stärke und gewaltsamen Thätigkeit. In einem Gedichte, wie es sich dann auch bey dem Homer und Hesiodus findet, lassen wir es uns wohl gefallen; weil da das Bild doch in Gedanken nicht so deutlich ausgeführt wird; nun lasse man es aber durch die Sculptur zum dauernden Anblick ausführen, und es entstehen jene noch wohl jetzt bey einigen asiatischen Völkern gebräuchlichen Götzenbilder, die uns durch das Ungeheure ihrer Mißgestalt abschrecken.

Oder man nehme andere ähnliche Vorstellungen, die schon geistiger und edler sind, aber doch auch mit der Schönheit der Gestaltung nicht vereinbar. Man erinnere sich, wie die Indier ihren Begriff von der in einem Wesen verbundenen, schaffenden, erhaltenden, oder zerstörenden Gottheit in einer dreyköpfigen Gestalt darstellen. In einer ähnlichen, ebenfalls symbolischen Beziehung und Bedeutung wurden dem indischen Brahma vier Gesichter, so wie dem altitalischen Janus zwey gegeben. Alle diese Sinnbilder sind der Schönheit der Gestaltung ungünstig. Eben dadurch erhob sich die bildende Kunst bey den Griechen höher als bey den Ägyptern, weil sie diese alte Symbolik, in so weit sie zur Mißgestalt führte, immer mehr und mehr verließ, ohne doch alle Bedeutung und die Beziehung auf das Göttliche ganz zu verlieren. In der Poesie versuchten wohl auch einzelne Alles ins Edle verschönernde Dichter, wie besonders Pindar, was in den alten Göttersagen Rohes und das sittliche Gefühl Beleidigendes lag, zu verschleyern und zu mildern. Aber es konnte hier bey weitem nicht mit demselben Erfolge wie in der bildenden Kunst geschehen, indem die Dichtkunst der Alten ganz auf der Mythologie beruhete, diese zu verändern und umzugestalten aber nicht in der Willkühr eines einzelnen Dichters lag. Daher selbst beym Homer, der doch die Götter am meisten bloß als Menschen darstellt, Spuren dieser Art sich finden. Ein Beyspiel wird hinreichend seyn, dieses deutlich zu machen. Wenn Zeus in einem Ausbruch des Zornes den Göttern sagt, sie sollten eine Kette am Himmel befestigen, und sich alle daran hängen, sie würden ihn dennoch nicht von

seinem Sitze bringen, ja er würde sie, wenn es ihm gefiele, wohl eher allesamt von der Erde zu sich hinauf ziehen, so erscheint dieses auf den ersten Blick als eine rohe und nicht angemessene Prahlerey. Es ist hier aber wohl ohne allen Zweifel, so wie es auch schon die Alten deuteten, etwas Allegorisches von der Verkettung aller Wesen gemeint. Noch deutlicher ist dieses in einer andern Stelle, welche für das Gefühl beym ersten Anschein sehr beleidigend und widersinnig ist. Zeus droht der Juno in einem solchen ihm nicht ungewöhnlichen Ausbruch von Zorn, sie solle sich erinnern, welche Strafe sie einst erlitten, weil sie seinen geliebten Sohn, den Herkules zu verfolgen nicht aufgehört hatte. Zu Folge dieser Strafe ward die Königinn des Himmels, welche die Alten meistens auf die Luft deuteten, vorgestellt, als mit gefesselten Händen von der Feste des Himmels herabhängend, an jedem Fuß mit einem Amboß belastet. Hierbey hat dem Dichter unstreitig nicht bloß ein allegorischer Gedanke vorgeschwebt, sondern wahrscheinlich hat ihm irgend ein bestimmtes hieroglyphisches Bildwerk im Gedächtniß vor Augen gestanden. Stellen solcher Art sind jedoch verhältnißmäßig selten im Homer, so daß manche Erklärer diese und ähnliche Stücke von sinnbildlichen Inhalt als unecht und eine seinem Geiste fremdartige Einmischung verwarfen, über deren eigentlichen Sinn die spätern Ausleger vielfältig stritten und die verschiedenartigsten Meinungen aufstellten. Für die künstlerische Betrachtung bilden diese sinnbildlichen Stücke in dem unsterblichen Gebilde der herrlichsten Heldensage nur den alterthümlichen Hintergrund einer mehr priesterlichen Vorzeit. Nachdem aber der Zusammenhang in den einzelnen

Zügen lange verlohren, und der einfache Sinn uralter Naturanschauung entwichen war, blieb für die mannigfaltigste Deutung ein freyer Spielraum geöffnet.

Gleichwohl waren es solche und ähnliche Vorstellungen, welche die Sittenlehrer anstößig fanden, und auf ihrem Standpunkte auch wohl finden mußten, und weßhalb sie den Homer und die Dichtkunst überhaupt verwarfen. Außer jenen aus einer ältern Zeit stammenden Überbleibseln einer kaum mehr verstandenen Symbolik, deren Deutung zum Theil schon verlohren war, mußte die Götterlehre aber noch von einer andern Seite den Sittenlehrern anstößig werden. Bey der Gewohnheit der Alten, ihre edlen und berühmtesten Geschlechter von dem Stamme der Helden, diese aber von den Göttern abzuleiten, wurde besonders dem Vater der Götter eine so zahlreiche Nachkommenschaft von Heldensöhnen, und eine so große Anzahl von sterblichen Geliebten beygelegt, daß Ovid ganze Gesänge und Bücher mit diesen Geschichten hat anfüllen können. Uns gilt das, wie schon erinnert worden, bloß als ein erlaubtes und ergötzliches Spiel der Einbildungskraft, und kaum sind wir, da wir es so nehmen, gewohnt, es einer ernsthaften Beurtheilung zu unterwerfen. Konnten aber wohl die alten Sittenlehrer Dichtungen, die doch allgemein geltender Volksglaube waren, so leicht nehmen? Ein Volksglauben, auf welchem die ganze Lebenseinrichtung, und die öffentliche Erziehung gegründet war, und wo die üblen sittlichen Anwendungen und Folgen, die dergleichen Vorstellungen hatten, überall einleuchten mußten!

In so weit läßt sich also der Tadel der alten Philosophie verstehen und rechtfertigen, wenn wir uns nur in den rechten Standpunkt versetzen. Wir müssen für uns zweyerley in diesem Urtheil trennen: den Homer und die alte Mythologie überhaupt. Homer ist trotz aller jener Mängel, die Quelle von so vielem Guten und Schönen für Griechenland und für ganz Europa gewesen und geworden, daß wir nicht umhin können, dem Solon und den Pisistratiden Dank dafür zu wissen, daß sie uns den Dichter erhalten haben, welchen die Philosophen, wenn ihre Meinung die allgemein herrschende geworden wäre, vielleicht vertilgt, oder doch verdrängt und in Vergessenheit gebracht haben würden. Von der griechischen Mythologie überhaupt aber und abgesehen von jenem ersten aller alten Dichter, kann man zugestehen, daß sie in den Zeiten, die uns historisch bekannt sind, tadelnswerth, nicht bloß gegen einzelne sittliche Begriffe anstoßend, sondern dem Innersten ihrer Ansicht nach materiell, durchaus verwerflich und ungöttlich war. Aber freylich haben diese Philosophen, welche die Dichter und ihre Mythologie so hart tadelten und verdrängen wollten, vor Sokrates sich selbst nicht zur Gottheit, und die meisten nur kaum über eine etwas gedankenreichere Naturverehrung erhoben, und bald wurden aus den Philosophen Sophisten, gefährlicher für Staat und Sitten und verwerflicher an und für sich, als nur irgend die alten Dichter in ihrer Unschuld und Einfalt je gewesen waren.

So wie die Dichtkunst, so ist auch die Philosophie der Alten von den asiatischen Griechen ausgegangen. Derselbe Himmel, welcher den Homer und den Herodot er-

zeugte, hat auch die ersten und größten Philosophen hervorgebracht; nicht bloß den Thales und Heraklit, welche in ihrer Heimath die sogenannte jonische Schule stifteten, sondern auch die, welche in Groß-Griechenland, in dem südlichen Italien ihre Lehren verbreiteten, wie der Dichter Xenophanes und Pythagoras, der Stifter des großen Bundes. In der Kunst und Poesie sind wir schon gewohnt die Griechen zu bewundern; vielleicht hat sich aber ihr Geist in keinem andern Gebiethe so thätig, erfinderisch und reich gezeigt, wie in dem der Philosophie. Selbst ihre Irrthümer sind lehrreich, weil sie überall Frucht des Selbstdenkens waren. Ihnen war kein gebahnter Weg der Wahrheit gegeben; sie mußten sich selbst überall den Weg bahnen und suchen, und können uns so am besten zeigen, wie weit der Mensch mit seinen natürlichen Kräften in der Erforschung der Wahrheit kommen kann. Wir widmen demnach dieser Philosophie noch eine kurze Betrachtung.

Die jonischen Philosophen verehrten als die erste Grundkraft der Natur, das eine oder das andere Element, Thales das Wasser, Heraklit das Feuer. Man darf nicht glauben, daß dieß ganz körperlich gemeint war. Sie erkannten, außer der allnährenden, Gewächse und lebendige Gebilde aller Art erzeugenden Kraft des Wassers, in der Gestalt des Flüssigen auch das Princip einer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Natur. So war es auch nicht bloß das äußerlich sichtbare Feuer, was Heraklit als das Erste in der Natur aufstellte, sondern vorzüglich jene verborgene Wärme, jenes innere Feuer, welches die Alten als die eigentliche Lebenskraft alles Lebenden betrachteten. Heraklit, der Urheber dieser Lehre,

hat vor allen andern wohl besonders tiefe geistige Ansichten gehabt. Wie wenig aber der Geist dieser Denker sich noch ganz von den materiellen Banden los machen konnte, zeigt am besten das Beyspiel des Anaxagoras. Denn wiewohl er als der Erste genannt wird, der vor Sokrates einen in der Natur und über die Natur waltenden und die Welt ordnenden Verstand anerkannte, so nahm er doch nachher, um die Welt zu erklären, wieder seine Zuflucht zu den kleinen einfachen Grundkörperchen, aus denen nach der Meinung des Materialismus Alles zusammen gesetzt ist. Diese Lehre von den Atomen, aus deren mechanischem Zusammenfluß alles entstanden seyn soll, ward schon frühe bey den Griechen durch Leucipp und Demokrit in ein ausführliches System gebracht, und späterhin durch Epikur bey Griechen und Römern eben so allgemein herrschend, als sie es nur immer im achtzehnten Jahrhundert gewesen ist. Dieß ist der eigentliche Materialismus, welcher jeden Begriff von der Gottheit aufhebt.

Man darf nicht glauben, daß dieß bloße Spekulationen waren, ohne Einfluß auf das Leben. Am auffallendsten zeigt sich das Mangelhafte des griechischen Volksglaubens, und ihrer ältern Philosophie vor Sokrates, wenn man das Auge auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele richtet. Die unbestimmte Schattenwelt des Volksglaubens und der Dichter war eben nur ein dichterischer Traum, welcher, sobald das Nachdenken erwachte, in Zweifel, oder in entschiedenen Unglauben überging. In den Mysterien, oder geheimen religiösen Gesellschaften, welche, wie in Ägypten so auch in Griechenland, sehr weit ausgebreitet waren, scheint etwas mehr, und etwas

Festeres von einem künftigen Leben in sinnbildlicher Überlieferung gelehrt worden zu seyn; es blieb aber in diesem engen Kreis eingeschlossen. Die früheren und späteren Philosophen, welche die Unsterblichkeit zu beweisen versuchten, hatten doch meistens nur die Unzerstörbarkeit der innern Grundkraft im Sinne, ohne persönliche Fortdauer. Diese und eine eigentliche Unsterblichkeit scheint vorzüglich Pythagoras gelehrt, und diese Lehre zuerst allgemein verbreitet zu haben. War auch dieser Wahrheit einiger Irrthum beygemischt, indem er sich die Unsterblichkeit wie mehrere orientalische Völker als Seelenwanderung dachte, so ragt er doch durch diesen einzigen Umstand über alle andern alten Philosophen der Griechen hervor, und erscheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit, und Wohlthäter seiner Nation. Aber sein Bund, der allerdings wohl nach politischer Herrschaft strebte, und dessen Absicht nicht ohne den gänzlichen Umsturz des alten Volksglaubens erreichbar gewesen wäre, ist gestürzt worden, ehe das Ziel erreicht und der große Plan ausgeführt war, und seitdem gerieth die Philosophie bis auf Sokrates immer mehr in Anarchie.

Der Widerspruch und die Seltsamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfsinn ersonnen und vertheidiget, mit dem höchsten Aufwand der Redekunst verbreitet wurden; der dadurch sich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflösung aller Grundsätze, haben sich kaum jemahls in ihrem ganzen verderblichen Einflusse auf das Leben so gezeigt, wie damahls. Die eine Klasse der ältern Philosophen stimmte bey mancher sonstigen Verschiedenheit

nur darin überein, daß sie die Natur ganz allein von Seiten ihrer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles sey in einem steten Flusse, sagten sie. Diese Behauptung aber trieben sie so weit, daß sie überhaupt gar nichts für bleibend und bestehend erkennen wollten; sie läugneten, daß es irgend ein solches Bestehendes im Daseyn, etwas durchaus Festes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, sie läugneten nebst der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Parthey, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit fest hielt, verfiel in die ganz entgegenstehende Behauptung, indem sie die Möglichkeit der Bewegung, und das wirkliche Daseyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und diese Paradoxien mit der höchsten dialektischen Kunst durchzuführen suchte, wobey sie wenigstens in so fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der ersten und größten dieser Sophisten eröffnete seine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für sich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben sollte, dieselbe doch dem Menschen durchaus nicht erkennbar, und wenn sie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar sey. Das bloße reine Zweifeln möchte dem Denker leicht gestattet scheinen, wenn er nach redlichem Forschen zu dieser wenig erfreulichen Überzeugung gelangt wäre, und sein künstliches Nichtswissen, fern von allem schädlichen und zerstörenden Einfluß auf das wirkliche, handelnde Leben, ganz nur für sich bewahrte. Allein jene Sophisten hatten

Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelsucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wissen, behaupteten andere Sophisten, sie wüßten Alles, und seyen Meister jeder Kunst und jeder Kenntniß. Wenigstens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß sie vermittelst einiger sophistischen Wendungen und Kunststücke, andere Ungeübtere in Verwirrung setzen und verblenden konnten, und daß sie selbst im Stande zu seyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wissen leicht und voreilig, viel besser als die Alten, die man verlachte, zu entscheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Übung im Scharfsinn und in der Redekunst erlernt, entgegenstehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und seine Mitbürger zu täuschen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe als die Geschicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der sittlichen Grundsätze, durch welche sich die Schwächern leiten und täuschen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, oder die Willkühr des Herrschers. Es wurde in diesen Schulen nicht nur des Volksglaubens gespottet, der bey aller seiner Mangelhaftigkeit doch bey vielen noch mit bessern und sittlichen Gefühlen zusammenhing, der also geschont werden mußte, so lange man nichts besseres an dessen Stelle

zu ſetzen hatte; es wurde nicht nur viel unter ſich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erſte Urſache vorgetragen, ſondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgeriſſen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin ſchon am Rande des Abgrundes einer zügelloſen Volksherrſchaft oder dem Spiel der Partheyen hingegeben, durch Kriege geſchwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andre ſtürzend, immer tiefer in Anarchie verſanken.

Unter dieſem allgemeinen Atheismus erhob ſich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktiſche Weiſe; indem er zunächſt die Sophiſten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Geſtalten den Menſchen vor Augen ſtellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweyte Stifter und Wiederherſteller aller beſſern und höhern Geiſtesbildung der Griechen, wurde aber ſelbſt ein Opfer ſeines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod iſt ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geſchichte der Menſchheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabey verweilen ſollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und alſo eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens ſchuldig ſey, iſt wohl in einem gewiſſen, für den Sokrates ſehr ruhmvollen Sinne

gegründet. Wäre die sokratische Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreise einiger auserlesenen Schüler, sondern in ganz Griechenland die herrschende geworden, so würde allerdings die gesammte alte Lebenseinrichtung und mit dieser gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von selbst weggefallen seyn, oder hätte doch eine gänzliche Umgestaltung erfahren müssen. Dieß wohl fühlend, mochten beschränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn sogar mit den andern Neuerern und Sophisten, denen er doch gerade entgegen arbeitete, vermengen; bey vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Hasses in der politischen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte sich in allen Verhältnissen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrschaft, wenigstens waren es die meisten seiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft fast mit Partheylichkeit und Übertreibung, die Verfassung von Sparta, überhaupt aber jede sich der Aristokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erscheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrschaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle so tadelfreye und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates gewesen; Kritias, einer von den dreyßig Tyrannen, welche durch spartanischen Einfluß in Athen herrschten, nachdem dieses besiegt und fast ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieses gibt

ein alter Schriftsteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Haupturſache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Anſicht gekommen ſey, iſt nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philoſophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu ſeyn. Er berief ſich in vielen Umſtänden ſeines Lebens auf einen höheren Genius oder Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewiſſens, die Eingebungen und Entſcheidungen ſeines denkenden und ahnenden Geiſtes, oder noch etwas anders gemeint habe, iſt nicht ganz ſicher zu entſcheiden. Eben ſo wenig wie ſeine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges beſſere daraus, es höher deutend, in der Seele feſtgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Geſellſchaften dermaliger Zeit wußte, ſcheint er bekannt geweſen zu ſeyn. Frey war er nicht von ſolchen Meinungen und Anſichten, welche die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben ſo gut, wie jene allwiſſenden und nichts glaubenden Weiſen, gegen die Sokrates ſtritt. Ein Beyſpiel mag vergönnt ſeyn, wie ſehr er auch in dieſer Hinſicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Geſpräche, welches er vor dem Tode mit ſeinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu beſtellen habe, antwortete; Nichts, als daß man dem Aeskulap einen Hahn opfern ſolle. So habe er alſo, ſagen ſeine Tadler, noch in dem letzten Augenblick ſeines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig haben erkennen müſſen, gehuldigt, oder wenn es

Spott gewesen, so sey auch dieser für einen solchen Augenblick wenig angemessen. Gleichwohl ist hier die Deutung leicht zu finden. Ein solches Opfer pflegten diejenigen dem Aeskulap zu bringen, welche von einer schweren Krankheit genesen waren. Es lag also dabey der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere seiner Nachfolger schön entwickelt haben; daß dieses Leben keine andre Bestimmung habe, als sich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, sterben lerne. Übrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zustande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der bessern Seele, ja als eine eigentliche Krankheit, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, befreyt und geheilt zu werden. Das Leben freywillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philosophen wo nicht zuerst, doch am entschiedensten für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen sich selbst und gegen Gott. Dem Gefängnisse und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weise. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne sich selbst, und der Würde seiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er seinen Nachfolgern dieses große Beyspiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch seinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um so mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

Aus dem großen Reichthum der alten griechischen Philosophie habe ich hier nur einige Züge, um ein allgemeines Bild zu entwerfen, heraus heben wollen; und habe vorzüglich das gewählt, was für historisch gewiß gelten

kann, was wegen seiner Beziehung auf das Leben am meisten allgemein merkwürdig schien und was sich durchaus klar machen ließ.

Ich kehre zurück zu einer kurzen Schilderung der ausgezeichnetesten Schriftsteller. Xenophon schließt sich durch seinen schönen Styl noch an die besten Autoren der alten Zeit an. Als Geschichtschreiber hat er vor dem Thucydides die größere Leichtigkeit und Klarheit, und eine ungesuchte Anmuth voraus. Weil ihm aber das Große und Gedankenreiche fehlt, dürften die tiefer Urtheilenden doch der Härte des Thucydides den Vorzug geben. Als philosophischer Darsteller in den sokratischen Gesprächen, steht er nicht bloß an Tiefe, sondern auch an Reichthum und Kunst weit unter dem Plato. Sein politischer Roman über das Leben des Cyrus verdient Erwähnung, als das einzige Werk dieser Art im Alterthum; doch ist diese Zwittergattung von Geschichte, Dichtung und Sittenlehre, ungeachtet alles Schönen im Einzelnen, im Ganzen nicht zur Nachahmung zu empfehlen.

Ungeachtet nun Xenophon und andre sokratische Schriftsteller im Styl wieder das Beyspiel einer edlen Einfalt und wahren Schönheit aufstellten, blieb im Ganzen doch die sophistische Redekunst bey den Griechen allgemein herrschend. Isokrates kann uns ein Beyspiel geben, wie weit diese Künsteley in Sprache und Ausdruck bey jenem geistreichen Volk getrieben ward, wobey sehr oft ganz ersonnene oder willkührliche Gegenstände ohne Anwendung und Gehalt gewählt und allen andern vorgezogen wurden; denn Alles war nur abgesehen auf eine bloße Redeübung und geistreiche Spielerey. Es liegt immer et-

was künſtleriſches in dieſer Sorgfalt der Ausführung, wo jedes Wort nach Auswahl und Stellung, jede Sylbe nach ihrem Wohllaute und Verhältniſſe abgewogen, eine Periode mit wiederhohltem Fleiß immer mehr abgerundet, das Ganze unermüdlich geglättet ward. Für uns mag dieſer Schmuck der Rede, dieſe Feile in der Ausführung ſogar etwas Empfehlenswerthes haben, da wir uns meiſtens in dem entgegengeſetzten Falle, und in dem Fehler einer ſorgloſen Vernachläſſigung der Sprache befinden. Nur muß man dieſe Kunſt nicht fühlen, was uns ſelbſt bey Werken der bildenden Kunſt ſtörend iſt. Und doch iſt hier der Fall viel anders; man läßt es ſich an dem todten Bildwerke viel eher gefallen, an das Künſtliche der Arbeit erinnert zu werden; eine Schrift aber iſt kein Schnitzwerk. Die Rede ſoll eben nicht bloß Kunſt ſeyn, ſondern etwas Freyes, lebendig und auf das Leben einwirkend.

Plato und Ariſtoteles, die ich hier bloß als Schriftſteller betrachte, bezeichnen zugleich den ganzen Umfang der griechiſchen Geiſtesbildung, und die größte Höhe und Tiefe, welche der griechiſche Geiſt je erreicht hat. Der erſte hat die Philoſophie ganz als Kunſt behandelt, und darſtellend vorgetragen; der andre als Wiſſenſchaft im weiteſten Sinn des Worts, indem er außer der Philoſophie noch Naturkunde und Naturgeſchichte, und auch Geſchichte, Politik und Gelehrſamkeit umfaßte, und alles griechiſche Wiſſen in ein Syſtem brachte.

In den darſtellenden und in den dichteriſchen Theilen ſeiner Dialogen, überhaupt in Sprache und Kunſt iſt Plato von den Alten durchaus für den Erſten von allen, die in Proſa geſchrieben haben, geachtet worden.

Was ihn besonders auszeichnet, ist die große Mannigfaltigkeit, mit der seine Schreibart sich jedem Gegenstande anschließt, von den künstlichsten Abstractionen und Spitzfindigkeiten, in deren Labyrinthe er die Sophisten verfolgt, bis zu den poetischen, oft dithyrambisch kühnen Stellen, in denen er seine philosophischen Dichtungen und Mythen mittheilt. Auch als Werke der Darstellung gehören Phaedon und die Republik zu dem Vortrefflichsten, was der griechische Geist hervorgebracht hat.

Aristoteles schließt den Kreis der klassischen Entwicklung auch für die Form und Methode der Philosophie, welche er für die damalige Welt zur Vollendung geführt hat. Die erste Epoche derselben bilden die jonischen Naturdenker mit ihren Aphorismen und gnomischer Schreibart in Prosa, welche wir als die älteste Urform des philosophischen Anschauens und Denkens betrachtet haben. Andre wie Parmenides und Empedokles kehrten wieder zur Poesie zurück. Durch die Sophisten und dann, obwohl in einem andern und bessern Sinn und Geiste, auch durch die Sokratiker ward der Vortrag der Philosophie in der zweyten Epoche durchaus rhetorisch, dialektisch und endlich völlig dialogisch. In dieser Gattung des philosophischen Vortrages bietet Plato die größte Mannichfaltigkeit und Abwechslung, und Beyspiele und Urbilder aller Art in höchster Kunst und Vortrefflichkeit dar, in den vielfachsten Abstufungen von dem abstractesten Kunstgewebe des rein dialektischen Denkens bis zur reichhaltigsten dramatischen Lebendigkeit und geistreichsten Charakterschilderung in einer Fülle philosophischer Dichtungen und dichterischer Allegorien. Aristoteles suchte die schon von Plato angefangene kritische Ver-

gleichung der älteren Systeme noch vollständiger zu umfassen, und ward nach seiner durchgehends kritischen Methode zugleich der Stifter des systematischen Vortrages in seinen nach der größtmöglichsten wissenschaftlichen Vollständigkeit strebenden abhandelnden Werken; welches man als die dritte Epoche der sich entwickelnden Form der Philosophie betrachten kann. Die nachfolgenden Schulen behielten neben dem systematischen Gange des Aristoteles auch die dialogische Form im Vortrage der Philosophie abwechselnd bey; und erst in einer viel spätern Periode ward eine ganz rhetorische Mittheilung der Philosophie unter den Synkretisten und Eklektikern in der neuplatonischen Zeit wieder allgemein herrschend.

Diese beyden großen Geister, Plato und Aristoteles, haben zwey Jahrtausende hindurch auf den Gang des menschlichen Geistes in Asien und Europa einen fast unübersehbar großen Einfluß gehabt, von welchem sich Gelegenheit finden wird, noch an einer andern Stelle zu reden. Als Schriftsteller hat Aristoteles den Charakter der Feinheit und Eleganz, der in seinem Zeitalter zu herrschen anfing. Während Plato als ein Urbild in Sprache und Kunst, und überhaupt als ein Inbegriff und höchster Gipfel griechischer und besonders attischer Geistesbildung galt, hatte Aristoteles auch auf Gelehrsamkeit, auf Entwicklung und Schärfung der Kritik, überhaupt aber auf alle Theile des historischen Wissens den entscheidendsten und vortheilhaftesten Einfluß. Aristoteles nächster Nachfolger, der Charakterschilderer Theophrast, so wie die aus der Schule des Plato, waren noch Männer von allgemeiner Geistesbildung, und ihre Schriften in ei-

nem edlen und schönen Styl abgefaßt. Die später entstandenen philosophischen Secten zeichneten sich auch hierin sehr unvortheilhaft aus: die Anhänger des Epikur durch eine nachlässige, schleppende Schreibart, die Stoiker durch Schwulst und den barbarischen Wortkram einer neu seyn sollenden Terminologie. Der allgemeine Verfall des Geistes fing an, sich auch in der Sprache deutlich zu verkündigen.

Die Wiederherstellung der Philosophie durch Sokrates erstreckte sich nicht auf das Ganze der griechischen Geistesbildung; sie wirkte zunächst nur auf Einzelne, die sich selbst immer mehr von dem Leben entfernten, und von aller Theilnahme und Gemeinschaft mit der tiefgesunkenen Nation zurückzogen. Auf die Poesie, zu der wir jetzt zurückkehren, hat sie fast gar keinen Einfluß haben können, da diese ganz auf der Mythologie, dem Volksglauben, der alten Sage und Lebenseinrichtung beruhte, und nachdem das nationale Leben zerstört und erloschen war, nur noch ein bloßer Nachklang der ehemaligen glücklichen Zeit erfinderischer Dichter seyn konnte.

In der spätern Poesie der Griechen sehen wir daher nur das Bild eines fortgehenden Verfalls; doch ist auch dieser Zeitraum noch reich an einzelnen Schönheiten und hellen Spuren griechischer Bildung und griechischen Dichtergeistes.

Die ersten Spuren von dem Verfall der tragischen Kunst bemerkten wir schon im Euripides, so vortrefflich er auch in pathetischen Darstellungen, so reich er an einzelnen, besonders lyrischen Schönheiten ist. Es zeigt sich diese mindere Vollkommenheit des letzten unter den alten

Tragikern, besonders in dem Mangel an Einheit und Zusammenhange in seinen Werken. Ich habe schon daran erinnert, wie die Tragödie der Alten ganz entstanden und hervorgegangen ist aus jenen, den Griechen eigenthümlichen Chor- und Festgesängen von mythologischem Inhalt. Der Chor ist unzertrennlich von dem Wesen der alten Tragödie, die von ganz lyrischer Art und Beschaffenheit ist. Das haben auch unter den Neuern besonders die Dichter gefühlt, wenn sie diese Form nachbilden und sich aneignen wollten. Der vollendete Einklang und das angemessene Verhältniß zwischen dem Chorgesang und der dramatischen Handlung ist daher das wesentliche Erforderniß zur Vollkommenheit einer solchen Tragödie. Beym Sophokles ist beydes ganz in Harmonie; beym Euripides schweift der Chor, als ob ihm seine Stelle nur des alten Rechts und der Gewohnheit wegen gelassen wäre, oft weit umher im ganzen Gebiete der Mythologie. So sind auch lyrische Schönheiten, die an sich vortrefflich und hinreißend seyn mögen, und was der Dichter in der Schule der Sophisten gelernt hatte, so wie manche lange Reden nach der rhetorischen Kunst sehr oft zur Unzeit angebracht, wo sie nicht hingehören. Jetzt nachdem die Harmonie aufgelöst war und die lyrischen Bestandtheile nicht mehr recht in das Ganze eingriffen, erschien die Handlung, wie sie ehemals ein Trauerspiel ausfüllte, nun meistens arm und ungenügend. Um sie reichhaltiger zu machen, nahm der Dichter seine Zuflucht zu allerley Verwickelungen, Überraschungen, verdoppelten Katastrophen, Intriguen, die mehr dem Lustspiel angehören, mit dem We-

sen und der Würde des Trauerspiels aber nicht wohl vereinbar sind.

Der letzte Dichter, welcher in Athen das Leben auf eine neue und eigenthümliche Art darstellte, war Menander, der Stifter oder Vollender des feinern Lustspiels, den wir aus den Nachbildungen oder Übersetzungen des Terenz einigermaßen kennen lernen. So hatte die dramatische Dichtkunst, welche im Aeschylus mit dem heroisch Großen und Wunderbaren begann, nun die letzte Stufe erreicht; indem sie sich aus dem Dunkel und den großen Gestalten einer dichterischen Vergangenheit der Gegenwart immer mehr näherte, mit einer geistreichen Darstellung des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens endete, und nachdem alle die Gegenstände, die Charaktere, Situationen und Verwicklungen, welche dieses darbietet, auch erschöpft waren, ihre Laufbahn beschloß und ganz aufhörte. Ob eine Darstellung des wirklichen Lebens und der Gegenwart, ob das bürgerliche Lustspiel zur Poesie gehöre, ward bey den Alten von vielen bezweifelt. Mehrere entschieden dagegen, weil ihnen zur Poesie außer der Verskunst auch die Mythologie wesentlich schien. Nach unserm Begriff von der Dichtkunst kann die lebendige Darstellung des Lebens auch ohne alles Wunderbare, und ohne alle eigentliche Dichtung, von dem Gebiethe der Poesie nicht ausgeschlossen werden. Die erste und ursprüngliche Bestimmung der Poesie, wenn wir sie auf den Menschen und das Leben, und überhaupt darauf beziehen, was sie eigentlich für eine Nation seyn soll, ist es freylich, die einem Volke eigenthümlichen Erinnerungen und Sagen zu bewahren und zu verschönern, und eine große

Vergangenheit verherrlicht im Andenken zu erhalten; so wie es in den Heldengedichten geschieht, wo das Wunderbare freyen Raum hat, und der Dichter sich an die Mythologie anschließt. Die zweyte Bestimmung der Poesie ist es, ein klares und sprechendes Gemählde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu stellen. Es ist dieß auch in andern Formen möglich; die dramatische Dichtkunst aber kann es am lebendigsten. Nicht bloß die äußere Erscheinung des Lebens allein soll die Poesie darstellen; sie kann auch dazu dienen, das höhere Leben des innern Gefühls anzuregen. Das Wesen einer hierauf gerichteten Poesie ist eben die Begeisterung, oder das höhere und schönere Gefühl, was in vielerley Gestalten sich kund gibt, die aber, sobald diese Richtung die überwiegende ist, immer zur lyrischen gehören.

Uns also besteht das Wesen der Poesie in der Dichtung, Darstellung und Begeisterung. In der Dichtung sind die beyden andern Elemente, Darstellung und Begeisterung, vollständig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung, und ohne alles Wunderbare, kann ein Werk des Geistes und der Rede durch Darstellung oder Begeisterung allein poetisch seyn, und genannt zu werden verdienen. Eben diese Elemente der Dichtkunst, nannten wir oben Sage, Lied und Bild, welches nur in einer andern Auffaßung oder von einer andern Seite angesehen, dasselbe ist, wie die hier genannten Bestandtheile. Die Dichtung, wenn sie nicht durchaus willkührlich und rein erfunden ist, wenn sie sich an ein Gegebnes anschließt, und auf der Überlieferung beruht, geht aus der Sage, wie aus ihrer Wurzel hervor, und es bildet diese, die

Sage nähmlich, die materielle Grundlage und den sichtbaren Körper der Poesie. Die Begeisterung aber ist die Seele des Gesanges, so wie das kunstreiche Abbild des göttlichen Lebens, wie die Alten es in ihrer Tragödie zu erreichen strebten, die Krone der poetischen Darstellung ist, wo der innere Geist der Poesie den Gipfel seines Strebens erreicht. So beruht auch das Leben der Poesie, wie jedes höhere, innere Leben, auf den drey Principien von Geist, Seele und Körper oder dem sinnlichen Element; und dem harmonischen Zusammenwirken dieser vereinten Elemente in ihrer steigenden Abstufung; und Sage, Lied und Bild sind die einzelnen Buchstaben oder Sylben, welche den poetischen Dreyklang und das ewige Wort der Poesie bilden und vollenden; das Wort der Natur nämlich so wie die Fantasie diese in Liebe auffaßt, und das Wort des sehnsüchtigen Gefühls, wie es sich in der allgemeinen oder nationalen Erinnerung oder auch in deren Ahndung des Göttlichen ausspricht; welches Wort der Poesie selbst nur ein Theil ist, von dem ganzen, vollständigen Wort, welches nach dem göttlichen Ebenbilde der Menschenseele in allen ihren Fähigkeiten ursprünglich eingepflanzt und welches in der irdischen Hülle auszusprechen, der Mensch in der Sinnenwelt berufen ist.

Wenden wir den Blick zurück auf den Entwicklungsgang der griechischen Poesie, um sie bis auf ihre letzte Stufe zu verfolgen. Wenn wir mit Menander, dem letzten Original-Dichter Athens, der das Leben darstellte, und auf das Leben Einfluß hatte, die Epoche der attischen Geistesbildung beschließen, so nimmt dieselbe, von

Solon an zu rechnen, einen Zeitraum von gerade drey Jahrhunderten ein.

Die Dichter, welche nachher in dem nun durch Alexanders Eroberungen erweiterten Griechenlande noch auftraten, und besonders an dem Hof der Ptolomäer sich versammelten, sind höchstens als eine Nachlese der ältern Poesie der Griechen zu schätzen. Für die Sprache, Erhaltung und Erklärung ihrer Denkmale, überhaupt für Gelehrsamkeit und Kritik, hatten diese Hofgelehrten, Mitglieder von Akademien und Bibliothekare zu Alexandrien sehr große Verdienste. Sonst haben sie den gewöhnlichen Fehler gelehrter Dichter, Künsteley im Ausdruck, nur selten vermieden; manche sind absichtlich dunkel. Diejenigen, welche sich der epischen Dichtkunst, oder überhaupt den mythologischen Gegenständen widmeten, trugen wenigstens bey, die alte Poesie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen. So mag es uns bey dem Verlust so vieler andern ältern Dichter angenehm seyn, die schöne Fabel von dem ritterlichen Zuge der Argonauten, wenigstens in der Behandlung eines zierlichen Dichters aus diesem Zeitalter, des Apollonius, zu besitzen. Bey dem großen Reichthum von alten Gedichten, welchen diese Alexandriner vor sich hatten, kann es leicht geschehen seyn, daß sie in den Zusammenhang der alten Sage, und den eigentlichen Sinn der Mythologie hie und da tiefer eindrangen, als die darstellenden Sänger der blühenden Zeit. Von dieser Seite mag besonders Kallimachus sehr ausgezeichnet erscheinen, als Kenner und Bearbeiter der alten Sagen, als dichtender Mythologe, und als solcher nicht ohne eignen Dichtergeist; daß es ihm an diesem überhaupt nicht fehlte,

dafür zeugt der feurige Properz, der besonders ihm in der Elegie unter den Römern nachfolgte. Oft behandelte man jetzt die mythologischen Gegenstände Rubrikenweise, indem man alle Dichtungen ähnlicher Art zusammennahm; da ist denn gar keine poetische Einheit des Ganzen mehr vorhanden, oder sie wird wie in Ovids Metamorphosen durch künstliche Übergänge und eine unnatürliche Verflechtung herbeygeführt.

Es ist überhaupt der Gang der Poesie in ihrem Verfall, daß sie sich immer mehr absondert und vereinzelt, und auf Gegenstände verfällt, die der Poesie eigentlich fremd sind. Daß die wissenschaftliche Astronomie unter diese Gegenstände gehört, daß ein Abschnitt aus der Botanik oder eine Reihe von medicinischen Vorschriften, darum weil sie in Versen abgefaßt sind, noch nicht zur Poesie gehören; daß diese ganze Form des sogenannten Lehrgedichts, welche wir von den Alexandrinern überkommen haben, eine verfehlte Form falscher Kunst und Künsteley ist, bedarf wohl eigentlich keines ausführlichen Beweises. Die Neuern hätten diese Form um so weniger annehmen und nachahmen sollen, weil sie hierin doch den Griechen weit nachstehen, und viele Vortheile, wodurch jene begünstigt wurden, ganz entbehren müssen. Zuerst waren in älterer Zeit bey den Griechen allerdings Lehrgedichte über eine Menge ganz wissenschaftlicher Gegenstände abgefaßt worden, nicht um seine Dichterkunst an einem schwierigen und ungünstigen Stoff zu zeigen, sondern zum wirklichen Lehren, weil die Prosa entweder noch gar nicht vorhanden, für den Zweck und Gegenstand nicht entwickelt genug, oder doch dem Verfasser nicht so geläufig war, als der Hexa-

meter. Also war das Lehrgedicht bey den Griechen ursprünglich doch natürlich entstanden, aus einem wahren Bedürfniß ihrer Geistesart und Geistesbildung hervorgegangen. Dieses mußte selbst dem spätern künstlichen Lehrgedicht zu gute kommen. Außerdem bevölkert die Mythologie die ganze sichtbare Welt mit ihren Gestalten und reitzenden Fabeln; so daß gar kein Gegenstand erdacht werden mag, der nicht überall mit jenen Dichtungen in Beziehung steht, und also noch in das eigentliche Gebiet der alten Poesie eingreift. Selbst bey einem medicinischen oder botanischen Stoff boten sich dem Dichter überall Gelegenheiten in Menge dar, einzelne poetische Züge aus der Fabelwelt zu entlehnen, und ganz ungezwungen dergleichen Episoden zu finden, welche doch den eigentlichen Reitz dieser Gedichte ausmachen, und welche der Neuere erst sehr mühsam zusammensuchen, und oft weither entlehnen muß.

Nur eine poetische Gattung dieser spätern Zeit ist uns anziehender, weil sie nicht bloß Kunst und Nachahmung ist, sondern das Leben von einer eigenthümlichen Seite auffaßt und darstellt. Ich meine die bukolischen Lieder und Hirtengedichte; die Idyllen des Theokrit und andrer Alten. Das Landleben hat schon an sich viel Poetisches; es ist aber auch hier nicht abzusehen, warum diese eine Seite grade abgesondert und allein herausgehoben werden muß, aus dem großen und allgemeinen Welt- und Lebensgemählde, welches die Poesie uns aufstellen soll. Man erinnere sich nur an solche Stellen in den Heldengedichten der Alten, oder auch in den Rittergedichten der Neuern, wo die Einfalt und die schuldlose Ruhe des fried-

lichen Landlebens grade im Gegensatz mit dem unruhigen Umhertreiben in den Gefahren des Krieges und der Helden nur um desto rührender auffällt. Da erscheint Alles in seinem wahren und natürlichen Zusammenhange und Verhältniß, und es bleibt ein großes und allgemeines Gemählde der Welt und des Lebens. Die Absonderung der ländlichen Darstellung in der Poesie als eine eigne Gattung, führt den Dichter leicht zu Wiederhohlungen, oder um nicht zu ermüden, und wenn er seine Vorgänger überbieten will, auch wohl zu Übertreibungen. Sonderbar ist es, daß diese Gattung besonders in den spätern Zeiten der gesellschaftlichen Verfeinerung hervorzutreten und beliebt zu seyn pflegt. Es ist auch in der Poesie nicht selten der Überdruß an der städtischen Verfeinerung, welcher uns zur Natur zurück, und auf das Land hinaus treibt. Die meisten Idyllen verrathen diesen Ursprung, und es ist oft nur allzu leicht gewahr zu werden, daß es Herren und Frauen aus der Stadt sind, die sich auf das Land begeben, sich in Hirten und Hirtinnen verkleidet haben. Im Theokrit, und in der bukolischen Sammlung der Alten sind allerdings einige wahre Land- Volks- und ungeschminckte Naturlieder der Hirten. Doch findet sich auch hier vieles, was durch die Zierlichkeit der Sprache und durch das Spiel des Witzes an die Verfeinerung der Kunst, oder an die Verführungen der Stadt und die Schmeicheley der Höfe erinnert. Überhaupt war die alte Idylle nur das, was das Wort sagt: ein Bildchen, ein kleines poetisches Gemählde, oft aus dem Leben, oft auch aus der Mythologie entlehnt, meistens immer aber erotischen Inhalts. So zerstreute, versplitterte und vereinzelte sich jetzt

die Poesie; sie nahm immer mehr eine diminutive Gestalt an, und bestand zuletzt ganz und gar aus solchen kleinen poetischen Gemählden, Bildchen und Blumen, einzelnen Sinngedichten und Blumenkränzen oder Anthologien; d. h., Auswahlen und Sammlungen der anziehendsten und geistvollsten poetischen Tändeleyen aller Art.

Dritte Vorlesung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römischen Litteratur.

Nachdem die Griechen aufgehört hatten, eine Nation zu seyn, zog sich ihre Litteratur immer mehr von dem Leben zurück. Zuerst und am meisten geschah dieß mit der Philosophie, deren wissenschaftliche Ansicht mit dem bestehenden Volksglauben im Streit, deren hohe Ideen auf den Zustand der so tief gesunkenen Nation nun gar nicht mehr anwendbar waren. Das historische Wissen wurde freylich vielfach erweitert, Sprache und Litteratur erst jetzt recht wissenschaftlich begründet, und allgemein bearbeitet und verbreitet. Aber die große alte Behandlung, der freye Geist fehlte. Die Redekunst stand immer noch hoch in der allgemeinen Achtung, und war mehr als je der Hauptgegenstand der Erziehung. Wenn aber schon in den ältern, bessern Zeiten oft ein spielender und sophistischer Gebrauch von dieser Kunst gemacht worden war, wie viel mehr mußte dieß jetzt der Fall seyn, da die wahre und freye Staatsberedsamkeit gar nicht mehr anwendbar, der große, alte Sinn selbst in der Sprache erloschen und in das Kleinliche und Spitzfindige entartet war. Auch die Poesie, von welcher alle Bildung der Griechen zuerst ausging, war

jetzt mehr und mehr eine bloß gelehrte Kunst geworden; sie konnte dem allgemeinen Loose des Dahinsinkens nicht entgehen. Das Schicksal der bildenden Kunst war wohl günstiger, vielleicht deswegen, weil sie vom Leben nicht so abhängig ist. Der Künstler arbeitet in seiner Werkstätte ruhig nach den alten großen Ideen fort, wie sehr auch die Staaten zerrüttet, der Zustand der Dinge verändert seyn möge. Und wenn auch hier das Verderbniß der Sitten eine Verweichlichung und Verwirrung des Geschmacks zur Folge hatte, so war doch das Verderben nicht so allgemein. Es ist nicht zu bezweifeln, daß mehrere Werke der alten Sculptur und Baukunst von hoher Schönheit und Vollkommenheit noch aus Zeiten herrühren, in welchen die Dichtkunst und die Redekunst schon durchaus und ganz in Verfall waren. Auch in solchen Wissenschaften, welche von dem öffentlichen Leben sehr abgesondert, von dem bürgerlichen und sittlichen Zustande einer Nation unabhängig sind, zeigte sich jetzt noch der erfinderische Geist der Griechen glänzend, und in seiner Kraft. In der Mathematik haben sie, bey dem Mangel so vieler uns jetzt unentbehrlich scheinenden Werkzeuge und Hülfsmittel, den Anfang gemacht zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde, wobey selbst die schon früher, wie behauptet wird, den Pythagoräern nicht unbekannte Vorstellung von dem wahren Weltsystem, vielleicht von einigen noch unvollkommen eingesehen wenn gleich nicht allgemein angenommen wurde. Die bewunderungswürdige Kenntniß und Geschicklichkeit des Archimedes flößte auch den Römern Erstaunen ein, und mit ihrer unbequemen Zahlenbezeichnung nach Buchstaben, ohne Kenntniß der

Dreimalzahlen, brachten die Griechen im Euklides einen Schriftsteller in der Geometrie hervor, der noch jetzt den Kennern dieser Wissenschaft für classisch gilt. Die Medicin, von Alters her viel geübt bey den Griechen, ward jetzt eine ihrer Hauptbeschäftigungen, und gab ihrem Scharfsinn, ihrem Erfindungsgeist und ihrer Systemsucht einen weiten Spielraum. Auch durch diese Kenntnisse, nicht durch ihre Litteratur allein, als Rhetoren und Sprachlehrer; aber auch als Künstler, Mathematiker und Ärzte, empfahlen sich die Griechen den Römern, als diese nach der Eroberung von Tarent, des untern Italiens und Siciliens, in die griechische Welt eingetreten waren, und wurden bald den Siegern unentbehrlich, so sehr diese sich Anfangs der unvermeidlichen Einwirkung entgegensetzten. Zweymal wurden die griechischen Philosophen und Rhetoren durch einen Beschluß des Senats aus Rom vertrieben, und der alte Cato, der unversöhnliche Feind aller griechischen Künste, wollte selbst ihre Ärzte, die sich häufig bey den Römern einfanden, nicht dulden, schilderte sie als Betrüger, welche die Kranken eher um das Leben brächten und empfahl, als Verfechter der altrömischen Sitten und Gesinnungen, auch in diesem Stücke bey den aus der guten alten Zeit sich herschreibenden Gewohnheiten und Hausmitteln zu bleiben. Wie unentbehrlich aber besonders die Rhetoren und Lehrmeister in der griechischen Sprache und Kunst den Römern waren, sieht man schon aus dem wiederhohlten Befehle der Vertreibung, welcher zum Beweise dient, daß der erste nicht lange war gehalten worden. Auch ist es aus der Lage der Sache leicht zu erklären. Die griechische Sprache war damals die allgemein herr-

schende der ganzen gebildeten Welt. In dem entferntesten Asien wurden Homers Gedichte gelesen, selbst die Indier sind wahrscheinlich nicht ohne alle Kenntniß von der griechischen Litteratur geblieben, und im äußersten Westen schrieben die Karthager ihre Entdeckungsreisen, so wie der punische Hannibal die Geschichte seiner Kriege in griechischer Sprache nieder. Nach der Eroberung des südlichen Italiens und Siciliens, deren Landessprache damals größtentheils noch die griechische war, und nach der allmähligen Besitzergreifung von Macedonien und Achaja, mußte die Kenntniß dieser allgemeinen Sprache den Römern immer nothwendiger werden, besonders durch so viele historische Werke der Griechen über alle die Länder und Völker, mit welchen die Eroberer jetzt in ihrem erweiterten Wirkungskreise in Verhältniß kamen. Es wählten daher selbst die ersten Römer, welche in diesem Zeitraume, die Geschichte ihres Volks zu schreiben anfingen, die griechische Sprache, und der Grieche Polybius, der als Geißel nach Rom geführt worden, war es, der zuerst die große Nation in einem ausführlichen Werke, welches wenigstens im politischen Gehalt classisch für alle folgende Zeiten geblieben ist, der Welt darstellte und bekannt machte. Ein gefangener Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, welcher der lateinischen Sprache kundig war, gab den Römern zuerst die Odyssee, noch in rauhen Landes-Versen zu hören und zu lesen, und machte sie durch Übersetzungen mit den Vergnügungen des Theaters, und mit dem dramatischen Reichthum der Griechen bekannt. Am meisten jedoch war es der mit der Erlernung der Sprache selbst verbundene Unterricht in der griechischen Redekunst, was

bey den vornehmen Römern, und durch dieſe mehr und mehr bey der ganzen Nation, die griechiſche Bildung überhaupt beliebt machte. Auch in Rom war die Beredſamkeit in Staatsangelegenheiten von großem oft Alles entſcheidendem Einfluß, und je unruhiger die Zeiten ſeit Gracchus wurden, je mehr bedurfte der Ehrgeitz zum Werkzeuge einer Kunſt, die eben deßwegen den altrömiſch Geſinnten als eine ſtaatsgefährliche, und ſelbſt für die Denkart nachtheilig wirkende Sophiſtik erſchien.

Die ſpätere römiſche Geiſtesbildung hat dieſen Urſprung nie verläugnen können, und man iſt ſchon gewohnt zu wiederhohlen, daß die Römer in der Litteratur bloße Nachahmer der Griechen ſeyen.

Daß die Nationen, welche ſpäter in die Weltgeſchichte und in die allgemeine Entwickelung der Menſchheit eingreifen, einen großen Theil ihrer Geiſtescultur von den früher gebildeten Nationen als ein Erbtheil empfangen, das iſt unvermeidlich; an ſich alſo kein Vorwurf. Es wäre widerſinnig, nach der Idee eines geſchloſſenen Handelsſtaates, auch in die Litteratur den Grundſatz einer abgeſchloſſenen und iſolirten Nationalbildung einführen zu wollen. Wenn die Aneignung ſelbſtſtändig iſt, wenn nur das Eigne und Eigenthümliche in Geiſt und Sprache, in der Sage und Denkart eines Volks nicht über der fremden Bildung verlohren geht und vergeſſen wird, ſo iſt dieſe ſelbſt und ihre Erlernung nicht tadelnswerth. Kenntniſſe ſind an ſich ein Eigenthum aller Nationen; der Geiſt eines Dichters oder lehrenden Schriftſtellers, der auf ſein Volk wirken will, wird erhoben und bereichert durch den Anblick der hohen Stufe und Voll-

kommenheit, zu welcher Kunst und Nachdenken, Geist und Sprache auch bey andern Völkern sich empor gehoben haben. Nur diejenige Nachahmung ist todt, welche statt der allgemeinen Erweiterung und Belebung des Geistes, bloß einzelnen Kunstformen einer fremden Nation, die selten ganz für eine andre passen, ängstlich nachstrebt, und durch Kunst erzwingen will, was doch niemals recht gedeiht, wo es nicht mehr an seiner natürlichen Stelle ist.

Beyde Fehler treffen einigermaßen die römische Litteratur; sowohl der Vorwurf, die eigene alte vaterländische Nationalsage vernachlässigt zu haben, als jener Irrthum der vergeblichen Nachkünstelung fremder Formen, welche ihrem ursprünglichen Boden entrissen, meistens unwirksam, todt und kalt erscheinen, oder doch nur ein kümmerliches Leben, wie Pflanzen im Treibhause, sich erfristen.

Dennoch ist ein Charakter in der römischen Litteratur, wodurch sie sogar gegen die ihr sonst so überlegne griechische Geistesbildung, die ihr Vorbild und Quelle war, mit einer eigenthümlichen Würde und Bedeutung auftreten darf. Dieser ihr Werth gehört nun ganz der Nation an und Rom, jenem großen Mittelpunkt der alten und der neuen Weltgeschichte.

So wie der bildende Künstler von einer ihm inwohnenden großen Idee begeistert seyn muß, und ganz davon erfüllt ist; über welche er alles Andre vergißt, in der allein er lebt, und von der alle seine Werke nur durch die Ausführung verschieden gestaltete Versuche und Wege sind, um jene innere hohe Idee auszudrücken, sichtbar zu machen und Allen darzustellen;

eben ſo iſt auch der wahre Dichter, und jeder große erfindende Schriftſteller von einer ſolchen, ihm ganz eignen Idee erfüllt, die für ihn der Mittelpunkt wird, worauf ſich Alles bey ihm richtet, worauf er Alles bezieht und wovon die beſondere Kunſtform, worin er ſie darzuſtellen verſucht, nur der äußere Abdruck iſt. Das iſt es, was die Griechen vor den Römern auszeichnet. Vergleiche man die großen Dichter der blühenden Zeit, den Aeſchylus, Pindar; Sophokles; oder den patriotiſchen Volksdichter Ariſtophanes, den Redner Demoſthenes, die beyden, welche die erſten ſind in der Geſchichtſchreibung, Herodot und Thucydides; oder die höchſten Denker, Plato und Ariſtoteles. Jeder von dieſen hat ſeine ihm eigenthümliche Idee, die ihm Alles gilt, und in allen ſeinen Hervorbringungen ſich abſpiegelt. Auch von dem großen Doppelwerke der homeriſchen Geſänge gilt ſchon dasſelbe, obwohl auf eine unbewußtere Weiſe, nicht ſo ſehr mit abſichtlicher Kunſt, als aus bloßer Fülle und Vollendung der glücklichſten geiſtigen Naturkraft. Daher finden wir bey einem jeden dieſer großen Schriftſteller einen andern und eignen Geiſtesweg des Nachdenkens, eine eigne Art der Darſtellung und eigne Form der Kunſt, ja ſelbſt in Styl und Sprache iſt es bey jedem dieſer erſten Autoren, als ob man in eine ganz neue Welt träte. Alle Elemente und Elementarkräfte des höher gebildeten Menſchengeiſtes ſehen wir hier in der glücklichſten Entwicklung und in der reichhaltigſten Gediegenheit und höchſten Kraft, in der Blüthe des Gedeihens und der Vollendung neben und gegen einander ſtehen, vom erſten Anfang bis zum letzten Schluß dieſes claſſiſchen Kreiſes großer Autoren. Während wir im Homer die ganze Fülle

der dichterischen Einbildungskraft in glücklicher Heldenzeit wie im klaren Lichte des hellsten Lichtes ausgebreitet sehen, zeigt uns Aristoteles den Gipfel und den Umkreis alles dessen, was die natürliche Vernunft des Alterthums theils durch eignes Denken, theils durch Ordnen der wissenschaftlichen Erfahrung erreichen mochte. In den großen dramatischen Dichtern spricht sich am meisten das innere moralische Leben, der Charakter der Alten aus, das Herz ihrer Gesinnung, im harten Kampf wie in der erreichten oder gesuchten Harmonie der wollenden Kraft; und eben daher sind diese und ihre Werke mit Ausnahme des einzigen Sophokles, als des Ersten unter ihnen, der in Geist und Form durchaus harmonisch und vollendet ist, ungleich individueller und sehr lokal in Styl und Art, und von nicht so allgemeiner und allgemein ansprechender und verständlicher Beschaffenheit als jene Beyden. Im Plato erblicken wir dagegen den gereinigten Verstand auf der geistigsten Höhe der alten Bildung, wie er dem höheren Lichte einer wundervollen Offenbarung in erhabener Begeisterung unter allen Geheimnissen und Sinnbildern des Göttlichen nachstrebt, und aus dem beschränkten griechischen Gesichtskreise, in das Gebiet der übernatürlichen Weisheit und der ältesten Überlieferungen hinüberschreitet und sich dadurch bald dem Morgenlande anschließt, bald zum Christenthum ahndend hinneigt; und so ist der ganze Umkreis der menschlichen Kräfte durch Fantasie und Vernunft, Charakter und Verstand in diesen großen Elementargeistern und Autoren der Menschheit gleichsam erschöpft und umfangen.

So reich und mannigfaltig war die griechische Bil-

dung, und dieſen großen Originalgeiſt ſuchen wir vergeblich in den römiſchen Schriftſtellern. Aber es iſt etwas in ihnen, was einen Erſatz dafür giebt, auch eine hohe große Idee; keine, die den Einzelnen eigenthümlich, ſondern die ihnen allen gemein iſt: die Idee von Rom. Dieſes Rom, ſo bewundernswürdig in ſeiner alten Sitten- und Geſetzesſtrenge, furchtbar und groß auch in ſeinen Verirrungen und ewig denkwürdig in ſeiner Weltherrſchaft. Das iſt der Geiſt, der aus allen römiſchen Schriften athmet, das gibt ihnen eine Hoheit, unabhängig von aller Griechenkunſt und Künſteley, die ſie oft unglücklich genug nachahmten.

Die Größe, und das alles beherrſchende Leben des Staats, und die Geiſteskraft und Kühnheit der Einzelnen ſtehen einander in der Wirklichkeit einigermaßen entgegen, ungeachtet es ein natürlicher und gerechter Wunſch wäre, beyde Vorzüge in gleichem Maße vereint zu ſehen. Wie aber die Dinge meiſtens ſind, kann in einem Staate, wo die eine Idee des Vaterlandes, ſeiner Größe und ſeines Ruhms Alles beſtimmt, und nichts gefunden wird, was nicht davon durchdrungen wäre, eine griechiſche Mannigfaltigkeit der Geiſtesentwicklung kaum Statt finden. Athen mußte ſo frey ſeyn, als es war, zu frey oft für die bürgerliche Ruhe, wenn Alles in Kunſt und Geiſt da ſo aufblühen ſollte, wie es aufgeblüht iſt. Sparta der einzige als Staat gut und kraftvoll eingerichtete, nicht bloß vorübergehend herrſchende, ſondern dauerhafte, geſunde und ſtarke Staat in Griechenland, erkaufte dieſen Vorzug durch eine auf dieſen Zweck berechnete Beſchrän-

kung der Denkart und der Sitten, des forschenden und selbst des dichtenden Geistes.

Ich mache die Anwendung auf das Einzelne. Haben Caesar, oder auch Cicero, als Schriftsteller nicht etwas voraus vor den Rhetoren, den Grammatikern, den Philosophen und Sophisten, bey denen sie, was Sprache und Redekunst, und die Wege des Nachdenkens betrifft, allerdings in die Schule gingen, und denen sie an Scharfsinn und wissenschaftlicher Kenntniß in diesen geistigen Übungen unstreitig sehr weit nachstehen? Ein Jeder fühlt es wohl, daß hier, wie in allen großen römischen Werken, noch ein andrer Geist weht als der der entarteten griechischen Sophisten-Künste der spätern Zeit; aber es ist nicht das Genie, es ist nicht der individuelle Geist dieser Schriftsteller, sondern jene Idee des Vaterlandes, jenes in der Welt einzige Rom ist es, was sie, obwohl in sehr verschiedener Ansicht, Alle beseelte, und wie der unsichtbare Lebensgeist dieser Schriften überall durchschimmert.

Daß die Römer alles von den Griechen erlernt und entlehnt, und nie irgend etwas ursprünglich, und von alter Zeit her Eignes gehabt hätten, ist so wenig gegründet, daß vielmehr durch die übermächtige Einwirkung der fremden Geistesbildung die gesammte alte, dem römischen Volke eigne Heldensage und Dichtkunst, die jener Erlernung und Nachahmung des Griechischen lange voran ging, bis auf einige wenige, aus wahrer Poesie in eine halb fabelhafte Geschichte übertragnen Überbleibsel, eben durch jene ausländische Bildung zu Grunde gegangen ist. In mehreren mit den altrömischen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen am meisten bekannten Schriftstellern wer-

den mehrmahls alte Lieder erwähnt, welche die Thaten der Vorfahren erzählten, und an den Festen und bey den Gastmahlen der Edlen abgesungen wurden. Historische Heldengedichte waren es also, in welchen das Vaterlandsgefühl und der Dichtergeist der Römer sich aussprach, ehe sie bey den Griechen in die Lehre gegangen waren, um da die sophistische Redekunst, und eine gelehrtere, nun auch in Prosodie und Sprache ungleich kunstreichere und geregelte Poesie zu erlernen. Fragt man nun, welches die Gegenstände dieser altrömischen Heldengesänge seyn konnten, so gibt die Geschichte selbst darüber leicht Antwort. Nicht bloß die fabelvolle Geburt und Schicksale des Romulus, der Raub der Sabinischen Frauen, sondern auch der sagenhafte Kampf der drey Horatier und Curiatier, dann wieder der Übermuth des Tarquinius, das Unglück und der Tod der Lucretia, die Rache und Befreyung durch Brutus; Porsennas wunderbarer Krieg, nebst der Standhaftigkeit des Scaevola, späterhin noch die Verbannung des Coriolan, sein Kampf gegen die Vaterstadt, und wie endlich in dem innern Zwiespalt seiner Heldenseele die Gegenwart der Mutter und der Gedanke an Rom gesiegt; alle diese angeblichen Geschichten erscheinen dem prüfenden Auge, sobald man den rechten Standpunkt gefaßt hat, sofort als altrömische Heldensagen und Dichtungen, die als solche von hohem Werthe sind, so wenig der Geschichtsforscher, wenn er sie bloß historisch nimmt, die vielen innern Widersprüche zu erklären oder zu rechtfertigen weiß. Daß dem also sey, daß vieles, was diesen alten Gesangen angehört, in den frühesten Epochen Roms, unter falscher historischer Einkleidung

noch vorhanden, daß besonders aus dem Livius der Geist und die Kraft jener alten Lieder am vernehmlichsten noch hervorhalle, das hatten schon mehrere vermuthet. Einem gelehrten Forscher unserer Zeit*) bleibt das Verdienst, daß er die genauere Sonderung und Sichtung bis ins Einzelne unternommen, und größtentheils befriedigend durchgeführt hat. Wir verlieren durch diese Kritik ein Stück, bisher auf Glauben als Thatsache angenommene sogenannte Geschichte, die doch immer als schwierig, zweifelhaft und widersprechend auffallen mußte, und gewinnen dagegen einen schwachen Nachhall wenigstens von der einheimischen Römersage. Es wurden diese historischen Helden-Abenteuer, ehe griechische Verskunst und Verskünsteley die Ohren von dem Klange der vaterländischen Lieder entwöhnte, in jenen einfachen Versen abgesungen, welche man in Italien nach der alten Zeit saturnisch nannte, und die bis auf den Schmuck des Reims, den sie entbehrten, den noch ungeregelten sogenannten Alexandrinern nicht unähnlich waren, deren fast alle Nationen Europa's im Mittelalter sich bedienten.

*) S. Niebuhrs römische Geschichte; vergl. A. W. Schlegels Recension dieses Werks in den Heidelberger Jahrbüchern: Der letzte setzt die historischen Fabeln, mit denen die Geschichte des römischen Volkes beginnt, selbst in ihrem poetischen Werthe, noch viel tiefer herab. Indessen hatten die Römer einmal keine andre, ihnen ganz eigenthümliche National-Heldensage, als diese fabelhaft historische. Irrthümer der Historienschreiber sind auf ähnliche Weise auch im Mittelalter in die Sage und durch diese in die Poesie übergegangen; wie die Herleitung des Francus und Brutus von Troja u. s. w.

Auch im Inhalt waren dieſe altrömiſchen Heldenlieder bey manchen hohen Zügen, wenn wir nach dem urtheilen, was davon in angeblicher Geſchichte übertragen noch vorhanden iſt, von einem patriotiſchen, ganz auf die Vaterſtadt beſchränkten, und bey einzelnen wunderbaren und fabelhaften Einmiſchungen doch an das Hiſtoriſche ſich annäherndem Geiſte und Charakter. So iſt es wohl begreiflich, daß die bezaubernde Mannigfaltigkeit der Odyſſee und die Fülle des Wohllauts in dem Wogenſpiele des griechiſchen Hexameters Ohr und Seele der Römer ganz gewonnen, und ſie von ihrem vaterländiſchen Geſange abwendig gemacht hat.

Es lag aber noch ein andrer Grund, der die Römer von ihrer alten Heldenſage abwendig machen, und ſie ſo weit in Vergeſſenheit bringen mußte, daß ſie endlich nur in der ganz verſtümmelten Form einer halb fabelhaften, unzuſammenhängenden Chronik übrig blieb, in Roms eigner Geſchichte und den ſpätern Weltverhältniſſen. Die letzte Heldengeſtalt der alten römiſchen Geſchichte, welche noch zum großen Theil der Sage angehört und der Dichtkunſt, und unſtreitig in Liedern verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, iſt Camillus, welcher das von den Galliern eroberte Rom befreyte. Mit dieſer Befreyung beginnt die hiſtoriſche Zeit Roms. In der galliſchen Verwüſtung mochten die Denkmahle größtentheils zu Grunde gegangen ſeyn; alles ältere iſt ungewiß und zweifelhaft, oder doch, wenn auch Einzelnes als Thatſache bleibt, mit Fabeln vermiſcht. Von da begann Roms Größe, die ſich zuerſt in dem ſamnitiſchen Kriege entwickelte. Dieſes iſt auch geſchichtlich die eigentliche Heldenzeit des römiſchen Volks,

während welcher höchst wahrscheinlich jene alten Heldenlieder, deren Cato und Cicero erwähnen, und so wie sie Ennius und auch noch Livius vor Augen hatten, abgefaßt seyn mögen. Dieser historischen Heldenzeit römischer Kraft und Tugend lagen die alten Sagen, von den Königen und Helden, und dann von den Befreyern und andern Schicksalen der herrlichen Stadt noch nahe genug, um lebendig gefühlt zu werden. Als aber Tarent, Italien und Sicilien, Macedonien und Karthago, Hispanien und Achaja besiegt und unterjocht worden, was für ein Verhältniß war da noch zwischen dem alten kleinen Rom, das mit den Sabinern Fehde hatte, oder zehn Jahre, wie einst die Griechen an Troja's Mauern, vor der Burg von Veji gelagert war, und dem jetzigen zur Weltherrschaft, schon wie vorherbestimmten und mit unaufhaltsamer Gewalt vordringenden Rom! Die Griechen waren selbst in den ältesten Zeiten eine zahlreiche, in viele Stämme und Völkerschaften verbreitete Nation gewesen. Rom, ursprünglich nur eine Stadt, war durch einverleibte Länder und Völker Italiens erst eine Macht, bald ein welterobernder Reich geworden.

So lag es also in der Natur der Sache, und in dem unvermeidlichen Gange der Begebenheiten, daß die alte vaterländische Heldensage immer mehr in das Dunkel zurück trat, wenigstens nicht weiter in mannigfaltiger Darstellung verschönert und entfaltet, daß griechische Geistesbildung und Dichtkunst statt dessen bey den Römern allgemein herrschend wurde. Die Schuld davon ist nicht allein dem Ennius zuzuschreiben, von dem der schon genannte scharfsinnige Geschichtforscher sagt, er habe sich für

den ersten Dichter der Römer gehalten, weil er die alte Nationalpoesie verdrängt und vertilgt habe. Wohl läßt sich denken, daß er, der so treuherzig meinte, daß drey Seelen oder drey Geister in ihm wären, weil er drey Sprachen wußte: lateinisch, griechisch und oscisch oder altitalisch, nicht wenig stolz darauf seyn mochte, daß er mit neu eingeführter Weise den Griechen ihren Hexameter, obwohl noch unbeholfen genug, zuerst nachgekünstelt. Auch der wahre Dichter ist nicht immer frey von einer solchen Eitelkeit, und legt oft einen zu hohen Werth auf eine bloß äußerliche, vielleicht sogar falsch gewählte, oder nicht ganz gelungene Form, eben weil sie ihm Nachdenken und Anstrengung gekostet hat; während er um den Geist, den wir in ihm ehren, selbst kaum recht weiß; eben weil er ihn der Natur verdankt, es ihm also nicht einfällt, sich in dieser Hinsicht mit Andern zu vergleichen. Indessen hat doch Ennius seine neue und noch unbeholfene Kunst zum Theil auch jenen alten vaterländischen Gegenständen zugewandt, und manche noch von ihm vorhandene Verse athmen einen hohen Dichterschwung; zu einem günstigen Urtheil über ihn stimmt uns auch die Bewunderung des Lucrez, wenn wir anders annehmen dürfen, daß diese Bewunderung auf eine Geistesverwandtschaft und Ähnlichkeit im Schwunge der Gedanken und in der Gewalt der Sprache sich gründete.

Unaufhaltsam drang nunmehr griechische Kunst und Art in Rom ein, obwohl mit sehr verschiedenem Erfolg. Unter allen Kunstformen der Griechen lag die historische und die der Beredsamkeit den Römern am nächsten, und diese gelang ihnen auch am besten. Die Philosophie war

ihrem Geiſte am meiſten fremd, und in der Poeſie war der Erfolg verſchieden nach den Gattungen.

In der dramatiſchen verſuchten ſich die Römer zuerſt ſeit Ennius; aber faſt haben ſie in dieſem Fache nur Überſetzungen geliefert, minder treu oder nachläſſig, die aber doch meiſtens nur Überſetzungen, und kaum Nachbildungen zu nennen ſind. So die verlornen Tragiker, Pacuvius und Attius, die noch erhaltenen Komiker, Plautus und Terenz. Das einheimiſche Poſſenſpiel, die ſogenannten Atellanen in oſciſcher Mundart, blieben nur eine Art von Liebhaberey und Geſellſchaftsſpiel der vornehmen Römer, die ſich auf ſolche Art, mitten unter aller ausländiſchen Verfeinerung, durch eine Erinnerung an die altitaliſche Nationalität und Fröhlichkeit erheiterten, wie auch wohl in unſern Zeiten neben der künſtlichſten Verſtandescultur eine Vorliebe und eigenes Vergnügen an Volksliedern und an der Volkskomödie ſich erhält. Daraus konnte keine wahrhaft eigne große Form des Schauſpiels ſich geſtalten; oder wenn es auch an ſich nicht unmöglich geweſen wäre, ſo haben wir doch keine Veranlaſſung anzunehmen oder zu vermuthen, daß es wirklich geſchehen ſey. Was die Überſetzungen der griechiſchen Trauerſpiele betrifft, ſo war zwar die Mythologie der Römer der der Griechen urſprünglich nah verwandt und wenigſtens ganz gleichartig, aber im Einzelnen war doch alles verſchieden und lokal; Iphigenia und Ödipus, Prometheus und die Atriden, oder das Unglück der Thebaniſchen Brüder erſchienen hier mehr oder minder als fremde, auch den Sitten nach widerſtrebende Geſtalten, das Ganze blieb eine künſtliche Pflanze, die nach einem kümmerlichen

Daſeyn nicht anders als allmählig abſterben mußte. Die einzelnen Tragödien römiſcher Dichter, die aus dem Zeitalter des Auguſtus als beſſer und in ihrer Art vortrefflich gerühmt werden, beweiſen, wie ſparſam die Gattung angebaut wurde; wie bald aber die tragiſche Kunſt bey den Römern ihre Endſchaft erreichte, das ſehen wir noch an jenen Redeübungen in dramatiſcher Form, welche dem Seneca zugeſchrieben werden. Die fremdartigen atheniſchen Sitten im Luſtſpiel mußten für den römiſchen Zuſchauer auch kalt und unwirkſam bleiben. Ganz begreiflich daher iſt es, daß der Zauber pantomimiſcher Darſtellungen und Tänze endlich jedes andere Schauſpiel verdrängte.

Mußten nicht auch bey einem Volke, wo in großen Kampfſpielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tauſenden zu einer blutigen Beluſtigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geiſtigern Schmerzgefühle des hohen Trauerſpiels abgeſtumpft werden? Immer möchte es ſonderbar ſcheinen, warum bey ſo vielen Verſuchen in der tragiſchen Dichtkunſt, die Römer den Stoff dazu faſt nie aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage entlehnten, da doch ſelbſt die Tragödie der Neuern jene Gegenſtände, die in ſo hohem Grade poetiſch und nicht undramatiſch ſind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbſtüberwindung und veränderte Geſinnung des Coriolan gewählt, und ſo der Poeſie, was urſprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Über dieſe Frage giebt der eigenthümliche Charakter dieſer hiſtoriſchen Dichtung einen ganz befriedigenden Aufſchluß. Das in dieſen Sagen ſich ausſpre-

chende patriotiſche Gefühl ſtand der Gegenwart für die dramatiſche Darſtellung immer noch viel zu nahe. Die Geſchichte Coriolans mag zum Beyſpiel dienen. Wie hätte wohl ein römiſcher Dichter dieſen Patricier in ſeinem ganzen anfänglichen Übermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darſtellen können, zu der Zeit als die Gracchen das römiſche Volk von demſelben patriciſchen Übermuthe zu befreyen ſtrebten? Welche Erſcheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römiſchen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterſtadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel ſchmäht, zu einer Zeit wo der edelſte und freygeſinnteſte unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen luſitaniſchen und ſpaniſchen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten, und ein neues Rom zu gründen trachtete? Oder wie hätte man den Coriolan als Anführer eines ſiegreichen Heeres gegen die Vaterſtadt anrückend, auf der Schaubühne zu ſehen ertragen, zu den Zeiten wo ein Sulla wirklich mit gewaffneter Macht gegen die Stadt im Anzuge war? Oder auch ſelbſt in den etwas ſpätern Zeiten, wo alle jene angeführten Begebenheiten noch lebhaft und wie gegenwärtig im Andenken waren? Nicht bloß in dieſer Geſchichte, ſondern überall war für die Zeiten der Republik der Zwieſpalt zwiſchen den Patriciern und Plebejern zu hervorleuchtend aus dieſen Geſchichten und Sagen, zu tief in das Weſen derſelben verwebt. Für das Zeitalter des Auguſtus aber waren Brutus und die andern Alten vollends keine angemeſſenen Gegenſtände. Ein Beyſpiel von der neuen, und von unſerer Bühne entlehnt, kann zur Er-

läuterung dienen: Shakespear stellt in seinen historischen Schauspielen die blutige Fehde zwischen York und Lancaster dar, aber als er dichtete, war dieser Zwiespalt längst ausgeglichen und versöhnt. Für unsere deutsche Bühne bieten sich dem Dichter sehr reichhaltige Gegenstände aus den Bürgerkriegen, besonders aus dem dreyßigjährigen dar; aber auch hier ist der Fall nicht völlig derselbe wie bey den Römern. Demungeachtet hat der deutsche Dichter, wenn er dem Gegenstande ganz Genüge leisten will, eine schwere Aufgabe, und muß mit großer Schonung verfahren, wenn er nicht Partheygefühle verletzen, oder wo sie schon versöhnt sind, sie von neuem wieder erregen, und dadurch den poetischen Eindruck zerstören will.

Aus diesen Gründen haben die Römer kein eigenthümliches Trauerspiel, und überhaupt keine ausgezeichnete Schaubühne gehabt.

Unter den Dichtern der übrigen Gattungen steht der älteste, Lucrez, seiner Art und seinem Geiste nach, ganz allein in der römischen Litteratur. Nur er kann uns noch einigermaßen ein Bild geben von dem Styl und dem Schwung der ältern römischen Dichter; von den spätern Römern ward er wenig empfunden und sein Werth nicht anerkannt. Sein Werk über die Natur der Dinge gehört der Art nach zu jener, bey den Griechen aus besondern Umständen hervorgegangenen und bey ihnen noch natürlichen Form des wissenschaftlichen Lehrgedichts. Die Philosophie, welcher Lucrez sich ergeben, war die schlechteste, die ein Römer und die ein Dichter erwählen konnte. Die Philosophie Epikurs nähmlich, die allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wissenschaftlicher Hin-

ſicht mit den ſeltſamſten Hypotheſen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unſittlich, doch wenigſtens durchaus egoiſtiſch und unnational, für die Fantaſie aber noch beſonders ertödtend und aller Dichtkunſt feind war. Gleichwohl hat Lucrez alle dieſe Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern ſieht man dieſe große Seele, die doch überall hervorbricht, einem ſo verderblichen Syſteme griechiſcher Sophiſtik hingegeben. Er iſt an Begeiſterung und Erhabenheit der erſte unter den römiſchen, als Sänger und Darſteller der Natur der erſte unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums. Über dieſe Gattung, und überhaupt welche Stelle die Natur in den Darſtellungen der Poeſie einnehmen ſoll, darüber ſey hier eine allgemeine Betrachtung verſtattet.

Allerdings ſoll die Poeſie nicht bloß den Menſchen, ſondern auch die ihn umgebende Natur zum Inhalt und Gegenſtande ihrer Darſtellungen, oder ihrer Begeiſterung wählen. Es findet hier eben jener dreyfache Unterſchied Statt, wie auch in der Darſtellung des Menſchen. Die dichteriſche Darſtellung und Behandlung des Menſchen kann zuerſt ſeyn, ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart; zweytens die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenalters, oder aber da wo die Poeſie mehr begeiſtern als darſtellen will, die Anregung und Erweckung der tiefer verborgenen Menſchengefühle. Alles dieſes kann auch auf die Natur angewandt werden. Die Poeſie ſoll uns ein Bild geben von der geſammten äußern Erſcheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling irgend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelſte, was die Thierwelt an Geſtalt

und Leben, das Schönste und Lieblichste, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbiethet, alles was in den äußern Veränderungen am Himmel und auf der Erde dem Auge der Menschen erhebend, oder doch bedeutend erscheint. Das Schwierige ist hier nur, das Übermaaß zu vermeiden; üppige Beschreibungen, auch wenn sie wahr sind, ermüden und verfehlen die Wirkung. Einzelne Blumen aber aus der Fülle der Natur, an der rechten Stelle eingeflochten in das Gewebe der Dichtkunst, sind der herrlichste Schmuck desselben. Auch die Natur hat ihre wunderbare Vorzeit, wo sie ungeregelter und gigantischer war, gleich wie das Menschengeschlecht im Heldenalter. Dieß Gefühl bemächtigt sich unsrer bey dem Anblick der wildern Naturgegenden und wie Ruinen der Urwelt übereinandergestürzten Felsen und Gebirge. Alle Urkunden und Sagen des Alterthums bestätigen uns diese große Katastrophe einer ältern tellurischen Vorzeit; ungewöhnliche Erscheinungen, Sturm, Ungewitter, Wasserfluthen und Erdbeben, versetzen uns theilweise und im Kleinen zurück in jenen wildern Zustand der Natur. Alles dieses sind angemessene und große Gegenstände für den großen Dichter; dieselben, an denen Lucrez sich so oft als ein herrlicher Naturmahler bewährt. Aber auch hier bedarf der Dichter nur das Allgemeine, die Voraussetzung eines freyern wildern Zustandes, einer erhabenern, größern Vorzeit, als Spielraum für das Wunderbare in der Natur. Die eigentlich wissenschaftliche Ansicht davon, ob die Gebirge z. B. vulkanisch gebildet, oder bloß durch Wasserfluthen entstanden sind, das ist eben so wenig ein Gegenstand für die Dichtkunst, als die Lehre von den Atomen, die selbst die hohe Ein-

bildungskraft des Lucrez nicht poetisch zu gestalten vermochte. Die dritte Weise endlich, wie der Dichter mit der Natur in Berührung tritt, ist durch das Gefühl. Nicht bloß in dem Gesange der Nachtigall, oder was sonst einen Jeden anspricht, auch in dem Rauschen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geister und Empfindungen, den unsrigen ähnlich, aus der Ferne, oder wie aus engen Banden zu uns hindurch dringen wollten, und sich uns verständlich machen. Um diesen Tönen zu horchen, mitzufühlen und zu ahnden die Seele der Natur, liebt der Dichter die Einsamkeit. Die Zweifel des Untersuchers, ob auch wohl die Natur auf solche Weise beseelt, oder ob dieß eine Täuschung sey, gelten ihm gleich; genug daß dieß Gefühl, diese Ahndung vorhanden ist in der Fantasie und in der Brust des Menschen und des Dichters; und wenn der Blick auch ganz durchdringen könnte durch die Hülle der Schöpfung, und es sehen, wie die Geister der Natur in der verborgnen Werkstätte wirken, so würde der Dichter als solcher, dennoch den wohlthätigen Schleyer nicht völlig heben wollen, noch dürfen. Von dieser letztern ahndungsreichern und geheimnißvollen Ansicht der Natur werden indessen bey den Dichtern der Griechen und Römer nur wenig Spuren gefunden, desto mehr bey den alten nordischen, ganz im Gefühl der Natur lebenden. Alle diese Naturschilderungen und Naturgefühle dürfen aber in der Poesie nicht abgesondert werden von der Darstellung des Menschen, deren schönste Zierde sie bilden. Werden sie abgesondert, so wird das große vollständige Weltgemählde,

was die Poesie uns vor Augen stellen soll, zerstückt, die Harmonie unvermeidlich aufgelöst, und die Wirkung, welche, wo das Ganze erscheint, so groß ist, wird zertheilt und fällt ins Kleinliche. Daher ist das wissenschaftliche Naturlehrgedicht nach der Weise des Lucrez eigentlich eine verfehlte Form, wie die Philosophie, welche er erwählte, verwerflich ist; während er selbst als Mensch uns Theilnahme, als Dichter die höchste Bewunderung einflößt.

Die großen Schriftsteller der Römer können am besten nach der Epoche betrachtet und zusammengestellt werden, der sie angehören. Die letzten Zeiten der Republik sind weniger vollendet in der Sprache, sonst aber vielleicht reicher gewesen als das Zeitalter des Augustus. Cicero hat als Redner Mannigfaltigkeit und Übung in der Kunst genug; die Größe der Gegenstände, so wie die Stelle, welche er in der Weltgeschichte einnimmt, leihen seinen Reden eine höhere Würde. Indessen ist es doch nicht wohl einzusehen, wie man diese so oft überschwellende Wortfülle als ein Vorbild der guten Schreibart hat ansehen können. Auch seine Zeitgenossen warfen ihm asiatischen Schwulst in seiner Rednerweise vor. Am wichtigsten ist er der Litteratur und Bildung seines Volks geworden durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen Für die tiefere Spekulation, in derem Labyrinthe der Geist der Griechen so gern umherirrte und eine unendliche Kunst darin übte, hatte Cicero so wenig als irgend ein anderer Römer, Sinn oder Anlage. Als Freund und Liebhaber der Philosophie aber, der bey ihr in den Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffent-

lichen Geschäften, oder der ruhigen Muße Trost und Beschäftigung suchte, hat er eine sehr gute und verständige Auswahl getroffen. Er schloß sich zunächst der Philosophie des Plato an, als derjenigen, welche einer allgemeinen und schönen Geistesbildung am günstigsten ist, und als der Gipfel der Vollkommenheit in Geist und Sprache von dem ganzen Alterthum anerkannt und verehrt ward. Da aber die spätern Nachfolger Plato's, von welchen die Römer diese Philosophie zunächst empfingen, weil ihr Meister die Philosophie nur als Kunst geübt, aber kein vollständiges System hinterlassen hatte, wieder ganz skeptisch geworden waren, so nahm er für das Leben, wo diese Ansicht nicht angemessen ist, seine Zuflucht oftmahls zu den Sittenlehren der Stoiker, oder wo ihm der dieser Schule eigene Starrsinn nicht zusagte, zum Aristoteles, der, wie er in allem den Mittelweg sucht, auch in der Moral den Mittelweg hält zwischen der Strenge der Stoiker und der Nachgelassenheit des Epikur. Nur gegen diesen letzten war Cicero durchaus feindlich, und zwar nicht mit Unrecht. Man darf zwar nicht glauben, alle die, welche bey den Alten wie Epikur das Vergnügen als den letzten und höchsten Zweck des Lebens betrachteten, hätten damit auch alle die verderblichen und verwerflichen Folgen angenommen und in der That ausgeübt, welche aus dem Grundsatze hergeleitet werden können. Wenn aber auch unter jenem, als das höchste Gut des Menschen aufgestellten Vergnügen, nicht der positive Sinnengenuß, wie beym Aristipp gemeint war, sondern nur der schmerzenlose Zustand innerer Zufriedenheit, den die bessern Epikuräer, wie andere griechische Philosophen vorzüglich in

geiſtiger Beſchäftigung und im Umgang mit gleichgeſinnten Freunden ſuchten, ſo ſtimmten ſie doch alle darin überein, daß ſie ſich vom bürgerlichen Leben und von öffentlichen Geſchäften ganz zurückzogen, und dieſe Zurückgezogenheit und Abſonderung als den erſten Grundſatz eines weiſe geordneten Lebens aufſtellten. Ihre Lehre war in ihrer Wirkung auf das praktiſche Leben wenigſtens egoiſtiſch und unnational, und hat, da ſie Anfangs viel Anhänger in Rom fand, allerdings beygetragen zu Roms Verderben. Cicero, ein Feind des Epikur und ſeiner Lehren, iſt dagegen ein durchaus patriotiſcher Denker. Daher ſeine Philoſophie oft von Staatsmännern geachtet wurde, welche ohne zur eigentlichen wiſſenſchaftlichen Spekulation Anlage und Neigung, oder Muße übrig zu haben, doch in freyen Augenblicken das Nachdenken lieben.

In der Form und auch im Vortrage iſt Cicero ſehr ungleich, wie das bey vielen römiſchen Schriftſtellern der Fall iſt, da es ihnen ſelten gelingt, was ſie aus den Griechen entlehnten und erlernten, mit dem, was ſie ſelbſt denken und ſagen wollen, ganz in Harmonie zu bringen.

Eine vollkommne Gleichmäßigkeit des Ausdrucks findet ſich zuerſt im Caeſar. Auch in der Schreibart zeigt er ſich, wie er im Handeln war: ganz nur auf den einen Zweck gerichtet und alles dieſem Zwecke angemeſſen. Jene Eigenſchaften, die in einer geſchichtlichen Darſtellung nebſt der Lebendigkeit die erſten ſind, Klarheit und ungekünſtelte Einfalt, beſitzt er vollkommen. Aber wie ganz anders iſt Caeſars Deutlichkeit und Kürze, die nur zum Ziele eilt, und alles Überflüſſige abſchneidet und die ſich gern ausbreitende, oft homeriſch geſchwätzige Klar-

heit des Herodot. Wie ein Feldherr seine Kriegsvölker so stellt, wie sie am besten und am sichersten wirken können, und jeden Vortheil gegen den Feind benutzt, eben so zweckmäßig ordnet Caesar auch seine Worte und seinen Vortrag, aber auch eben so unerbittlich verfolgt er die Überlegenheit, die ihm der Sieg gab, wider die Gegner. Unter denen, welche gleichfalls ihre eignen Thaten beschrieben haben, ist Xenophon bey allem Schmuck der attischen Rede, doch als Staatsmann und Feldherr von zu geringem Gewicht, um mit Caesar verglichen zu werden. Was einige der Feldherrn Alexanders, was Hannibal, von ihren eigenen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet haben, ist nicht mehr vorhanden. Auch als Schriftsteller ist der Römer, wenn wir ihn mit denen vergleichen, die in ähnlichen Verhältnissen ein Gleiches versucht haben, Caesar, und unbesiegt geblieben.

In Schilderung der Charaktere und überhaupt als historischer Mahler ist Sallust groß; aber ganz so gleichmäßig, so klar und überall angemessen wie Caesar ist er nicht. Man fühlt hier und da das Gezwungene in der Schreibart und die gesuchte Kunst in der angenommenen Alterthümlichkeit. Selbst in der Geschichte, deren Form doch am leichtesten aus den griechischen Republiken, wo sie zuerst entstanden ist, nach Rom zu verpflanzen war, ist die Nachahmung eines bestimmten Vorbildes, wie hier des Thucydides, nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben.

In diesem ersten Zeitalter der aufblühenden römischen Geistesbildung und Redekunst, fühlt man recht deutlich, wie vortheilhaft es einer Litteratur ist, wenn die Ersten der Nation Antheil an ihr nehmen, und zu ihrer

Ausbildung mitwirken. Schon durch ihren Standpunkt haben diese das Ganze desselben immer vor Augen, und können nicht umhin, alles nach größern Verhältnissen zu betrachten und zu beurtheilen. Dieß hat der römischen Litteratur vorzüglich ihren eigenen großen Charakter gegeben. Als nach dem Tode des Brutus eine neue Ordnung der Dinge begann, da ward im Zeitalter des Augustus auch in der Litteratur ein ganz anderer Geist und Ton herrschend. Die freye Beredsamkeit mußte verstummen; dagegen wandte man sich wieder zur Poesie, deren Stimme in der letzten unruhigen Zeit unter blutigen Bürgerkriegen wenigstens keine allgemeine Theilnahme hatte finden können. Jetzt aber schien vielmehr, um den wieder hergestellten Frieden und des Augustus glückliche Herrschaft würdig zu feyern und durch ihren Glanz zu verschönern, nichts so angemessen, als wenn sich große Nationaldichter erwecken, und zu classischen Werken der ernsten Gattung und von vaterländischem Inhalt erheben ließen. Dazu wurde nicht nur Virgil begünstigt, sondern auch Properz und Horaz von dem Ersten des Staats aufgemuntert, ja dringend aufgefordert. Properz wäre durch seinen kunstreichen Styl wohl zum epischen Dichter geeignet gewesen, aber er wollte frey bleiben, lebte nur sich, und den Gefühlen einer edlen Freundschaft und glühenden Liebe, die seine Seele ganz erfüllten, und auch seine Gesänge beseelen und vor allen andern römischen auszeichnen. Horaz hat unter den erhaltenen Dichtern vielleicht am meisten Sinn für das heroisch Große. Er war ein Patriot, der seinen Schmerz über den Untergang der Republik in seine Brust verschloß, und um diesen Schmerz zu zer-

ſtreuen, ſich in allerley Vergnügungen warf, und der Poeſie ergab. Bey jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtſinn die Begeiſterung für das Vaterland und die Freyheit gewaltſam hervor. Ein größeres Gedicht aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage, hätte er gar nicht dichten können, ohne überall Geſinnungen zu verrathen, die nicht mehr an der Zeit waren, und nicht mehr gehört werden ſollten. Darum konnte auch er den oft wiederholten Aufforderungen nicht entſprechen.

Der friedliche, kunſtreiche, gefühlvolle Virgil war durch ſeine Liebe zur Natur und zum Landleben ganz beſonders geeignet, der Nationaldichter der Römer zu werden. Die altrömiſche, wie überhaupt die altitaliſche Lebensweiſe, war ganz auf den Ackerbau und das Landleben gegründet, dagegen die Griechen nach ihrem größern Theil ein gewerbtreibendes, ſeefahrendes, und handelndes Volk waren. Selbſt die Vornehmſten und Erſten Roms in der guten Zeit, lebten dieſer alten ländlichen Weiſe gemäß, und noch war ungeachtet des Verderbniſſes der Hauptſtadt, dieſe einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigne geſunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größern Umkreiſe des übrigen Italiens bey weitem nicht erloſchen. Dieſe Seite mußte ein Dichter berühren und benutzen, der jetzt noch der Dichter der Nation werden, und ſich in ſeiner Wirkung nicht bloß auf den engen Kreis der Hauptſtadt beſchränken wollte. Virgils Liebe zur Natur und zum Landleben, iſt ſchon in dem erſten Jugendverſuche der Eklogen ſichtbar, und als Meiſter hat er ſie in ſeinem vollendetſten Gedichte vom Landbau ausgeſprochen.

Hätte er nur dieſe herrliche, für das jetzige, endlich beruhigte Rom ſo wohlthätige, in Italien dem Geiſte und dem Inhalte nach wahrhaft einheimiſche Poeſie, nicht in der fremden und ausländiſchen Kunſtform des alexandriniſchen Lehrgedichts, niedergelegt! Hätte er ſeine Anſichten und ſeine Gefühle von dem Landleben und dem Ackerbaue nur gleich mit aufgenommen in ſein großes Werk, was der vaterländiſchen Vorzeit gewidmet ſeyn ſollte, und uns ſo ein umfaſſendes und vollſtändiges Gemählde des altitaliſchen Lebens gegeben. Dadurch würde auch die vaterländiſche Heldenſage, die er wieder erwecken wollte, einen feſten Boden und Anhalt in der Gegenwart, und ein neues Leben gewonnen haben. Nur hätte er ſein Heldengedicht alsdann auch in viel freyeren Umriſſen, und einem noch loſern Zuſammenhange abfaſſen müſſen. In der beſchränkenden Anordnung des Ganzen, die er wählte, ſteht nun freylich der letzte italiſche Theil des Gedichts ſehr zurück gegen die erſte Hälfte, in der er Roms Urſprung an die herrlichen trojaniſchen Sagen ſo glücklich anknüpfen, und den ganzen Reichthum derſelben benutzen konnte. Dennoch iſt die Aeneide, die der Dichter unvollendet ließ, ja ſelbſt verwarf und vernichten wollte, mit Recht das eigentliche Nationalgedicht der Römer geblieben. Urtheilen wir bloß nach dem Schwunge der Begeiſterung oder der glücklichen Leichtigkeit des angebornen Talents, ſo möchten vielleicht Lucrez und Ovid mehr Dichter ſcheinen als Virgil; was ihm den Vorzug gibt, iſt das in ihm am vollendetſten ſich ausſprechende Nationalgefühl. Nur als ein vollkommnes Dichterwerk kann die Aeneide nicht gelten; denn eben jene Gleichmäßigkeit, welche den meiſten römiſchen Dichtern

im Kampf zwiſchen der erlernten Kunſt und der eignen Kraft fehlt, vermiſſen wir auch im Virgil, in der Darſtellung, und ſelbſt in der Sprache, am meiſten aber in der Anordnung des ganzen Werkes.

Noch merklicher iſt dieſe Ungleichheit in Horazens Styl, ſo wie bey den übrigen lyriſchen Dichtern. Die epiſche Dichtkunſt der verſchiedenen Nationen ſteht am meiſten in Berührung miteinander, obwohl auch hier die Nachahmung der homeriſchen Form den Virgil und ſo viele Andere nach ihm zwanghaft beſchränkt, oder irre geleitet hat. Aber von der Form abgeſehen, wird aus der Heldenſage eines Volks am leichteſten noch etwas in die eines andern verpflanzt, da ſich ohnehin ſo viel Verwandtes und auffallend Ähnliches in den verſchiedenen Sagen auch der entlegenſten Völker findet. Dieß iſt entweder daher zu erklären, weil der Zuſtand aller Völker in jener frühern Zeit noch jugendlicher Kraftentwickelung in vielen Stücken überall derſelbe iſt; oder ſey es auch, daß jene oft ſeltſame Übereinſtimmung hindeutet auf einen gemeinſamen Urſprung, beſonders des Wunderbaren und Sinnbildlichen in dieſen Dichtungen. Die wahrhaft epiſchen Sagen aller Völker ſtehen in vielfältiger Berührung unter einander, und bieten überall Anklänge gegenſeitiger Verwandtſchaft dar; wenn gleich es ſchwer ſeyn dürfte, den verlohrnen Zuſammenhang noch jetzt wieder herzuſtellen, und nicht blos in kritiſcher Forſchung zu zeigen, wie die großen Sagen der Urwelt alle aus einer gemeinſamen Wurzel hervorgingen, ſondern das Ganze auch wirklich in Poeſie zu umfaſſen und von neuem lebendig zu geſtalten. In der ernſten dramatiſchen Poeſie, kann die Er-

kenntniß, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die Kunst bey andern Völkern erreicht habe, im Allgemeinen zum Vorbilde und zum Maßstabe dienen, wie hoch man streben soll, und wie viel sich leisten läßt. Nur die bloße Form muß man nicht nachahmen; die Schaubühne, wenn sie allgemein wirken soll, muß bey jeder Nation eine auf ihrer Geschichte und Nationalerinnerung, als ihrer Grundlage ruhende Richtung und eine ihren Sitten, ihrer Bildung, ihrem Charakter und der Gedankenweise angemessene und durchaus eigenthümliche Gestaltung annehmen.

Am meisten aber ist die Nachbildung in der lyrischen Gattung schädlich und zu verwerfen. Denn, was kann ein lyrisches Gedicht wohl für einen Werth und Reitz haben, als den vor allem, daß es ein ganz freyer Erguß des eignen Gefühls ist? Und was kann diesen Reitz ersetzen, wenn man das Nachgeahmte fühlt, und was ganz Natur seyn sollte, als ein bloßes Kunststück erscheint? Bey den römischen Dichtern kann man oft sogar die Stellen unterscheiden, die sie aus griechischen Vorbildern entlehnt haben, von denen, wo sie aus eignem Gefühl reden. Ungeachtet dieser Ungleichmäßigkeit bleibt Horaz unter allen römischen Dichtern der, welcher uns als Mensch am nächsten berührt und anspricht. Am größten erscheint er in solchen Stellen, wo er ganz als Römer spricht, erinnernd an die alte Hoheit, an den Regulus, den herrlichen Verbannten, oder die andern, welche nach seinem Ausdrucke für das Vaterland „die große Seele verschwendeten."

In der einzigen den Römern ganz eigenthümlichen Gattung, welche sie im Gebiethe der Poesie hervorgebracht haben, in der Satire, ist Horaz der geistreichste. Diese,

von der allgemeinen Art lyrischer Scherz- oder Spottgedichte, noch durch eine bestimmte Form verschiedene römische Satire, zu welcher das epische Versmaß, nur nachläßiger und frey behandelt, angewandt ward, ist auch im Geist und Gehalt ganz römisch. Alles in ihr bezieht sich auf die Hauptstadt, und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, die in diesem Kreise geltenden Spöttereyen und Anspielungen, und freylich auch auf das Sittenverderbniß, welches in Rom aus der halben Welt zusammenfloß. Ein Gemählde des wirklichen Lebens bloß als solches gehört der Dichtung an nur durch die Darstellung, wenn sie nämlich wahrhaft künstlerisch ist; aber einzelne, noch so geistreiche Züge, sind noch keine Darstellung, bilden noch kein Gemählde. Daher kann uns die römische Satire in der geistreichen Art, wie Horaz sie behandelt, doch nur als ein Surrogat gelten für das Lustspiel, was die Römer eigentlich nicht besaßen: nämlich kein eigenthümlich römisches, das zu einer vollständigen und schönen Entwickelung gelangt wäre. Wird das Interesse bey den Satiren aber in die Begeisterung des Unwillens und des Hasses gegen Laster und Thorheit gelegt, wie man es im Juvenal findet, so mag eine solche Begeisterung moralisch achtungswerth seyn, aber poetisch ist sie nicht.

Die Prosa hat bey den Römern eine viel höhere Stufe erreicht als die Poesie; Livius kann in der Sprache vollkommen genannt werden, wie denn überhaupt die Kunst der Geschichtschreibung, nach der rednerischen Form, welche den Alten eigen war, in ihm vollendet erscheint.

In der ersten Hälfte der langen Regierung des Augustus erndtete man noch den Ruhm der großen Talente,

die sich damahls entwickelten, die aber größtentheils selbst noch aus den letzten Zeiten der Republik herstammten, die noch das Große gesehen, und deren Geist in der Jugend noch Freyheit geathmet hatte.

Anders war daher das jüngere Geschlecht, das schon in den Zeiten der Alleinherrschaft geboren oder aufgewachsen war. Noch in den letzten Zeiten des Augustus zeigten sich die Spuren des sinkenden Geschmacks, am ersten in Ovid, in der überfließenden Fülle seiner üppigen Einbildungskraft, und der auch in der Sprache bey ihm schon fühlbaren Weichlichkeit.

Wie schnell selbst die Historie, in der die Römer doch am größten waren, unter dem fürchterlichen Druck der nachfolgenden Caesaren auch als Kunst entartet sey, zeigt der geschraubte Styl des Vellejus, der unwürdigen Schmeicheley nicht zu gedenken. Das eigentliche Haupt und der Stifter eines neuen, äußerst gekünstelten Geschmacks, der sich in Sentenzen gefiel, war der Philosoph Seneca. Je despotischer der Druck wurde, je mehr warfen sich die im Geist noch Widerstrebenden, dem Stoicismus in die Arme, der dem Freyheitsstolze starker Seelen gefallen mußte, je mehr sie überall um sich her das Gegentheil dieser Gesinnungen und Grundsätze herrschen sahen. Schwulst, Übertreibung und Unnatur, auch im Ausdruck, ist nicht selten im Gefolge eines gewaltsam unterdrückten Zustandes des Staats und der Gesellschaft wahrzunehmen. Wir finden sie im Lucan sonderbar mit anmaßendem republikanischen Hochgefühl gepaart; es erregt Erstaunen und Abscheu, wie derselbe Dichter dem Nero in Ausdrücken, die fast Verbrechen sind, schmeichelt, und dann den Cato mit Ab-

götterey selbst über die Götter erhebt. Die römische Dichtkunst kehrte, als ob sie ihren ältesten fast vergessenen Anfang doch nicht ganz verläugnen könnte, mit Lucan zu dem historischen Heldengedicht zurück. An sich könnte eine große historische Begebenheit wohl den Stoff zu einem Heldengedichte herleihen; wie nahe oder wie fern die Begebenheit chronologisch steht, darauf kommt nichts an, sondern nur auf die innere Beschaffenheit. Sie muß, wenn sie zum Gegenstande eines Heldengedichts geeignet seyn soll, von der Art seyn, daß der Einfluß des Gefühls und der Begeisterung darin mehr vorherrschen, als ein berechneter Plan des Verstandes, und daß die Fantasie freyen Spielraum behält. So ist es mit Alexander, dessen Leben und Thaten, wie der Untergang des Darius, oder sein Zug nach Indien, wohl gleich damahls Gegenstand für einen Dichter hätte seyn können, wenn es einen solchen, der dieß hätte besingen mögen, noch gegeben hätte. Der Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompejus, dieser Kampf der Partheyen und entgegenstehender Staatssysteme, hat wohl dramatischen Darstellungen der neuern Zeit zum Gegenstande dienen können; aber durch kein Genie und keine Kunst würde er je in einen epischen Stoff verwandelt werden. Das Gemählde von dem Geschmack dieser Zeit vollendet der dunkle Persius, und die gezwungene Schreibart des ältern Plinius, so schätzenswerth auch der reiche Inhalt des letzten Schriftstellers ist, der uns an einem Beyspiel gezeigt hat, was die Römer als denkende Sammler mit den unermeßlichen Hülfsmitteln, die ihnen bey ihrer Macht zu Gebothe standen, für die Erweiterung menschlicher Kenntnisse hätten leisten können, wenn sie dieselben öfter für diesen Zweck hätten anwenden wollen.

Es kamen wieder bessere Zeiten, und noch einmahl sollte ein Römer von alter Art und Größe auf dem Thron des Augustus die gebildete Welt beherrschen. Wie Trajan in dem Reiche der Caesaren der letzte ist, der römisch dachte, und in Denkart und Thatkraft römisch groß war, so beschließt kurz vor ihm die Reihe der großen Autoren, welche Rom hervorgebracht hat, Tacitus, dem man in Gesinnung und Darstellung das gleiche Lob beylegen darf. Unter den ersten wieder bessern Caesarn nach Nero, unter Vespasian und Titus war er empor gekommen, unter Domitian hatte er wohl beobachten und schweigen lernen, unter Nerva lebt er der neuen glorreichen Zeit entgegen, die Rom unter Trajan noch einmahl zu Theil werden sollte.

Die gedankenreiche Tiefe seines Geistes, und die ihm ganz eigne, jener Tiefe angemessene und entsprechende Kunst des Ausdrucks erscheinen immer unnachahmlicher, je mehrere in dieser Nachahmung sich versucht und vergeblich angestrengt haben. Auch im Ausdruck ist er vollendet zu nennen, obgleich die Sprache damahls schon nicht mehr dieselbe, nicht mehr die große des Caesar oder die kunstreich vollendete des Livius war, noch seyn konnte. In diesen drey Autoren erscheint die römische Sprache nach meinem Gefühl in ihrer höchsten Reinheit und Vollkommenheit: bey Caesar in schmuckloser Einfalt und Größe; bey Livius in allem Glanz und Schmuck einer rednerischen Ausbildung, aber ohne Übertreibung, schön und edel gestaltet; bey Tacitus in einer Tiefe, Kraft und Kunst, die von der alten Würde des ehemahligen Rom durchdrungen ist.

den genannten dazu mitgewirkt, daß jene Zeit die eigentlich blühende Epoche der römischen Litteratur geworden ist. Die merkwürdigsten Schriftsteller bis auf Trajan sind in dem vorhergehenden Vortrage in der Kürze geschildert worden. Als das letzte Werk aus der noch blühenden Zeit des römischen Geistes könnte man die Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan betrachten; den würdigen Gegenstand der noch einmahl sich blühend erhebenden, und dann für lange Zeit darniedersinkenden römischen Beredsamkeit; deren Schwäche sich in so manchen dem Plinius nachgeahmten panegyrischen Schriften der spätern Redner auf die unwürdigen Nachfolger des Trajan zeigt.

Es hat also die classische Zeit der römischen Litteratur, von dem Consulate des Cicero bis auf den Tod des Trajan zu rechnen, nicht länger als etwa hundert und achtzig Jahre gedauert. In eben diesen Zeitraum fällt auch vorzüglich die erste wissenschaftliche Entwickelung derjenigen praktischen Kenntniß, in welcher die Römer stets einen ganz eigenthümlichen Reichthum besaßen und entwickelt haben, der Rechtsgelehrsamkeit nämlich. Cicero und Caesar, beyde faßten zuerst den Gedanken, die unübersehliche Masse römischer Rechte und Gesetze in ein Ganzes zu sammeln und zu ordnen; unter Augustus und in den nachfolgenden Zeiten entwickelten sich die beyden Partheyen der nach der Billigkeit oder nach dem strengen Recht entscheidenden Rechtsgelehrten; und unter Hadrian ward durch die neue Abfassung eines vollständigen Gesetzbuches, des sogenannten ewigen Edictes, eben das, was Cicero und Caesar gewollt hatten, geleistet.

Mit Hadrian beginnt eine durchaus neue Epoche

nicht nur in den Staatsgrundsätzen, sondern auch in der Geistesbildung. Die griechische Sprache und Litteratur trat allmählich wieder in ihre natürlichen Rechte ein, behauptete ihre Überlegenheit, und gewann eine immer ausgedehntere geistige Herrschaft, in der gesammten, unter Roms Caesaren politisch vereinten, gebildeten Welt.

Während die römischen Schriftsteller von einiger Wichtigkeit nach Trajan immer seltener werden, und diese wenigen gegen die ältern ganz unwürdig und wenig bedeutend erscheinen, bis auch diese sich endlich verlieren; regt sich in der griechischen Litteratur und Philosophie ein ganz neues Leben, und eine allgemeine geistige Thätigkeit, eine reiche Nachblüthe der griechischen Geistesbildung, die auch in Darstellung und Sprache oftmahls der ältern Zeiten nicht ganz unwürdig und unähnlich erscheint, auf jeden Fall wieder höher steht als in der zunächst vorhergehenden Periode. Zwar in der Poesie scheint nichts Neues, oder doch nichts Vortreffliches mehr bey den damahligen Griechen empor gekommen zu seyn; desto eifriger wurden Philosophie und Redekunst bearbeitet, die in der alten attischen Zeit ganz getrennt, ja feindlich entgegen gesetzt waren, jetzt aber immer mehr und mehr zusammengeschmolzen wurden. Der alte sokratische Vortrag der Philosophie, wie in Plato's Gesprächen, war jetzt im Geist und in der Sprache nicht mehr angemessen; die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung, die er voraussetzte, zu fremd, als daß diese Form noch mit Glück angewandt und mit Beyfall hätte empfunden werden können. Die wissenschaftliche Strenge des Aristoteles war nur für wenige. Desto mehr kam jetzt eine neue redneriſche

Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände auf, welche von Hadrian und den Antoninen bis auf Kaiser Julian vorzüglich geblüht, und eine Menge in dieser spätern Zeit noch ausgezeichnete Schriftsteller hervorgebracht hat. Es bestätigt sich auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Griechen in der Poesie wohl in verschiedenen Zeiträumen erfinderisch und groß, dagegen andre Perioden auch wieder sehr ungünstig und unfruchtbar für die Poesie waren, während die Rhetorik sich eigentlich als diejenige Kunst zeigt, welche ihnen wie angebohren, und durch alle Perioden hindurch, von den ältesten Zeiten bis zu den letzten immer ganz eigen war und blieb, und mehr als einmahl unter noch so veränderten Umständen wieder unter einer neuen Gestalt hervorkam.

Unter der großen Menge von Schriftstellern aus dieser letzten Periode der alten griechischen Litteratur, die nur als geschichtliche Quellen, oder zu einigem Ersatz anderer besserer Werke, aus denen sie schöpften, für den Untersucher im Ganzen wichtig sind, finden sich doch einige, die auch durch sich selbst einen allgemeinern Werth haben. Der erste ist Plutarch, dessen Biographien bey allen Mängeln der Schreibart und der Beurtheilung doch einen wahren Schatz von moralischen Wissen auf die Nachwelt gebracht haben, der auch für uns noch von hohem Werth ist. Sein Styl ist überladen und nicht selten verworren. Unter der überfließenden Fülle von den eignen Bemerkungen, welche er der Geschichte seiner Helden anfügt, muß man auswählen; es finden sich häufig auch solche darunter, die nicht treffend und angemessen erscheinen. Überall aber zeigt sich darin ein Mann von dem redlichsten

Willen, und der wenigstens von der moralischen Seite, den ganzen Reichthum der blühenden und classischen Zeit des Alterthums sich zu eigen gemacht hatte, damit vertraut und davon durchdrungen ist. Daß auch die Kunst der Schreibart damahls noch nicht ganz verlohren, daß attischer Geist und Witz noch nicht erloschen waren, zeigt uns Lucian. Er ist als Schriftsteller von Geist in dieser aus Philosophie und Satire gemischten Gattung, ausgezeichnet wie Wenige; vorzüglich aber als Sittengemählde seiner Zeit unschätzbar. Selbst in der Geschichte verdiente Arrian, der beste Geschichtschreiber Alexanders genannt, und durch eine schöne, aber einfache Schreibart, dem Xenophon verglichen zu werden. Mark Aurel nimmt in der Geschichte des menschlichen Geschlechts eine zu große und zu ruhmvolle Stelle ein, als daß nicht die stoischen Selbstbetrachtungen, die dieser letzte in der Reihe der großen und tugendhaften Caesaren Roms, nun schon in griechischer Sprache schrieb, auch in der Litteratur merkwürdig erscheinen, und die Blicke auf sich ziehen müßten. Aber auch die Geschichte von Mark Aurel's unwürdigen Nachfolgern ist durch Herodian in einem Styl dargestellt, den man von dieser Zeit kaum noch erwartet.

Schon Antoninus Pius hatte die griechischen Philosophen verschiedener Secten im römischen Reich in großer Anzahl als Lehrer angestellt, und diese wichtige Classe von Menschen, so zu sagen, in die Dienste des Staats genommen. Die Philosophie, besonders die stoische, sollte jetzt zur Stütze oder zum Ersatz des unaufhaltsam zusammenstürzenden Volksglaubens dienen. Wie sehr dieser Glaube an die alten Götter gesunken und verschwunden, wie

allgemein Zweifelsucht, Freygeisterey und Unglaube jetzt in der römischen Welt verbreitet waren, das zeigt uns Lucian, und zum Beweise von der allgemeinen Gährung und neu erwachten Thätigkeit des forschenden Geistes, fällt auch der ausführlichste Schriftsteller der skeptischen Philosophie aus dem Alterthum, Sextus Empirikus in dieses Zeitalter. Auch das zeigt uns Lucian in seinem witzigen Sittengemählde, wie allgemein herrschend zu gleicher Zeit der Hang zur Schwärmerey war, indem an die Stelle des alten, meistens bloß poetischen Volksglaubens, der unaufhaltsam dahin schwand, jetzt immer mehr eine Art von wissenschaftlichem Aberglauben trat; astrologische Meinungen und die Neigung zu magischen Künsten, weit verbreitet durch den alles beherrschenden Einfluß geheimer Gesellschaften und Verbrüderungen, aber auch öffentlich vorgetragen in den Schriften und mündlichen Vorträgen der Philosophen. Immer allgemeiner ward der Einfluß der orientalischen Denkart, Weltansicht und Geisterlehre, welche nebst den alten und reinen Quellen der Wahrheit, von jeher auch Ströme von einer glühenderen und tieferen Schwärmerey mit sich führten, als das jüngere kältere Abendland zu ersinnen und zu erfinden vermochte. Selbst in dem ägyptischen Geschmacke der unter Hadrian wieder erneuerten bildenden Kunst, zeigt sich diese herrschend werdende Neigung zum orientalischen Geiste. Plutarch, obwohl dem Plato folgend, zeigt uns die Platonische Philosophie schon in jener spätern Gestalt, wo sie anfing, alles, was noch übrig war, von der aus Ägypten stammenden Lehre des Pythagoras, oder das, was jetzt für Pythagoräisch ausgegeben ward, in sich auf-

zunehmen, und sich der ältern orientalischen Überlieferung und Lehre, aus der allerdings auch Plato geschöpft haben sollte, immer mehr zu nähern.

Bald ward diese neue Platonische Philosophie allein herrschend; die andern Secten, wie die skeptische, die des Epikur, auch selbst die stoische, verschwanden als abgesonderte Secten. Doch flossen manche stoische Meinungen mit ein in diese Eine, jetzt alles verschlingende Philosophie der Griechen, die man nach dem herrschenden Bestandtheile die Neuplatonische nennt. Diese Philosophie war es, welche das Christenthum lange Zeit hindurch mit der äußersten Anstrengung aller Geisteskräfte bekämpfte, noch unter Kaiser Julian hoffte, es zu besiegen, den alten Volksglauben aufrecht zu erhalten, und ihn durch die geistige Deutung, welche sie ihm unterschob, wieder neu zu beleben.

Dieser Kampf zwischen dem Christenthum, und der heidnischen Philosophie, zwischen der alten Götterlehre und dem neuen Glauben, einer dichterischen Mythologie und einer sittlichen Religion, der denkwürdigste Geisteskampf, welchen die Menschheit je dargebothen und in sich durchgekämpft hat, ist nicht nur in der Weltgeschichte die Scheidewand zwischen zweyen sich berührenden Welten, dem dahin scheidenden Alterthum und der beginnenden neuen Zeit, sondern auch für die Culturgeschichte und Entwickelung der Geistesbildung ist er der allgemeine Mittelpunkt und Wendepunkt, um den sich alles dreht und aus dem alles erhellt wird. Diesen großen Kampf und Wendepunkt so ins Licht zu setzen, wie eine Geschichte der Litteratur ihn ins Licht setzen muß, worin dieselbe nicht

bloß als Sprachstudium und Kunstliebhaberey, sondern nach ihrem Einfluß auf das Schicksal der Nationen und auf die gesammte Menschheit dargestellt werden soll; das erfordert noch einige Betrachtungen über den eigentlichen Geist der griechischen Philosophie, über die Stelle, welche die mosaischen und die christlichen Lehren und Schriften in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen, und eine kurze Übersicht der übrigen orientalischen Überlieferungen, welche theils der mosaischen und christlichen verwandt, theils für die Griechen die älteste ihnen bekannte Quelle der höhern Erkenntniß waren.

Was der menschliche Erfindungsgeist in einem fast unübersehlichen Reichthum schöner Dichtungen Anziehendes, und für die Einbildungskraft Belebendes, was die Fortschritte der Kunst für den Geist Anziehendes haben, davon wird sich noch mehr als einmahl Gelegenheit darbiethen, ein glanzvolles Gemählde aufzustellen. Für die jetzige Betrachtung müssen wir die Aufmerksamkeit ganz allein an demjenigen Punkt festhalten, den eine unvermeidliche und nothwendige Wißbegier als den Mittelpunkt aller Bildung und Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnet.

Plato und Aristoteles waren die größten Meister, ja man kann sagen, sie bezeichnen den vollständigen Umfang der gesammten griechischen Erkenntniß. Plato behandelte die Philosophie ganz als Kunst, Aristoteles als Wissenschaft; in dem ersten sehen wir die denkende Vernunft in dem ruhenden Zustande der Anschauung und anschauenden Bewunderung der höchsten Vollkommenheit. Aristoteles hingegen erfaßte die Vernunft als ein Vermögen

der Selbstthätigkeit und Vermittlung, in ihrem lebendigen Wirken, nicht bloß als die bewegende Kraft alles menschlichen Denkens und Daseyns, sondern auch als das geistige Grundgesetz aller Thätigkeit der Natur und ihrer mannichfaltigen Erscheinungen. Plato ist der Gipfel der griechischen Kunst, Aristoteles der Inbegriff des griechischen Wissens.

Wo Plato gegen die Sophisten streitet, und ihnen in ihren Verwirrungen folgt, da ist er spitzfindig und grüblerisch, ja oft wird er bey aller attischen Kunst und Schönheit seines Geistes, bey aller Gewandtheit und Klarheit der Sprache, selbst unverständlich und sophistisch, wie die Lehre, gegen die er streitet. Aber dennoch läßt sich der Hauptgedanke seiner Philosophie leicht ganz klar und anschaulich machen. Aus einem ursprünglichen, ungleich herrlichern und geistigern Daseyn, wohnt dem Menschen nach Plato's Ansicht, eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bey. Diese ihm eingepflanzte, angestammte Erinnerung des Göttlichen ist bloß das, ist nicht ganz vollkommene Anschauung und Klarheit, weil die Sinnenwelt, selbst unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommnen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorstellungen erfüllt, und dadurch jenes ursprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl, wo sich irgend in der Sinnenwelt und Natur etwas der Gottheit Ähnliches, ein Abbild der höchsten Vollkommenheit zeigt, da erwacht jene alte Erinnerung; die Liebe des Schönen erfüllt, begeistert den Anschauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne selbst, wenigstens nicht auf die sinnliche Erscheinung desselben, sondern auf das unsichtbare

Urbild gerichtet ist. Von dieser Bewunderung, dieser wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeisterung, beginnt alle höhere Erkenntniß und Wahrheit, die also nicht die Frucht des kalten und ganz besonnenen, nach eigner Willkühr und Kunst geleiteten Nachdenkens ist, sondern über alle Willkühr, kalte Besonnenheit, und bloße Kunst erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgetheilt.

Plato nimmt also für die Erkenntniß der Gottheit und der göttlichen Dinge eine höhere und übernatürliche Quelle der Erkenntniß an, und dieß ist das eigentlich Unterscheidende seiner Lehre. Der dialektische Theil seiner Werke ist nur der negative, in welchem er den Irrthum mit großer Kunst widerlegt, oder mit noch größerer und noch von niemanden erreichter Kunst uns Schritt vor Schritt bis an die Schwelle der Wahrheit führt. Wo er aber diese selbst enthüllen will, in dem positiven Theil seiner Lehre, da redet er nach orientalischer Weise nur in Sinnbildern und Mythen, und wie in dichterischer Ahndung; ganz treu und gemäß jenem ersten Grundsatz von einer höhern Erkenntnißquelle, Begeisterung, Eingebung oder Offenbarung. Nicht zu läugnen ist dabey, daß seine Philosophie durchaus unvollendet geblieben, und er selbst in seiner Ansicht nicht zu vollkommner Klarheit und Bestimmtheit gelangt ist. Besonders zeigt sich dieß durch den in seiner Philosophie nicht ganz aufgelösten Zwiespalt zwischen der Vernunft und der Liebe oder der Begeisterung. Da, wo er von der Liebe des Schönen, und der göttlichen Begeisterung, welche den Menschen ergreift, redet, wo er es ausdrücklich anerkennt, daß diese Bewegungen,

von denen er alle höhere Wahrheit ableitet, den Geist weit über die Gränze des besonnenen Nachdenkens und der kalten Vernunftkunst hinausreißen und etwas viel Höheres enthalten, als durch diese zu erreichen steht, da scheint er lebendigere und gefühltere Begriffe von Gott und dessen Vollkommenheit anzunehmen und vorauszusetzen; während er da, wo er bloß dialektische Kunst übt, nicht selten in die gewöhnlichen Vorstellungen von einer unveränderlichen und unbedingten Einheit der Vernunft, als dem höchsten Begriff der Vollkommenheit herabsinkt. In diesem Stücke ward er wohl durch den Einfluß und das Ansehen der ältern Philosophen einigermaßen beschränkt; überhaupt blieb seine Lehre so unvollendet, wie er sie ließ, und wie sie die göttliche Wahrheit nur aus Erinnerungen ableitet und in sinnbildlichen Andeutungen aussprach, selbst auch nur eine in Griechenland erneuerte Erinnerung der ältern asiatischen Philosophie, und eine unvollkommne Andeutung und unbewußte Vorbereitung des Christenthums, eingehüllt in alle Schönheit und Kunst attischer Geistesbildung und sokratischer Lebensweisheit.

Durch die letztere war er selbst wohl vor Schwärmerey einigermaßen bewahrt, so wie seine nächsten Nachfolger in Athen, die das Gefühl von der Unvollendung seiner Philosophie vielmehr wieder zur Zweifelsucht und zur Skepsis führte. Eigentlich aber lag doch diese Anlage zur Schwärmerey, die sich bey seinen Nachfolgern so mächtig entwickelte, auch schon in seiner Denkart und seinen Grundsätzen selbst. Die Anerkennung einer höhern übernatürlichen Erkenntnißquelle, unbestimmt, wie er sie auffaßte und schilderte, als eine dunkle Erinnerung, eine

den Menschen über die Gränzen der Besonnenheit hinausführende Begeisterung und höhere Eingebung, führt nothwendig auf diesen Abweg; so lange nicht etwas Anderes und Festeres hinzukommt, um diese schwankende und unsichere Ahndung des Wahren, zu einer bestimmten und deutlichen Überzeugung für die Denkart, zu einem klaren Glauben für das Leben zu gestalten; so lange uns nicht das göttliche Wort gegeben ist, wodurch sich das Räthsel des Ewigen löst, und die falsche Eingebung von der echten Offenbarung unterscheiden läßt.

Wenn die spätern Nachfolger Plato's daher seine unvollendet gebliebene Lehre durch orientalische Begriffe und Überlieferungen zu ergänzen suchten, so war dieß zwar in der Art, wie sie es thaten, der attischen Bildung, und dem sokratischen Geiste Plato's oft unangemessen, seiner Philosophie selbst, und dem anerkannten Grundsatz einer höhern Erkenntnißquelle war es aber nicht widerstreitend; denn auf eben demselben Grundsatz beruhten ja mehr oder minder auch alle orientalischen Lehrbegriffe und Überlieferungen.

Der Hauptgedanke des Aristoteles läßt sich durchaus nicht eben so klar machen, wegen der Unverständlichkeit, über die selbst seine getreuesten Anhänger, von den ältesten Zeiten an, Klage führten. Doch das Resultat über den Geist seiner Philosophie läßt sich anschaulich mittheilen, und hängt genau zusammen mit eben jener allgemein anerkannten und getadelten Unverständlichkeit. Wie geschieht es denn aber, daß dieser große Geist, der Sprache wie des Denkens vollkommen Meister, in jedem Gebiethe der Erfahrung der hellste

Beobachter und ſcharfſinnigſte Beurtheiler, dabey der eigentliche Erfinder des deutlichen und beſtimmten Denkens, der wenigſtens das wiſſenſchaftliche Nachdenken und die Vernunftkunſt zuerſt auf Grundſätze und in ein Syſtem gebracht hat, doch über die eigentlichen und höchſten Fragen von der Beſtimmung und vom Urſprung des Menſchen, von Gott und von der Welt ſo durchaus dunkel, unbefriedigend und ganz unverſtändlich antwortet? Es liegt darin, daß er Vernunft und Erfahrung allein als Quelle der Erkenntniß anerkennt, indem jene höhere, von Plato angedeutete Erkenntnißquelle ihm nicht genügte, oder ihm doch zu unwiſſenſchaftlich ſchien. Beyde, Vernunft und Erfahrung, ſucht er, durch allerley dazwiſchen eingeſchobene Mittelglieder in Verbindung zu ſetzen. So ſehr liebte er überall dieſe Weiſe, daß er ſelbſt die Tugend nur in der Vermeidung der Extreme ſuchte, und als den Mittelweg zwiſchen zwey entgegenſtehenden Fehlern erklärte. Um in der wiſſenſchaftlichen Betrachtung der äußern Welt den alten Streit zu ſchlichten, zwiſchen dem Gedanken des keiner Veränderung unterworfenen Ewigen, und der in der Erſcheinung ſich kund gebenden ſtäten Veränderlichkeit aller Dinge, nahm er zu einer ähnlichen Auflöſung ſeine Zuflucht. Die erſte, göttliche Urſache aller Bewegung, ſagt er, ſey ſelbſt unbeweglich, in dieſer unſerer ſublunariſchen Welt aber alles einer ſtäten Veränderung und Bewegung unterworfen; in der Mitte zwiſchen dieſen beyden entgegenſtehenden Extremen, ſtellte er den ſideriſchen Himmel, oder die aſtraliſche Welt, die zwar nicht durch ſich ſelbſt in Bewegung geſetzt werde, aber doch der erſten göttlichen Urſache näher ſtehe, weil ihre kreisförmige Bewegung voll-

kommen und ewig ist. Auf gleiche Weise schob er, um die große Kluft zwischen der Sinnlichkeit und der Vernunft auszufüllen, den Begriff eines passiven leidenden Verstandes, eines objectiven Gemeinsinns zwischen beyde ein. Alles dieses kann als erfinderisch und scharfsinnig bewundert werden, wenn es auch nicht vollkommen befriedigend gefunden wird; ja es kann sogar diese Methode zu dem glücklichsten Erfolge führen, da, wo es darauf ankömmt, irgend einen besondern Gegenstand, wie er gegeben ist, vollständig aufzufassen, und von allen Seiten zu durchdenken. Über jene höchsten Fragen aber, welche der Mensch nie unterlassen kann sich aufzuwerfen, von seiner eignen Bestimmung, von Gott und wie das Räthsel der Welt, alles Daseyn, und dessen erste Ursache zu verstehen und zu erklären ist, darüber gibt weder Erfahrung noch Vernunft einen befriedigenden Aufschluß. Die sinnliche Erfahrung allein führt nur zum Abläugnen und zum Unglauben; die Vernunft verwirrt sich in sich selbst, und kann auf jene eigentlich doch so einfachen und unvermeidlichen Fragen nur unverständliche Formeln zur Antwort geben. Dieß Letzte trifft besonders den Aristoteles, dessen Philosophie in der Mitte schwebt zwischen bodenlosem Idealismus und dem System der Erfahrung. Sieht man auf die größere Menge seiner Werke und Untersuchungen, besonders in dem angewandten Gebiethe der Naturkunde oder des Lebens, so scheint das letztere zu überwiegen, und Aristoteles stellt sich uns dar als der Meister aller Empirie aus dem ganzen Alterthum, nicht bloß durch den Umfang seines Wissens, sondern auch zufolge der Verfahrungsart beym Untersuchen, und der diese leitenden Grund-

sätze. Der Grundbegriff seiner ganzen höhern Philosophie ist aber wohl unstreitig der idealistische Begriff der sich selbst bestimmenden Thätigkeit oder Entelechie. Gibt er uns nun statt der höhern lebendigen Wahrnehmung des Ganzen, bloß einzelne Beobachtungen über das Einzelne, oder, wo er das Ganze und Erste erfassen möchte, leere Formeln und bloße Abstractionen über das Wesen der Dinge; so ist das Eine oder das Andere allen begegnet, welche dem Aristoteles auf ähnlichem Wege gefolgt sind, und die alles aus dem eignen Selbst, aus der Vernunft oder der Erfahrung schöpfen, durchaus aber keine höhere Erkenntnißquelle, keine göttliche Offenbarung und Überlieferung der Wahrheit anerkennen wollen.

Deren aber, die in der Philosophie den gleichen, oder einen ähnlichen Weg betreten haben, wie Aristoteles, sind unzählige. Er selbst zwar hatte im Alterthum nur wenige einzelne Nachfolger; dann kam eine Zeit, wo eine Legion von Schülern auf allen Lehrstühlen des Morgen- und des Abendlandes sich zu seinen Lehren bekannte, ohne jedoch den Geist des Meisters zu erfassen. Seitdem man dem Lehrer entgelten ließ, was die Schüler verschuldeten und den man eben erst vergöttert hatte, nun ganz verwarf und verschmähte, gab es bis auf unsere Zeiten viele, die, ohne es selbst zu wissen, Anhänger des Aristoteles waren; theils solche, die ihn wenig oder gar nicht kannten, oder auch wohl solche, die als seine leidenschaftlichsten Tadler und Gegner auftraten. Das Erste gilt von den Wenigen, welche auf dem Wege des tiefen Selbstdenkens in den Abweg der gleichen idealistischen Unverständlichkeit gerathen sind; das andere aber

trifft die, welche von Locke anzufangen, die Erfahrung allein als einzige Erkenntnißquelle auch für die Philoſophie gelten laſſen wollen, wobey ſie doch, ſobald ſie wiſſenſchaftlich verfahren wollen, dem abſtracten Denken nie ganz entſagen, alſo auch, ein dem ariſtoteliſchen ähnliches Formelweſen nicht vermeiden können.

So haben dieſe beyden großen Geiſter, Plato und Ariſtoteles, das ganze Gebieth des menſchlichen Denkens und Wiſſens gewiſſermaßen erſchöpft. Sie wurden von ihren Zeitgenoſſen nur ſehr unvollkommen erkannt, hatten aber einen deſto größern Einfluß auf die Nachwelt, deren Geiſt ſie viele Zeiten hindurch nicht nur in allen wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten faſt ausſchließend leiteten, ſondern auch oft in den Grundſätzen beſtimmten, die für das Leben gelten. Noch jetzt, nachdem der menſchliche Geiſt zwey Jahrtauſende älter, und durch ſo viele Entdeckungen erweitert und bereichert worden iſt; nachdem wir die wenigen Bücher, die Plato geleſen haben konnte, durch ganze Bibliotheken von merkwürdigen Urkunden des Alterthums, oder Verſuchen des forſchenden Scharfſinns erſetzen können; nachdem die Anſichten des Ariſtoteles vom Weltſyſtem uns wie Begriffe der Kindheit erſcheinen; nachdem wir endlich dem Chriſtenthum eine lebendigere Anſicht von Gott, und eine tiefere Erkenntniß des Menſchen verdanken; bewähren ſich jene beyden Denker gleichwohl ſo ganz in ihrer Größe, daß man ſagen darf, ſie bezeichnen noch immer den Umfang des menſchlichen Geiſtes, und noch jetzt iſt jede Philoſophie unvermeidlich entweder platoniſch oder ariſtoteliſch, oder ein Verſuch, beyde Geiſteswege glücklich oder unglücklich

zu verschmelzen. Wer irgend eine höhere Überlieferung der Wahrheit und Quelle der Erkenntniß zugiebt, der berührt eben damit auch den Plato und betritt das Gebiet seiner Philosophie, die ja ohnehin kein beschränktes System, sondern eine sokratische Kunst und ein freyer, aller Erweiterung fähiger Geistesweg ist. Für Alle aber, welche den andern Weg der Vernunft und der Erfahrung wählen, wird es schwer und fast unmöglich seyn, den Aristoteles zu umgehen oder zu übertreffen. Auf diesem Wege, und in seiner Art ist er unübertrefflich groß. Geister, welche die ganze Erfahrung ihres Zeitalters so umfaßt, und wissenschaftlich beherrscht hätten, biethet die Weltgeschichte nur noch wenige dar; der Vernunft aber war er vollkommen Meister, wie kein Anderer.

Aus diesen beyden Elementen war die spätere Philosophie der Griechen zusammen gesetzt; für die Kunst vortrefflich, für das Wissen umfassend, für die Wahrheit sehr ungenügend. Plato's Geist blieb herrschend, und ward es immer mehr, nur suchte man ihn für die äußere wissenschaftliche Form, die ihm fehlte, durch den Aristoteles, für die innere Vollständigkeit der Ansicht aber, durch die verschiedenen orientalischen Ansichten und Überlieferungen zu ergänzen. So war der Stand der Dinge in dem Zeitalter, wo die Neuplatoniker noch gegen die christliche Lehre den vergeblichen Kampf führten.

Bey einer durchaus verschiedenen, mehr auf die äußere Erscheinung des Lebens, auf das Schöne, und die heitern Gestalten der Kunst gerichteten Geistesbildung, wie es die der Griechen war; bey einem, diesem geistreichen Volke leicht zu verzeihenden Bewußtseyn

dieſer Vorzüge und einer gewiſſen lebhaften Nationaleitelkeit hatten doch die tiefer Forſchenden unter ihnen, in den frühern wie in den ſpätern Zeiten eine hohe Ehrfurcht vor dem Ernſt und der Erhabenheit der orientaliſchen Denkart. Es waren ihre Blicke am meiſten auf Aegypten gerichtet, als der alten Quelle, aus welcher ſie ſelbſt auch ihre eigne Götterlehre und Überlieferungen ableiteten; als der entferntere Hintergrund ihrer geiſtigen Welt erſchien ihnen Indien. Ungleich fremder blieb ihnen der Glaube der Hebräer, und eben ſo abgeſondert und ganz entfernt von ihrer Denkart, war auch der Gottesdienſt der Perſer. Mit den Aegyptern, Phöniciern, den Völkern in Klein-Aſien, fühlten ſich die Griechen durch das Band eines gemeinſchaftlichen Götterdienſtes verknüpft, welcher bey allen Verſchiedenheiten, doch unläugbar nicht bloß in manchem Einzelnen, ſondern auch in einer ähnlichen Grundlage des Ganzen übereinſtimmte. Von den Hebräern aber, und zum Theil auch von den Perſern fühlten die andern uns bekanntern Völker des Alterthums ſich durch eine wahrhaft und weſentlich verſchiedene Religion ganz getrennt. Seitdem die moſaiſche Urkunde unter dem großen Philadelphus in die griechiſche Sprache übertragen war, mochte wohl auch vor Longin mancher ſchon die Erhabenheit derſelben gefühlt und bewundert, mancher, wie ſpäter ſo oft geſchah, darauf gefallen ſeyn, den Moſes platoniſch zu deuten, oder gar den Plato aus dem Moſes abzuleiten, wie ſo viele zu verſchiedenen Zeiten verſucht haben. Im Ganzen aber blieb der Glaube und die Lebenseinrichtung der Hebräer, wie ſpäter die Lehre der Chriſten, den Griechen und Römern eine ganz fremde Erſcheinung, in welche

ſie ſich nicht recht zu finden wußten, und über die ſie auch noch ſpäterhin bey genauerer Bekanntſchaft die ſonderbarſten Urtheile fällten. Es konnte nicht wohl anders ſeyn, da ſelbſt die erſte und einfachſte Anſicht vom Menſchen und vom Anfang ſeines Daſeyns, ſo wie vom Urſprunge aller Erkenntniß und Geiſtesbildung, die hier, und die dort herrſchte, ſo ganz verſchieden war. Nach der bey den Griechen und Römern herrſchenden Anſicht, waren die älteſten Menſchen als Urvölker überall aus der Erde hervorgewachſen, ſo wie die Gluth der Sonne im feuchten Stoff und Schlamm oft allerley Lebendiges erzeugt, oder doch erweckt, da die Natur, deren innere Kraft immer in Gährung und Thätigkeit iſt, jede Gelegenheit ergreift, mancherley ſich ſelbſt Bewegendes und Beſeeltes, wenn auch nicht in der vollkommenſten Entwickelung und Geſtalt, auszubrüten. In dieſer Anſicht war das eine Element des Menſchen, die Erde zu ſehr nur allein in Betrachtung gezogen; das andere höhere Element, der göttliche Funken im menſchlichen Geiſt, ſchien ihnen durch einen Raub dem Himmel entriſſen und zum Lohn der wohlgelungenen Frevelthat nun ſein eigen geblieben. Moſes dagegen lehrte, nicht überall und nach Zufall ſey der Menſch aufgewachſen, ſondern an einen beſtimmten Ort ſey er auf Erden durch eine Hand von oben hingeſtellt worden; der höhere Gottes-Geiſt aber ſey nicht durch einen Raub und die eigne Kühnheit ſein geworden, ſondern aus Liebe ihm mitgetheilt. Für die älteſte Geſchichte des Menſchen, auch für die ſeines Geiſtes, tritt Folgendes als Vereinigungspunkt aller übrigen alten Überlieferungen aus dieſer Lehre hervor. Der älteſte Wohnſiz des Menſchen,

und seiner Entwickelung, sey das mittlere Asien, jener glückliche und vor allen Ländern gesegnete Garten der Erde, den nach allen vier Weltgegenden hin, die herrlichen alten Ströme bewässern; durch eine große allgemeine Katastrophe von Naturverwüstung sey die jetzige Menschheit von einer ältern untergegangenen durchaus getrennt. Die Völker, die nach jener Katastrophe sich wieder gebildet haben, bestehen aus drey großen, an Geist und Charakter sehr verschiedenen Familien und Geschlechtern der Urwelt, von den Stammvätern, Sem, Japhet und Cham. Der eine, am meisten in eben jenem mittlern Asien ausgebreiteten Stamm, von der frühesten Zeit erleuchteter als die übrigen; dann ein zweyter besonders im Norden ausgebreiteter Stamm, von rohen, aber unverdorbenen und minder sittlich entarteten Naturvölkern, die eben deßwegen von den Vorzügen der früher erleuchteten Völker späterhin den meisten Vortheil gezogen; endlich ein Geschlecht von Völkern, die schon früh an aller höhern Erkenntniß und Bildung Antheil hatten, dieselbe aber durch das äußerste sittliche Verderben und die daher entspringende Geistesverwilderung auch schon in der ältesten Zeit entstellten und herabwürdigten. Diese Ansicht wird so sehr durch Zeugnisse und Denkmahle der Urwelt, je mannichfachere und gewichtvollere wir deren kennen lernen, durch alle Forschungen, je umfassender und tiefer sich dieselben erweitern und immer fester begründen, bestätigt, daß man sie als die Grundlage aller historischen Wahrheit betrachten kann. Beyde Theile unserer Offenbarung, die mosaische Überlieferung und die Verkündigung des Christenthums sind auf verschiedene Weise der Mittelpunkt

aller Geschichte des menschlichen Geistes. Das Christenthum gab der ganzen gebildeten Römerwelt und dem neuern Europa einen neuen Glauben, neue Sitten und Gesetze, eine durchaus neue Lebenseinrichtung, und eben dadurch in der Folge, da Kunst und Wissenschaft doch immer aus der Denkart und dem Leben hervorgehen und an beyde sich anschließen müssen, auch eine neue und durchaus eigenthümliche, von der alten ganz verschiedene Kunst und Wissenschaft. Die Mosaische Überlieferung aber stellt uns erst in den rechten Mittelpunkt, aus dem man allein die übrige orientalische Geistesbildung übersehen kann. Nicht, als ob diese Geistesbildung bey einem oder dem andern Volke nicht auch ein sehr hohes Alterthum hätte, so wie bey den Aegyptern. Ein solches Alterthum wird selbst durch Denkmahle unwiderleglich erwiesen: vor jenen Riesenwerken der Baukunst, deren Trümmer der Reisende noch jetzt bewundert, staunte schon vor zwey und zwanzig Jahrhunderten Herodot, und schrieb sie einer fernen Vorzeit zu. Schon vor Moses gab es Hieroglyphen, und er selbst war erfahren in aller Weisheit der Aegypter. Mit Recht aber wurden Wissenschaft und Kunst, die als geweihte Gefäße göttliche Wahrheit enthalten, und nur ihr dienen sollen, den Aegyptern entrissen, welche sie aufs schlechteste anwandten, und aufs schnödeste mißbrauchten. Um diesen Vorzug der mosaischen Urkunde vor allen andern asiatischen Überlieferungen, daß die Quelle der Wahrheit hier rein und lauter fließt, nicht anzuerkennen, haben viele Neuere jeden möglichen Ausweg versucht. Bald haben sie alle Weisheit aus Aegypten abgeleitet, wie von Alters her schon oft geschehen; andere haben die chinesische Staats-

und Lebenseinrichtung als die vollkommenste, und die Sittenlehre des Confucius als die reinste gepriesen, oder ein atlantisches Urvolk im Norden erdichten wollen, oder sie haben sich von der Bewunderung des Tiefsinns und der Schönheit der indischen Geisteswerke so weit hinreissen lassen, daß sie auch sogar die offenbar fabelhafte Chronologie der Brahminen gelten lassen, und dadurch alle Kritik verläugnen, überhaupt aber lieber alles mögliche Unwahrscheinliche oder Erdichtete annehmen und behaupten, um nur nicht an die einfache Wahrheit zu glauben.

Unter den Völkern, welche an jener orientalischen Geistesbildung Theil hatten, deren hohes Alterthum in Aegypten, Persien und Indien durch Denkmahle bewiesen ist, waren die Perser in ihrem Glauben und ihrer Überlieferung den Hebräern am meisten verwandt; von der griechischen Denkart standen sie eben deßhalb sehr weit ab. Unter dem milden Schutz der ihnen befreundeten persischen Herrscher sammelte sich das zerstreute Volk der Hebräer wieder, und der zerstörte Tempel erhob sich von neuem. Den aegyptischen Gottesdienst haßten dagegen die Perser eben so sehr, wie nur immer die Hebräer ihn hassen konnten; der Druck der Perser in Aegypten war eben dadurch hart, daß sie dessen Religion ausrotten wollten, die ihnen als der verwerflichste Aberglaube und Götzendienst erschien. Noch ehe der Grieche Gelon, in einem Bündniß mit den Karthagern, nach der seinem Volke eignen Humanität festsetzte, daß sie der Menschenopfer in Zukunft sich enthalten sollten, hatte der persische Kaiser Darius ihnen diese Gräuel untersagt, ohne Zweifel aus Beweggründen seiner reineren und geistigeren Religion. Die

Perſer verehrten und erkannten denſelben Gott des Lichts und der Wahrheit, wie die Hebräer, obwohl viel Erdichtetes und bloß Mythologiſches, und mancher weſentliche Irrthum dieſer Erkenntniß der Wahrheit beygemiſcht war. Die heilige Schrift ſelbſt nennt den Cyrus einen Geſalbten des Herrn, was bey aller Dankbarkeit nie von einem aegyptiſchen Pharao geſagt werden würde. Die ganze Lebenseinrichtung der Perſer, ja ſelbſt die Staatsverfaſſung des perſiſchen Kaiſerthums war auf dieſen hohen Glauben gegründet; der Monarch ſollte als Sonne der Gerechtigkeit ein ſichtbares Abbild des höchſten Gottes und des ewigen Lichtes ſeyn; die ſieben erſten Fürſten des Reichs entſprachen den Amſhaſpands, oder den ſieben unſichtbaren Gewalten, welche als die Erſten in der Geiſterwelt, die verſchiedenen Kräfte und Regionen der Natur beherrſchen. Eine ſolche Anſicht war den Griechen ganz fremd. Derſelbe König von Syrien, welcher die Hebräer wegen ihres Glaubens ſo hart verfolgte und zum griechiſchen Götterdienſt zwingen wollte, verfolgte auch die perſiſche Relizion. Selbſt Alexander hatte den Orden der Magier ausrotten wollen, wohl nicht bloß um die Herrſchaft allein zu haben, ſondern weil ſie ſeiner Hauptabſicht entgegen ſtanden. Er wollte die Perſer und die Griechen zu einer Nation verſchmelzen, und da fand nun freylich kein Mittelweg Statt, wie dieſer Zweck erreicht werden ſollte; entweder die Griechen mußten den Feuerdienſt annehmen und ihre Tempel verlaſſen, deren die Perſer unter Xerres ſo viele, als dem Aberglauben und der Abgötterey dienend, zerſtört hatten, oder die Lehre des Zen-

daveſta mußte ausgerottet, und griechiſcher oder aegyptiſcher Gottesdienſt in Perſien eingeführt werden.

Der weſentliche Irrthum der perſiſchen Lehre beſtand darin, daß ſie jene Gewalt, welche allem Lichten und Guten entgegenſtrebt, wohl erkannten; dagegen aber nicht einſahen, daß wie weit verbreitet auch der Einfluß deſſelben im Menſchen und in der Natur erſcheinen möge, dieſelbe doch gegen Gott gehalten für Nichts zu achten ſey; daß ſie mit einem Worte ein zweyfaches Grundweſen, eine gute und eine böſe Gottheit annehmen.

Mehrere Ausleger der neueſten Zeit haben bey dieſer einmahl nicht zu läugnenden Ähnlichkeit der perſiſchen Gottesverehrung, und des Glaubens der Hebräer die Sache umkehren, und ſo erklären wollen, als hätten die Hebräer während ihrer Verbannung und gewaltſamen Verpflanzung in das große Reich, vieles oder wohl gar alles von den Perſern erſt entlehnt und erlernt. Dieſe willkührliche Annahme muß auch dem bloß hiſtoriſchen Forſcher ſchon dadurch auffallen, daß ſie den Zuſammenhang der Perſer und Hebräer für ſo gar neu und jung hält, da er doch nach dem Zeugniß beyder Nationen, und nach der innern Beſchaffenheit der Sache uralt ſeyn muß, und ſich bey tieferer Forſchung wohl ganz etwas anders darüber ergeben möchte, als jene allzu oberflächlichen Hypotheſen vermeinen. Es kann im Einzelnen große Schwierigkeiten haben, die perſiſchen Sagen von Kaïomers, Hoſchenk und Dſchemſchid mit den heiligen Urvätern der Geneſis, welchen eine beſondre Erleuchtung zugeſchrieben wird, mit Adam und Seth, oder Henoch, dann Noah und Sem in hiſtoriſche Übereinſtimmung oder überhaupt die

persische Ahnenreihe der Patriarchen mit der mosaischen in eine kritische Ausgleichung zu bringen. Im Allgemeinen aber stützt sich in beyden Fällen die heilige Überlieferung auf eine und dieselbe gemeinsame Grundlage, und wird hier wie dort, aus einer Offenbarung der heiligen Urväter, als Quell göttlicher Erleuchtung abgeleitet. Es wird aber durch jene einseitige Beurtheilung und Erklärung, auch ein ganz falscher Gesichtspunkt aufgestellt. Der Vorzug der Hebräer vor allen andern asiatischen Völkern besteht einzig und allein darin, daß sie die ihnen anvertraute Wahrheit und höhere Erkenntniß, während dieselbe bey allen andern Völkern gar nicht bekannt, wieder erloschen oder durch die wildesten Dichtungen und zum Theil gräßliche Irrthümer entstellt war, rein und unverfälscht, mit der strengsten Treue, in blindem Gehorsam und Glauben, wie ein eingehändigtes Unterpfand und ihnen selbst oft verschlossen gebliebenes Gut, auf die Nachwelt gebracht und erhalten haben. Diesen, wenn man will, mehr negativen Vorzug und Charakter, tragen alle heiligen Schriften der Hebräer, besonders aber die mosaischen an sich. Was für seine Nation als Gesetz praktisch werden sollte, das ist mit der strengsten Bestimmtheit ausgesprochen. Allgemein verständlich ist dasjenige im Anfange seiner Erzählung, was den innern Menschen berührt; so verständlich, daß es sich auch dem ganz Unwissenden, einem Wilden, ja jedem Kinde, so bald es nur aufmerken kann, leicht begreiflich und ganz klar machen läßt. Deutlich ist auch das Allgemeine von der Geschichte, und von der gemeinschaftlichen Abstammung, und den ältesten Schicksalen des Menschengeschlechts, so weit es für den

Glauben nothwendig ist. Anderes aber, was nur zur Befriedigung einer höhern Wißbegierde dienen würde, ist allerdings bey Moses in Geheimniß eingehüllt. Was er von den zehn ersten Ahnherrn und Stammvätern der Urwelt, mit hieroglyphischer Kürze andeutet, das hat den Persern, den Indiern, den Chinesen, Stoff zu ganzen Bänden voll Mythologieen, und halb dichterischen, halb metaphysischen Sagen geliehen. Der Vorzug einer üppiger dichtenden Fantasie, und erfinderischen Metaphysik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Persern vor den Hebräern zugestehen. Zu dem Endzweck, zu welchem diese auserwählt waren, durften die Hebräer in allem diesem, andern Völkern nachstehen, wie in der Astronomie, der bildenden Kunst, oder worin diese sonst noch groß waren. Nur über solche Fragen, welche bey noch weniger deutlichen Aussichten in die Zukunft, das Vertrauen auf Gott schwankend machen könnten, enthält die Darstellung der Leiden Hiobs einen Aufschluß. Eine Darstellung, die auch nur als solche und nach einem bloß irdischen Kunstsinne betrachtet, zu dem Eigenthümlichsten und Erhabensten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben ist. Nicht mehr ganz in das mosaische Geheimniß eingehüllt, deutlicher spricht sich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesansicht in den Gesängen Davids, den Sinnbildern Salomons, und den Weissagungen Jesaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poesie beurtheilt, Bewunderung erregt, und über allen Vergleich erhaben, jede schmähende Anfeindung darniederschlägt; eine Feuerquelle

göttlicher Begeisterung, aus welcher die größten Dichter auch der neuern, bis auf unsere Zeit sich zu ihrem kühnsten Aufschwung ermuthigt haben. Gleichwohl ist auch diese Klarheit immer nur noch eine prophetische, halb verhüllte, die volle Entwickelung erst in der Zukunft erwartend. Man muß dieses wohl fassen und sorgsam unterscheiden; es ist hier nicht die sinnige Klarheit des künstlerischen Verstandes, wie in den Geisteswerken der Griechen, nicht jene Weltumfassende praktische Beurtheilung und im Leben entscheidend wirkende Verstandesstärke der Römer, sondern der prophetische Tiefsinn, als eine von jenen beyden ganz verschiedene Art des Verstandes, die auch mit eigenthümlichen Sinn erfaßt seyn will, was in den heiligen Schriften der Hebräer obwaltet. Ihr ganzes Gefühl und Daseyn war nicht sowohl in der Gegenwart, als in der Vergangenheit und besonders in der Zukunft daheim; die Vergangenheit aber war den Hebräern nicht bloß wie bey andern Nationen, eine poetische Sage und Erinnerung, sondern das ernste Heiligthum ihrer göttlichen Stiftung und des ewigen Bundes. Und auch der Gedanke des Ewigen war bey ihnen nicht von dem zeitlichen Leben und Verhältnissen losgetrennt, wie in der abgesonderten Philosophie einsam nachdenkender Griechen, sondern ganz in das Leben, in die wundervolle Vergangenheit des auserwählten Volkes, und in die noch herrlicheren Verheißungen seiner geheimnißreichen Zukunft mit einverwebt. Auch historisch genommen ist die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer gewesen; fast nie kam die mosaische Gesetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollständig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das

Volk die Absicht des göttlichen Gesetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schicksalen des geprüften Volkes in der Wüste umherwandernd, stieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerstört, und als er unter dem Schutz der persischen Herrscher wieder auferbaut ward, da wurden die Schätze und Denkmahle der Vorwelt wohl wieder gesammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräischen Geistes war größtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die spätern Juden der immer mehr bey ihnen eindringenden griechischen Denkart, Bildung und Sprache sich nicht mehr erwehren. Immer aber war und blieb die ganze Existenz dieses in seiner Art einzigen Volkes in jener prophetischen Weise, vorzüglich, ja fast ausschließend auf die Zukunft gestellt.

Wollen wir nach diesen ersten Andeutungen nun versuchen, den Inbegriff der Geisteswerke der Hebräer, oder die heiligen Schriften des alten Bundes, tiefer und umfassender, als ein Ganzes zu begreifen und zu charakterisiren, so weit es in diesem Gesichtskreise der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft geschehen kann, in deren Gang und gesammte Sphäre jene heilige Urkunde ebenfalls so mächtig eingewirkt hat; so müssen wir zu diesem Endzwecke vor allen Dingen alle unrichtigen und irreführenden Vorstellungen von dem Gegenstande entfernen. Wir betrachten das alte Testament hier nicht bloß als den Inbegriff der Geisteswerke der Hebräer, sondern als das geschriebne Wort Gottes und als den ersten Theil desselben, und ziehen

dieſes heilige Buch gleichwohl mit in die Geſchichte der Litteratur; denn was wäre das für eine Litteratur, für eine Erklärung und Geſchichte des Worts und ſeiner Entfaltung in menſchlicher Erkenntniß und Darſtellung, von welcher nur das göttliche ausgeſchloſſen ſeyn ſollte? Die beſondre Gottesverehrung und Gotteserkenntniß der Hebräer aber, ſo wie der eigenthümliche Charakter und Geiſt der bibliſchen Schriften erklärt ſich aus dem Gegenſatz zunächſt am hellſten. Es ſollte kein heidniſch ſideriſcher Naturcultus ſeyn, ſondern ein ſtreng moraliſcher Gottesdienſt, im heroiſchen Glauben an die Vorſehung. Auch keine Myſterien ſollten es ſeyn, keine hochmüthig verheimlichte eſoteriſche Lehre nur für einige wenige Gebildete oder Mächtige; ſondern eine wahre Nationalkirche und das ganze Leben beſeelende und ordnende Theokratie. Es ſollte auch nicht bloß das ſpitzfindige Gedankengewebe einer künſtlichen Philoſophie enthalten, welche wohl ſehr erhabne Dinge von Gott und den göttlichen Dingen lehrt, aber nur ſelten und für ſich allein niemals mit organiſcher Kraft erzeugend und geſtaltend auf die Dauer in die Welt eingreift; ſondern ein unerſchütterlich feſter Bund und lebendiger Umgang und Verkehr mit Gott in kindlicher Furcht und unwandelbarer Liebe.

Dieſe heiligen Schriften der Hebräer nun, bilden mehr als die Geiſteswerke irgend einer andern Nation ein feſt geſchloßnes Ganzes, ja wie es wohl mit Recht genannt wird, Ein göttliches Buch; in ſteter Anknüpfung und durch ein Jahrtauſend fortgeführter Erweiterung deſſelben Gegenſtandes und gegenſeitiger Ergänzung des gemeinſamen Inhalts. Es iſt Ein Buch, weil

es nur Einen Gegenstand hat, den Menschen und das Volk Gottes; es ist ein Buch für Alle, weil der Inhalt desselben durch und durch für alle folgenden Weltalter vorbildlich, mithin typisch für die ganze Menschheit ist. Dieser Inhalt und Gegenstand, welcher im Grunde nur Einer ist, kann jedoch in zwiefacher Beziehung erfaßt und aufgestellt werden; und so hat das heilige Buch auch einen zwiefachen Mittelpunkt, indem einige Haupttheile und Schriften unmittelbar auf das Wort des Lebens und die durch dasselbe zu bewirkende göttliche Befreyung und Erlösung selbst, andre aber auf die Kirche, oder den Verein und Bund der Auserwählten gerichtet sind, denen dieses Wort des Lebens und der göttlichen Liebe anvertraut und als ein heiliges Gut der Offenbarung zur Anwendung, Aufbewahrung und Verbreitung übergeben ward. Beyde Gegenstände können durchaus nicht ganz von einander getrennt und etwa abgesondert erfaßt oder verkündigt werden; wohl aber kann in einigen Theilen mehr die eine Idee, in andern mehr die andre überwiegen, wie dieß ganz einleuchtend seyn wird, sobald wir in das Einzelne eingehen. Vier große Hauptbestandtheile des alten Testaments beziehen sich vorzüglich, wie auf ihren Mittelpunkt, auf die Kirche des alten Bundes, oder das auserwählte Volk Gottes. Diese sind die Genesis, die Thora oder das mosaische Gesetz, die historischen Bücher und die Propheten; in welchen uns erstlich der Ursprung und die erste Errichtung der alten Kirche, wie dieselbe aus den Ruinen der Urwelt und ältesten Patriarchenzeit hervorging; dann die eigentliche Stiftung und ausführliche Gesetzgebung und organische Einrichtung derselben; ferner in den histori-

schen Büchern die Schicksale, Vergehen, Prüfungen und wundervollen Führungen des auserwählten Volkes; endlich aber in den Propheten, aus dem Untergange desselben, die Wiedergeburth und geistige Verherrlichung und die zukünftige Vollendung der alten Kirche, als Weissagung zum Beschluß des Ganzen hingestellt werden. Das wundervolle Buch der Genesis, wenn gleich in der spätern Weltperiode durch Moses geordnet und niedergeschrieben, trägt in seinem innersten Geiste noch ganz die Signatur der Urwelt und zeigt in jeder Sylbe diese Spur. Es ist in Wahrheit das Evangelium des alten Bundes, indem es uns das große Geheimniß des Menschen enthüllt, und wie es den Schlüssel zu aller Offenbarung enthält, so dient es auch vorzüglich, die sonst unverstandnen Hieroglyphen der Urwelt zu deuten und aufzuschließen. Hier finden wir den reinen Aufschluß über den Ursprung des Bösen auf Erden, in dessen Gewebe die andern alten Lehren, dichterischen Kosmogonieen und heidnischen Veda's selbst mit befangen sind. Statt der täuschenden indischen Maya, sehen wir hier die wahre Eva, als Mutter aller Lebendigen; wie die alte Schlange den Menschen zur Frucht der falschen Erkenntniß führte, und wie der ganze Baum der irdischen Schöpfung, zugleich mit dem Abfall des ersten Menschen und Königs derselben mit verderbt und vergiftet ward. Den Ursprung aller dämonischen Verirrungen sehen wir im Kain und seinem fluchbezeichneten Stamm, wie solche nach Süden und Osten im Lande des Cham sich ausgebreitet und im uralten, magischen Dämonendienst über einen großen Theil der Menschheit herrschend geworden und geblieben sind. Und Babel zeigt uns sodann die erste Grundlage aller politi-

schen Zerstörung und jener ewigen Zerstreuung der Völker und der Staaten, wie sie sich auf Jahrtausende hinaus nach dem Westen und Norden der Erde verbreitet und von einem Weltreiche zum andern fortgeerbt hat. Aber auch den nie abreißenden und durch alle fortwuchernde Entwicklung des entarteten Naturdienstes hindurch im Verborgnen fortlaufenden Faden der göttlichen Wahrheit und der heiligen Überlieferung zeigt uns diese Genesis des Menschen, vom ersten Anfang im Adam selbst, dem Vater des Erdkreises, durch den Seth und Enos, den Gott erleuchteten Henoch, den auch andere Nationen als den ältesten Weisen nennen, den gerechten Noah, das allgemeine Opfer für die Errettung der ganzen Natur darbringend, den auserwählten Sem, den die edelsten Völker als König und Stammvater ehren, bis zum Abraham, mit welchem die Epoche eines speciellen Glaubens an die Vorsehung, mit vollkommner Ergebung des menschlichen Willens in den göttlichen beginnt. Sie zeigt uns, wie die wahre Religion der Urwelt nicht ein siderischer Naturdienst, sondern eine reine Jehovah-Erkenntniß war, ein wahres, obwohl noch unvollendetes Christenthum; nicht als Religion des Gesetzes, welche in dieser Form später ist, sondern als eine Religion der Natur. Es war aber nicht die Natur selbst und ihre unendliche Produktionskraft, sondern Gott oder Christus in der Natur, den sie erkannten und verehrten. Daher müssen wir auch die reine Religion jener heiligen Urväter von dem siderischen Naturdienst des schon entarteten, spätern Heidenthums sorgfältig unterscheiden. Immer war es Jehovah, Christus, oder das wunderwirkende Wort der

Natur, welches jene Urväter durch Gebet, wie Enos, durch göttliche Erleuchtung und fromme Ergebung wie Henoch, und Noah in ihrer Gewalt hatten. Melchisedek wird als der letzte genannt, der im Besitz desselben war, und sich noch an die Reihe jener Urväter schließt, indem er eben den Übergangspunkt bezeichnet, aus dem Worte der Natur in das Wort des Gesetzes, welches mit Abraham beginnt; und der diesem, als erstem Diener des Glaubens, jenes Wort der Natur, dessen hoher Priester er war, überliefert hat. Nach dieser Anknüpfung an die Urwelt der Patriarchen, beginnt nun mit Abraham, noch weit mehr aber mit der mosaischen Gesetzgebung, der zweyte, eigentlich national jüdische Bestandtheil des heiligen Buches, wie die historischen Schriften den dritten Bestandtheil unter denjenigen Büchern bilden, welche sich auf die göttliche Stiftung, die weitere Entwicklung und wundervolle Führung der alten Kirche und des auserwählten Volkes beziehen. Unter den Propheten, welche im vielfachen Strom der Weissagung den Schluß dieses Ganzen bilden, strahlen die vier großen, wie die Cherubim an der noch verschlossenen Arche der zukünftigen Herrlichkeit hervor, nach der in der Schrift für die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit stets geweihten, und durch die vier geheimnißvollen Thiersymbole charakterisirten heiligen Vierzahl. Die zwölf kleinen Propheten bilden aber eben so viele Sterne von minderer Größe, indem sie jene vier Hauptgestirne göttlicher Weissagung wie ein Strahlenkranz bereichernd umgeben. Überhaupt ist das alte Testament nicht so streng oder ängstlich abgeschlossen, wie etwa ein System von irdischer Kunst, oder weltlicher Wissenschaft, sondern es ist

wie ein lebendiger viel umwachsner, von manchem ausfüllenden Nebengewächs umrankter Baum. Wenn zum Beyspiel die vornehmsten historischen Bücher uns die Irrsale, Prüfungen und die rettende Führung des auserwählten Volkes im Ganzen darstellen, so zeigen uns jene einzelnen Geschichten, und hebräischen Legenden, die nach der gewöhnlichen buchstäblich historischen Ansicht nur einen sehr zufälligen und rein episodischen Theil des Ganzen bilden würden, wie das Buch Ruth, Judith, Esther, Tobias, dieselben wunderbaren Führungen der Vorsehung an einzelnen Personen und auserwählten Individuen. Es sind diese mehr biographischen Bücher wie die geschichtlichen Parabeln des alten Testaments zu betrachten; daher sie jener größern Historie, als Anwendung im Einzelnen, wie zum Commentar dienen, und bey scheinbarer historischer Unwichtigkeit einen desto reichern symbolischen Sinn enthalten; daher auch eine höhere und geistigere Ansicht der Schrift sie aus dem Ganzen nie würde vermissen wollen. Von jenem lebendigen Baum der heiligen Schriften aber sind die historischen Bücher als der feste Stamm zu betrachten; die mosaische Offenbarung, und besonders die Genesis, bildet den Gipfel, und die als Lichtpunkt in der Höhe zum Himmel sich erhebende Krone; die Propheten aber den vierfachen Fuß, der hier im auserwählten Boden die Wurzeln schlägt, aus denen das Christenthum in seiner höhern Vollendung emporgrünen soll. Außer allen diesen bisher genannten Büchern des alten Testaments, welche sich sämmtlich auf die Kirche des alten Bundes, oder des auserwählten Volks Gottes, als auf ihren Hauptgegenstand und Mittelpunkt zunächst be-

ziehen, giebt es noch eine andre Reihe von Schriften in der heiligen Sammlung, welche ich Bücher der Sehnsucht nennen möchte, weil sie nur auf das Wort des Lebens und der Befreyung selbst, in Glauben und Liebe, in Sehnsucht und Verheißung gerichtet sind, ohne unmittelbare Beziehung auf die Kirche und Geschichte des auserwählten Volks, wenigstens ganz unabhängig von allem Positiven in dem Gesetz und von allen Einzelnheiten in der organischen Einrichtung desselben. Zu diesen Büchern der Sehnsucht gehört vor allem das Buch Hiob, welches uns obwohl außer aller Berührung mit der mosaischen Verfassung, doch der Denkart nach, eine sehr wesentliche und fast nothwendige Ergänzung der mosaischen Offenbarung darbietet, indem es den Geist des Glaubens und des Vertrauens auf Gott, für einen Zeitraum der Religion, wo die Verheißungen der Zukunft noch nicht in so deutlichem Lichte strahlten, aus dem tiefsten Gemüthe entfaltend hervorruft. So geordnet, und in diesem Zusammenhange erscheint das Buch Hiob erst an seiner rechten Stelle, und in seiner wahren, für das Ganze wichtigen Bedeutung. Die Psalmen bilden das zweyte Glied, die Salomonischen das dritte in dieser Reihe, welche nach der dreyfachen Stufe des innern christlichen Lebens, wie es im Dreyklang von Glauben, Hoffnung und Liebe besteht, sich von selbst unterscheiden und sehr deutlich charakterisiren. Denn so wie Hiob nur darauf gerichtet ist, den Glauben in Geduld zu erhalten, wie die Salomonischen Schriften uns das Geheimniß der göttlichen Liebe, und die Sprüche jener Weisheit verkündigen, welche aus der ewigen Liebe hervorgeht, und sie selber ist; so sind die Psalmen Ge-

ſänge der göttlichen Begierde und Verheißung mitten im Kampf der ſehnſuchtsvollſten Hoffnung. Wie aber Hiob an die ältere moſaiſche Zeit ſich näher anſchließt, ſo ſind die letzten beyden, beſonders die Pſalmen, in ihrem eigenthümlichen Bilderkreiſe und Gedankengange, oftmahls Vorbild und Quelle der Propheten; und es bilden alſo auch dieſe drey Glieder mit jenen vier Hauptmaſſen ein vielfach verknüpftes Ganzes, indem ſie den weſentlichen Stamm der Stiftung, Geſchichte und der Weiſſagung des auserwählten Volkes, mit jener dreyfachen Kraft des göttlichen Geiſtes lebendig umranken. Die chriſtliche Vollkommenheit und Seeligkeit iſt in dieſen drey heiligen Büchern noch auf erhabene Weiſe wie in einer Wolke verhüllt; Hiob zeigt uns den Glauben in der heroiſchen Geduld des Leidens, Salomo verkündigt die Liebe im ſinnbildlichen Geheimniß, verhüllt in „das mannichfach geſchmückte Gewand" und die Pſalmen athmen und ſchildern die Hoffnung im Kampfe der irdiſchen Sehnſucht. In dieſen letztern ſpricht ſich Chriſtus, das ewige Wort des Lebens und der Verſöhnung, ganz beſonders überall auf das deutlichſte aus, und darum ſind die Pſalmen auch von jeher, noch jetzt und für immer, in der Chriſtenheit, als der Grund-Choral aller kirchlichen Geſänge gebraucht und betrachtet worden; und ſelbſt ein göttliches Gebetbuch, bilden ſie den Grundton und die reiche Quelle aller chriſtlichen Gebete. Es iſt das Wiederfinden des Sohns und des Vaters, die ſehnſüchtige Begierde des vom Vater getrennten und Gott im irdiſchen Kampfe ſuchenden Sohnes, und das barmherzige Herabneigen des ewigen Vaters, wie ſie ſich beyde in den Fluthen der

Schöpfung einander ſuchen, und im Mittelpunkt ihrer Liebe zuſammentreffen. Hier iſt der Punkt, von welchem aus die eigentliche Idee der göttlichen Eingebung überhaupt ein beſonderes Licht erhalten kann; das innere Weſen der Inſpiration nämlich, während der geſchloſſene Cyklus der heiligen Schriften, oder der Kanon, der alles umfaſſen ſoll, was für die kirchliche Lehre und Verfaſſung nothwendig und weſentlich iſt, nach dieſer Regel, durch beglaubigte Überlieferung und rechtmäßige Autorität poſitiv beſtimmt, und dogmatiſch feſtgeſtellt wird. Wenn nun der Geiſt Gottes ein ſolcher iſt, der zugleich vom Vater und vom Sohne ausgeht, ſo waltet er vor allem da, wo beyde, das verborgene Herz des Vaters in ſeiner ſchöpferiſchen Sehnſucht und allmächtigen Liebestiefe, und das geheimnißvolle Wort des ewigen Sohnes, lebendig zuſammentreffen und zu einer Flamme der Erleuchtung in einander ſchlagen. Dieſe vereinte und volle Kraft des göttlichen Lebens und Wirkens, iſt das Gepräge, welches die heiligen Schriften in ihrem ganzen Geiſt und Gebilde ſichtbar und unverkennbar an ſich tragen, wenn gleich in einigen Theilen das allmächtige Herz des Vaters überwiegend vorwaltet, in Andern das Licht des Sohnes am deutlichſten hervorbricht. Und wenn wir uns nun fragen, was der Bibel auch ſelbſt in ihren dichteriſchen Theilen die mehr als Pindariſche Begeiſterung, die mehr als Platoniſche Erhabenheit in der reinen Anſchauung des Göttlichen verleiht; ſo iſt es eben dieſes, es iſt jener Geiſt, der vom Vater und vom Sohne ausgeht. Wollten wir aber den Charakter und Geiſt des alten Teſtaments nach jenen vier heiligen Thierſymbolen näher beſtimmen, welche

die vier Seiten oder verschiedenen Sphären in aller Offenbarung des göttlichen Daseyns bezeichnen und bedeuten; so läßt sich wohl sagen, daß die Bücher des alten Bundes am meisten in der Signatur des Löwen. stehen, als dem Element der in göttlichem Feuer glühenden Willenskraft und des muthigen Kampfes. So wie aber dieser gute und fromme Löwenmuth nur nach Außen gerichtet ist, im innersten Herzen aber den sanften, stillen Liebes- und Lammessinn bergen soll, und beyde Sinnbilder von Alters her in solcher Weise verbunden und zu Einem verknüpft werden; so steigt auch in dem innersten verborgnen Kern und Herzen des heiligen Buchs, aus der Hülle dieser Löwenkraft schon die christliche Gestalt des Lammes empor; als Sinnbild und Evangelium des ewigen Opfers und der göttlichen Liebe.

Nachdem wir nun die Anordnung und organische Zusammensetzung des alten Testaments in seiner Einheit, die Construction des Ganzen nach jener siebenfachen Eintheilung, und den sieben Hauptgliedern, nebst ihren umkleidenden Nebenzweigen, zu schildern versucht haben; bleibt uns noch übrig, auch das Eigenthümliche im Ausdruck und in der äußern Form der biblischen Darstellung im Wesentlichen zu charakterisiren. Diese der heiligen Schrift eigenthümlichen oder doch auf eigene Weise in ihr vorwaltenden Formen, sind vorzüglich viere: der Spruch, der Parallelismus besonders in den poetischen Theilen, die Vision in den prophetischen Büchern und Stellen und endlich die Parabel und Allegorie, welche letztere nicht bloß in einzelnen Theilen waltet, sondern das Ganze selbst, in der durchgehends bildlichen Gedankenweise beseelt. Die

Spruchform, als der einfachste Ausdruck eines lebendigen, und eben daher meistens auch bildlichen Gedankens, ist der ältesten Zeit überhaupt und ihrem einfachen Wissen und Denken bey allen Nationen vorzüglich angemessen, daher auch allen in dieser ersten Epoche gemeinsam. Auch bey den Griechen bemerkten wir an ihrer Stelle die Aphorismen, in denen ihre Wissenschaft zuerst sich aussprach, so wie die Distichen der gnomischen Dichter. Noch ungleich vorherrschender ist in der Gesammtheit der indischen Geisteswerke der metrische Spruch, die indische Schloka, das dem Samskrit eigenthümliche Distichon, indem die größten Gedichte aller Art und auch viele wissenschaftliche Werke der ältern Zeit ganz darin abgefaßt und auch die übrigen metrischen Weisen größtentheils aus dieser Grundform hervorgegangen sind. Der indische Spruch hat eine große und unverkennbare Ähnlichkeit mit dem hebräischen; doch schreitet er mit seinen vier gleichmäßig achtsylbigen Füßen in einer viel strengern Symmetrie einher, als der freyere, hebräische, der auch in der Gedankenconstruction oft unregelmäßig und bildlich geflügelter ist; so daß an den inhaltreichsten Stellen fast jeder Spruch eine Hieroglyphe in Worten bildet. Diese Form entspricht vor allem dem Geiste einer höheren Offenbarung; es ist der natürliche Ausdruck, in welchem der Ausspruch des Ewigen unter die Menschen und in die Welt hinein tritt; und so ist es auch das göttliche Fiat, wo die That dem Worte schöpferisch folgt, was dem biblischen Spruch das eigenthümliche Gepräge und seinen Charakter gibt, oder worin sich dieser Charakter, wie besonders in der Genesis am höchsten ausspricht; welche Form dann von dem befehlenden

Satz des göttlichen Gesetzes, und von dem Spruch der Weissagung auch auf die historische Erzählung und jede andere Rede übertragen, und überall beybehalten wird. In der heiligen Poesie der Hebräer waltet nun neben jener allgemeinen biblischen Gedankenform in Sprüchen, noch ein besonderes und eigenthümliches Gesetz der lebendig pulsirenden Gedankenfolge und rhythmischen Bewegung nicht etwa der Worte und Sylben, sondern der Bilder und Gefühle, die in freyer Symmetrie, wie Meereswellen auf und nieder fluthen, und gegen einander wogen. Dieses Wogen der sehnsüchtigen Begierde, diese Gedankenfluthen einer Gott suchenden Seele drückt der Parallelismus der hebräischen Gesänge vortrefflich aus, der in den Psalmen nicht bloß unter den einzelnen Versen und Versgliedern Statt findet, sondern auch in der Construction des Ganzen obwaltet, so wie dasselbe dadurch in seine größern Strophen und Antistrophen, oder Schlußsätze zerfällt. Ein strenges Metrum, nach der Sylbenzahl, dem rhythmischen Gewicht, oder der gleichlautenden Endung im Reime, könnte der Würde und dem erhabenen Fluge der heiligen Schriften nicht so angemessen seyn, als jene einfache und frey geflügelte Urform der poetischen Bewegung, die nur in einem Wiederhall und Anklang der Bilder und einem Rhythmus der Gedanken besteht. Überhaupt aber dürfen wir nicht eben alle irdischen Kunstformen von der heiligen Schrift, als der Urkunde des geschriebenen Wortes erwarten, sondern nur solche, die auch in einer höhern Welt, und in einer rein geistigen Ordnung der Dinge Statt finden könnten. Dramatische Darstellungen lassen sich da nicht wohl denken,

noch auch eigentliche epische Gebilde, so wenig als rhetorische Kunstübungen, oder systematisch wissenschaftliche Abhandlungen; wohl aber wird auch in jener unsichtbaren Welt der göttlichen Gedanken und der geistigen Naturen, wie in Wort und Schrift, so auch im Spruch die innere Schöpferkraft und der Willen sich hinstellen; und es werden auch die körperlosen Geister die Stimme des innern Gefühls in nicht mehr irdischen Gesang aushauchen. Dadurch werden die eigenthümlichen Kunst- und Sprach-Formen bestimmt, welche die Bibel, als Denkmahl und Inbegriff des göttlichen Wortes, zu ihrem Gebrauch aufnehmen konnte, besonders auch in dem Gebiet, welches demjenigen entspricht, was wir irdischer Weise Philosophie oder Poesie benennen. Für die Poesie überhaupt ist hieraus einleuchtend, warum unter allen Gattungen, während die epische, historisch genommen die erste und älteste, und Urquell aller andern ist, die dramatische aus dem Standpunkte der Kunst als die letzte Stufe, Krone und Vollendung des Ganzen gilt, für die Religion doch die lyrische Gattung die höchste, die angemessenste und würdigste bleibt, wie in dieser Hinsicht selbst in der Poesie der heidnischen Völker die Hymnen die erste Stelle einnehmen. Überhaupt ist in der Bibel und in den Schriften des alten Bundes nirgends die schöne Form, als solche allein vorherrschend; das Wesen redet, es sind Worte des Lebens, von der höchsten Einfalt und Klarheit neben der unergründlichen Tiefe; die Fülle der Geheimnisse in der Einfalt der schmucklosen Geschichte, in dem bloßen Ausbruch des Herzens, ohne allen Luxus der Kunst vorgetragen.

In dem Parallelismus der hebräischen Sprüche und

Gesänge, als der zweyten eigenthümlichen Form des biblischen Vortrags, bemerken wir schon mitempfindend, eine von der Begeisterung ganz überwältigte, und in den Strom der ewigen Liebe mit fortgerissene Seele; in der Vision aber, als der dritten eigenthümlichen biblischen Form, sehen wir den Geist durch Gott völlig in eine höhere Gegend reiner Anschauungen entrückt, wo er nicht mehr sich selbst lenkend, nur Dinge sieht und spricht, die nicht von dieser Welt sind. Der Psalm ist eine freye Erhebung der Seele zu Gott; in der Vision dagegen ist der Zustand des Geistes mehr ein sideriſch leidender, und dem göttlichen Einfluß ganz dahin gegeben. Die Natur der heiligen Schriften, als Urkunde der göttlichen Offenbarung, bringt es schon von selbst mit sich, daß mehrere Haupttheile ganz aus Visionen bestehen, und daß selbst in die andern, und fast in alle Bücher der heiligen Schrift, wenn sie auch nicht zu denen von eigentlich prophetiſchen Inhalt gehören, doch manches von dieser Art mit einfließt. Wie aber das innere verborgene Wesen des Göttlichen überhaupt nur durch Offenbarung sich kund geben, und äußerlich werden kann, so sind auch jene geistigen Anschauungen aus der unsichtbaren Welt, durchaus in eine eigne Bilderſprache eingehüllt, und können nicht anders als symboliſch mitgetheilt werden. Dieses leitet uns auf die vierte eigenthümliche Form des biblischen Vortrags, nämlich den durchgehends in der Schrift vorwaltenden Geist der Allegorie. Es sind aber nicht nur alle Ausdrücke, und die ganze Sprache bildlich und symboliſch, es werden hier nicht bloß die Geheimnisse der Urwelt in unwandelbar hellen Hieroglyphen hingestellt und aufbewahrt; sondern selbst

das ganz Nahe und lebendig Geſchichtliche hat außer dem einfachen, hiſtoriſchen, noch einen andern, tiefern, ſinnbildlichen Sinn. Wie ſich die Religion des alten Bundes überall als eine ſolche kund giebt, die nur Vorbereitung und Typus, Vorbild und Weiſſagung des Chriſtenthums ſeyn ſollte, und nur in dieſer Beziehung und in dieſem Geiſte verſtanden werden kann; ſo iſt auch dieſe typiſche Bedeutung und dieſer vorbildliche Sinn im Allgemeinen wie im Einzelnen der Begebenheiten des auserwählten Volks, wo die Geſchichte ſelbſt prophetiſch wird und eine allegoriſche Beziehung erhält, vorzüglich dem alten Teſtamente eigen; dagegen die kindliche Lehrform der Parabel vorzüglich im neuen Teſtamente ſich noch mehr entwickelt zeigt. Alle dieſe Bilder, welche nicht bloß Bilder, ſondern zugleich Wahrheit, mithin erklärend und bedeutend und nicht bloß ſpielend ſind, bilden die Elemente, aus welchen die der Schrift eigenthümliche Hieroglyphenſprache entſteht, und jene lebendige Klarheit der Fantaſie, welche die Offenbarung in ihrem ſymboliſchen Gewande charakteriſirt.

Wir können unter den verſchiedenen Arten und Formen des ſymboliſchen Ausdrucks, wie er überhaupt in den Denkmahlen des Alterthums, beſonders aber in der Bibel obwaltet, vorzüglich vier nach den Elementarkräften des menſchlichen Bewußtſeyns und Daſeyns unterſcheiden. Die eigentliche Allegorie belebt und perſonificirt die abſtracten Vernunftbegriffe nach eigner Abſicht und Willkühr. Dagegen iſt es in den vorbildlichen Ereigniſſen der typiſchen Geſchichte ein reeller Wiederſchein und Vorzeichen, in welchem ſich die Natur in ihren Produkten, nach dem Willen des Schöpfers, von Zeitalter zu Zeitalter wieder-

hohlt und in ihrer eigenen Fantaſie ſpiegelt. In der Hieroglyphe iſt es das Ewige ſelbſt und ſein Geheimniß, deſſen Verſtändniß in ſinnlicher Figur bildlich gemacht wird; während die Parabel, von dieſer Höhe herabſteigend, moraliſch auf das Herz wirkt, und mit ſchlichter Kraft in das Leben eingreift.

Durch dieſe ſymboliſche Eigenſchaft und ganze Beſchaffenheit der Schrift wird denn auch jene allegoriſche Deutung und Erklärungsart, als eine weſentlich nothwendige und angemeſſen richtige begründet, welche in der ältern Zeit allgemein üblich war und von den Kirchenvätern ſelbſt feſtgeſtellt iſt. Fügen wir alſo zu dem richtigen Begriff von dem eigenthümlichen Geiſte, im Zuſammenhange des Vaters mit dem Sohne, oder von der göttlichen Eingebung der Schrift, und zu den ſo eben charakteriſirten vier eigenthümlichen bibliſchen Formen, noch die Idee der tiefern und vollſtändigen Auslegung nach dem dreyfachen Sinn, ſo wird uns Geiſt und Einkleidung der Schrift nach ihrer weſentlichen Beſchaffenheit ſo deutlich vor Augen ſtehen, als es hier für unſern Zweck erfordert wird. Die erſte Auslegung iſt die nach dem buchſtäblichen Sinn, die nur auf den ſchlichthiſtoriſchen, oder moraliſchen und einfach dogmatiſchen Inhalt und deſſen grammatiſch richtiges Verſtändniß ausgeht. Die zweyte Erklärungsart iſt eben die allegoriſche, welche als ein Verſtehen nach dem Geiſte neben dem buchſtäblichen und hiſtoriſchen, auch den tiefern ſymboliſchen Sinn, und die typiſche Bedeutung ans Licht bringt. Die dritte und höchſte Auslegung aber iſt die nach dem verborgenen myſtiſchen Sinn, welcher, es ſey nun mit oder ohne Bild, auf dem Geheimniß der Seele, und

ihrer Vereinigung mit Gott beruht, so wie die Deutung auf das innige psychische Verständniß dieses Geheimnisses gerichtet ist. In dieser schon zur vollen Klarheit gelangten Erkenntniß „nach der Seele," darf man wohl sagen, ist es das ewige Wort der Liebe selbst, welches sich in seinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Mit dieser Idee der höchsten Klarheit im geheimnißvollen Verständniß der mit Gott vereinigten Seele, können wir am angemessensten diese ganze Betrachtung über das heilige Buch beenden.

Wenden wir jetzt nur noch einen Blick auf die hebräische Sprache, welche zum Gefäß und Werkzeug erwählt ward, um dieses göttliche Geschenk der Offenbarung darin nieder zu legen. Um aber den eigenthümlichen Charakter dieser Sprache und die Stelle, welche sie unter den übrigen des Alterthums einnimmt, näher zu bezeichnen, müssen wir die innern Elemente der Rede selbst nach einer tiefern Philosophie ins Auge fassen, da sich nach dem Übergewicht des einen oder des andern dieser einfachsten Elemente auch der besondere Geist und herrschende Ton der gesammten Sprache bestimmt. Wir theilen die Buchstaben gewöhnlich in Vokale und Consonanten, bey welcher Eintheilung ein drittes, eben so wesentliches, wenn gleich weniger sichtbar hervortretendes, und eben darum weniger beachtetes Element ganz übersehen wird. Die Aspiration mit den eignen Buchstaben, die sie hervorbringt, oder wesentlich verändert, ist dasjenige Höhere, was in jener unvollständigen Eintheilung noch keine Stelle findet, und es bilden die sämmtlichen der Veränderung durch den begeisternden Anhauch empfänglichen, oder die aspirabeln Buchstaben eine eigne, von den Vokalen, wie

von den andern unveränderlichen Consonanten, noch ganz verschiedene Gattung und Reihe. Dahin gehören alle gleich der Aspiration H, und Ch selbst in harte und weiche, in Dur und Moll zwiefach sich theilenden Consonanten, wie D, und T; B, und P; F, und W, die eben dadurch sich mehr dem musikalischen Element, was sonst den Vokalen eignet, annähern, so wie auch diejenigen Vokale, welche in Consonanten übergehen können, wie J und U in J (j) und V, zugleich der Aspiration empfänglich sind, und schon zu der aspirabeln Gattung gehören. Die reinen und eigentlichen Consonanten bilden das Charakteristische der Sprachen, und sind der Körper desselben; die Vokale enthalten den musikalischen Bestandtheil und entsprechen dem Princip der Seele; der Anhauch aber, der auch in den andern Buchstaben die dessen empfänglich sind, mitwirkend versteckt, und an sie wie an seinen körperlichen Träger gebunden ist, entspricht nebst diesem seinem Gefolge der aspirabeln Buchstaben, dem göttlichen Element des Geistes. Leicht sichtbar ist nunmehr, wie in einigen Sprachen das Element des Consonanten, und die Fülle der Charakteristik überwiegend und vorherrschend seyn kann, wie im Griechischen, Persischen, und in den germanischen Sprachen. In andern fast ganz vokalen Sprachen überwiegt dagegen der musikalische Bestandtheil des Seelenausdrucks, wie unter den neuern Sprachen im Italiänischen, wozu die Anlage jedoch schon in der volltönenden Kraft des Römischen liegt. Die Aspiration aber ist am überwiegendsten im Hebräischen und den ihr verwandten Mundarten, und dieser vorherrschende Anhauch des höhern Geistes drückt sich auch in dem durchgehends begeisterten Ton der prophetischen Sprache

aus; wie selbst in den grammatischen Formen der eigenthümliche Gebrauch, die Anknüpfung durch den Artikel, oder das Verbindungswort in den Präfixen, die persönliche Beziehung aber in den Suffixen mit dem Hauptworte zu verschmelzen, noch mit diesem aspirabeln Princip und Charakter zusammen hängt. Es entspricht daher die prophetische Sprache der Hebräer in Charakter, Ton und Geist ganz ihrer Bestimmung, der heiligen Offenbarung und göttlichen Weissagung den Ausdruck zu leihen; ohne daß wir desfalls grade genöthigt wären, diese Sprache auf Unkosten aller andern, als die erste und vortrefflichste oder als die älteste und ursprüngliche aufzustellen, wie sich dieß eben so wenig ohne Einschränkung von der indischen behaupten läßt. Wenn jedoch in jeder der drey classischen Sprachen des Alterthums, der hebräischen, griechischen, und lateinischen vorzüglich ein Element der Rede am meisten hervortritt, so läßt sich wahrnehmen, und wollen wir dieß der Vollständigkeit wegen hier noch hinzufügen, daß in der uralt indischen Sprache alle jene späterhin getrennten Elemente wie in einem gemeinsamen Keime noch umschlossen beysammen liegen. Es vereinigt daher auch das Samskrit diese verschiedenen Eigenschaften in sich, welche jene andern Sprachen einzeln besitzen; die Fülle sinnreicher Charakteristik findet sich hier wie im Griechischen, zugleich mit der volltönenden Kraft des Römischen, und mit dem Anhauch göttlichen Geistes, welcher die hebräische Sprache auszeichnet. Sehen wir nun von jenen ganz einfachen, einzelnen, innern Elementen der Sprache hinweg, auf die bey der weitern Entwicklung in ihrem Wachsthum und Wirken sich deutlich unterscheidenden Hauptorgane, so

werden wir deren vorzüglich viere gewahr, welche den vier Elementarkräften des menschlichen Bewußtseyns entsprechen. Die Wurzeln sind das göttlich Positive in der Sprache, der Grundquell der im Worte ursprünglich niedergelegten und ausgedrückten Naturoffenbarung, wie der Verstand des ersten Menschen sie in anfänglich noch unverdorbnem Lichte erblickte. Die grammatischen Formen der Sprache und ihre ganze kunstreiche Structur sind das Werk der Vernunft; die Bilder und Tropen dagegen das Element der Fantasie, und in den Wellen des Rhythmus und der metrischen Bewegung drückt sich die Ebbe und Fluth der Begierde und des Willens aus. Nach dieser Idee von dem ganzen Organismus der Sprache und allen ihren Hauptbestandtheilen betrachtet, ist das Samskrit in Hinsicht auf den grammatischen Bau und die innere Structur, unter allen Sprachen die vollkommenste, und übertrifft noch an Reichthum und Mannigfaltigkeit der grammatischen Entwicklung bey der einfachsten Regelmäßigkeit bey weitem die griechische und römische Sprache. An Bildern und Tropen aller Art ist keine Sprache so fruchtbar als die hebräische; dieses Element ist in ihr das vorherrschende, und da alles Anschauen der göttlichen Dinge ein bildliches ist, und das Denken selbst in diesem erhöhten Zustande der Erleuchtung und himmlischer Gesichte ebenfalls nur bildlich vor sich geht; so ist die hebräische Sprache auch von dieser Seite betrachtet, recht eigentlich die Sprache der Offenbarung, und zu diesem Gebrauch angemeßner als jede andre. Was die Wurzeln betrifft, so verdient hier keine Sprache einen ausschließenden Vorzug, wir müssen alle alten Stammsprachen, unter denen

auch unsre germanische eine hohe Stelle einnimmt, nebst dem indischen und lateinischen, griechischen und persischen Stammsylbenreichthum, wobey doch auch das Hebräische nicht hintanzusetzen ist, zusammennehmen, um uns dem ersten Grundquell des gemeinsamen Ursprungs der Sprachen, so viel als es noch möglich ist, zu nähern. In dem rhythmischen Gesetz und der metrischen Bewegung folgt jede Sprache ihrer eignen Weise, nach ihrem besondern Charakter, und bey sehr erhöhter geistiger Entwicklung der Sprachen, wird dieses Element seinem ursprünglichen materiellen Boden fast ganz entrückt, und es bleibt nur ein zarter Anklang, als Erinnerung und Echo der besänftigten Seele, wie in unsern christlichen Sprachen, davon übrig.

Wir wenden uns nun von den heiligen Urkunden der Hebräer zurück zu der Litteratur der andern orientalischen Völker; ehe wir aber die Denkmahle und Geisteswerke der Indier näher betrachten, ist noch eine Bemerkung über die Religionsbücher der Perser nachzutragen, deren ältere Lehren, als denen der Hebräer am nächsten verwandt, wir mit diesen in Verbindung vorgetragen haben.

In den noch vorhandenen heiligen Schriften der Parsis, so weit dieselben auch von der echten Gestalt des ursprünglichen Zendavesta abstehen mögen, sehen wir unter dem größtentheils liturgischen Inhalt doch überall jene den mosaischen so nah verwandten und ähnlichen Lehren von der Allmacht des Schöpfers, von Licht und Finsterniß, von dem Worte des Lebens, von den sieben ersten Geistern, von den Schutzengeln, und dem bösen Geiste sehr deutlich hervortreten; obwohl verwebt und untermischt mit dem Naturglauben an die Macht der Gestirne und an die gött-

liche Kraft der reinen Elemente, wie des Feuers und des Wassers. Es bildet der Zendaveſta in dieſer Hinſicht und Miſchung gleichſam einen Übergang und ein Mittelglied zwiſchen der moſaiſch chriſtlichen Lehre und dem reinen einfachen Heidenthum. Vollſtändig aber, und viel klarer in ſeinem ganzen Zuſammenhange, iſt das Syſtem dieſes uralten ſideriſchen Glaubens der Vorwelt, noch verwebt mit dem ſtrengſten Begriff von der Einheit des göttlichen Weſens, in dem Deſſatir dargeſtellt, dem heiligen Buche der Abadier, einer den Gnoſtikern nicht unähnlichen Sekte, welche Urkunde zu den merkwürdigſten Denkmahlen des orientaliſchen Alterthums gehört.

Sieht man auf den bloß dichteriſchen Theil der perſiſchen Religion, ſo hat dieſelbe von dieſer Seite weit mehr Ähnlichkeit mit der nordiſchen, als mit der griechiſchen Götterlehre. Dieſelbe geiſtige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendaveſta geſetzlich und liturgiſch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetiſcher Geſtalt, aus der Edda. Eine ähnliche Anſicht von den Geiſtern, welche die Natur beherrſchen und erfüllen, brachte ähnliche Dichtungen von Rieſen, Zwergen und allen Zaubererſcheinungen ſchon in der ältern nordiſchen, wie in der perſiſchen Sage und Poeſie hervor.

Auf dieſen dichteriſchen Theil der perſiſchen Litteratur wird uns eine ſpätere Epoche noch wieder zurück führen; hier ſollte nur die ältere Religionslehre der Perſer in ihrem Zuſammenhange mit der heiligen Überlieferung der Hebräer berührt werden.

Fünfte Vorlesung.

Indische Denkmahle und Heldengedichte. Begräbnißweise der alten Völker. Litteratur, Denkart und Geistesbildung der Indier.

Das hohe Alterthum der indischen Mythologie wird im Ganzen durch die alten Denkmahle der indischen Baukunst bewiesen. Diese Denkmahle sind in ihrer Riesengröße und ihrer ganzen Beschaffenheit den aegyptischen am meisten ähnlich, und wir können nicht wohl umhin, ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit auch ein eben so hohes Alterthum beyzulegen. Alle diese Denkmahle, jene aegyptischen, mit Hieroglyphen bedeckten Riesenwerke, die Trümmer der großen Burg von Persepolis, mit ihren vielen Gestalten, und ihren noch unverstandenen Schriftzeichen, endlich die in Indien sich vorfindende, in Felsen ausgehauene Mythologie versetzt uns in eine sehr entfernte Vorwelt, von der wir uns ganz getrennt fühlen, und die für uns beynahe untergegangen ist. Man könnte sagen, so wie die Völkergeschichte ihr Heldenalter habe, so wie der jetzigen Epoche der Natur eine andere ältere voranging, wovon noch die Spuren so vieler Revolutionen auf unsrer Erde und die zahlreichen Reste untergegangener Thiergeschlechter von riesenhafter Größe Zeugniß geben; so hat auch die

Geistesbildung und Dichtungskraft ihre wunderbare und gigantische Vorzeit gehabt, wo noch alle Begriffe, Dichtungen und Ahndungen, die sich nachher zur Poesie entfalteten, und dann in den Werken der Rede, weiter bearbeitet, zu einer eigentlichen Philosophie und Litteratur wurden; alle Kenntnisse oder Irrthümer, die man besaß, Sternkunde, Zeitrechnung, Menschen- und Völkergeschichte, Götterlehre und Gesetzgebung, in großen Werken der Skulptur niedergelegt wurden. Von den beyden großen Heldengedichten der Indier, welche noch vorhanden sind, besingt das eine den Rama, welcher den südlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil der Halbinsel, nebst der Insel Ceylon erobert haben soll. Es ist der Lieblingsheld der Nation, der in aller Herrlichkeit und Fülle der Jugendkraft, der Schönheit, des Adels und der Liebe, meistens aber unglücklich, verbannt, und in stetem Kampf mit Gefahren und Leiden dargestellt wird. Ein Charakter und eine Ansicht des Heldenlebens, welche sich nur mit andern Lokalfarben, fast unter allen Himmelsstrichen, in jeder schönen und glücklich entwickelten Sage wieder findet. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, auf dem Gipfel des Sieges, der Kraft und der Freude ergreift den Menschen oft am ersten ein tiefes Gefühl von der flüchtigen Nichtigkeit dieses Daseyns, welches er sein Leben nennt. Dieses Heldengedicht vom Rama scheint mir, so wie es noch vorhanden ist, nach einigen mit bekannt gewordenen Proben, ein Werk von hoher Schönheit zu seyn, etwa das Mittel haltend zwischen der homerischen Einfalt und Klarheit der Darstellung, und der Fülle der Fantasie, welche

die persische Dichtkunst auszeichnet, dabey überall durchwebt und geziert mit den einer reichen Menge von Sprüchen alter Weisheit. Neben den Thaten und Kriegen der Helden, wird auch das innere Leben der heiligen Einsiedler, es werden ihre stillen Betrachtungen, ihre weisen Lehren und frommen Gespräche nicht minder ausführlich dargestellt. Es ist also in den epischen Gedichten der Indier, wenn wir es vergleichungsweise mit den Werken der Griechen so bezeichnen dürfen, in die heroische Sage zugleich die ganze Fülle der kosmogonischen Dichtungen oder Überlieferungen mit aufgenommen, und daneben noch alles mit einem überfließenden Reichthum gnomischer Dichtersprüche durchwebt, es ist als ob Homer und Parmenides, Hesiodus und Solon in Einem Werke vereinigt wären; während manches wieder mehr in der eigentlich morgenländischen Art an die Mosaische Erhabenheit oder an die Salomonischen Sinnsprüche erinnert. Das andere indische, die ganze Mythologie umfassende, große Heldengedicht, der Mahabharat, besingt den allgemeinen Kampf, welcher die Helden, die Götter und Riesen gegen einander bewaffnete. In einer ähnlichen Dichtung von einem wunderbaren Helden- und Götterkriege, haben die Sänger der Vorwelt fast bey jedem Volke, welches eine alte Sage besitzt, ihre Ahndungen und Erinnerungen von einer noch wilder und größer wirkenden und noch im Kampfe ringenden Natur, und von dem tragischen Untergange einer frühern Heldenwelt sinnbildlich niedergelegt. In wie späten Zeiten auch beyde indische Heldengedichte, der Ramayan und Mahabharat mögen überarbeitet und in ihre jetzige Gestalt gebracht worden seyn, das Wesentliche der Dich-

tung ist alt, denn es ist größtentheils abgebildet und in Felsen gehauen auf jenen Denkmahlen der Urwelt noch vorhanden. Der Mahabharat ist voll von den Ansichten der Vedantalehre, und ganz in diese Denkart eingesenkt, und wird daher auch dem Vyasa zugeschrieben. Es ist mir nicht bekannt, ob nicht auch im Ramayan schon dieselbe Philosophie zum Grunde liegt, was denn für die Stelle, welche diesem Hauptwerke der epischen Poesie in dem Stufengange der indischen Geistesgeschichte anzuweisen ist, ein entscheidender Umstand seyn würde, wenn gleich nach der historischen Angabe der Dichter Valmiki als Urheber jenes Gedichts viel früher angesetzt wird.

Fragen wir nun, was von der indischen Lehre etwa in Europa auch schon in ältern Zeiten bekannt geworden, oder dahin gekommen seyn möchte, so bietet sich als eine solche aus Indien herstammende Überlieferung vorzüglich die Lehre von der Seelenwanderung dar, die Pythagoras zu den Griechen brachte. Für diese war es offenbar eine ganz neue und fremde Erscheinung. In Indien ist dieser Begriff herrschend gewesen, von den ältesten Zeiten an, wo man nur anfieng, einige Kunde von Indien zu erhalten; ja man kann sagen, die ganze Denkart nicht nur, sondern die ganze Lebenseinrichtung der Indier ist auf diesen Begriff gegründet. Hier ist also dieser Begriff gleichsam einheimisch; das war er in Aegypten nicht, wenn gleich Pythagoras ihn zunächst von dorther erhalten hatte, wenigstens allgemein herrschend kann er in Aegypten nicht gewesen seyn. Dieß läßt sich aus der den Aegyptern ganz eigenthümlichen Behandlungsart ihrer Todten schließen. Es ist dem Menschen eine gewisse fast ängstliche Schonung

und heilige Scheu gegen den entseelten Körper der Verstorbenen so tief eingepflanzt, daß uns nichts mehr beleidigt und nichts unverzeihlicher dünkt, als eine Verletzung dieses Gefühls. Die bey verschiedenen Völkern herrschende Behandlungsart der Todten, ist nicht nur für ihre sittliche Denkart und Bildung sehr wichtig, sondern auch um so merkwürdiger, da sie meistens mit ihren innersten religiösen Vorstellungen und Gefühlen zusammenhängt; und so mag es denn vergönnt seyn, einen Augenblick dabey zu verweilen. Die bey den Griechen beliebte Verbrennung der Verstorbenen, ist schon im hohen Alterthume üblich gewesen. Sie entspricht wohl dem Gefühl, wenigstens hat sie für die Einbildungskraft viel Anziehendes. Mit der Flamme steigt der Lebensgeist frey und gereinigt zum Himmel empor; der irdische Antheil bleibt als Asche, auch so noch ein geliebtes Andenken, zurück. Der sonderbarste und für das Gefühl am meisten empörende Gebrauch, herrschte bey den Anhängern des Zoroaster, und hat sich noch in Thibet erhalten. Aus einem mißverstandenen Begriff, um nicht das Feuer und die Erde, als heilige und reine Elemente, durch die Berührung des Todten zu verunreinigen, werden die Leichen in eignen dazu bestimmten, von hohen Mauern eingeschlossenen Behältern ausgeworfen, den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube überlassen. Die in unserer Religion herrschende Begräbnißart, dürfte gewiß, wenn nur immer mit hinreichender Sorgfalt und Schonung verfahren würde, der Natur am angemessensten seyn. Der Erde wird wiedergegeben, was von ihr genommen war, und ihrem mütterlichen Schooß wird der irdische Leichnam, als eine Aussaat für die Zukunft an-

vertraut. Daß der Körper selbst da ruht, macht das Andenken seiner Ruhestätte dem Gefühle werther und bedeutender, als wenn sich das Andenken an eine leere Stelle heften soll, oder der Körper schon wieder in den allgemeinen Stoff der Elemente aufgelöst worden. Das sonderbare Einbalsamiren der aegyptischen Mumien, welches nur auf eine rohere Weise, auch bey den Aethiopiern, und wahrscheinlich im ganzen innern Afrika Statt fand, ist mit der Überzeugung und indischen Ansicht von der Seelenwanderung nach meinem Bedünken nicht völlig vereinbar. Es scheint vielmehr dieser Gebrauch ein dunkles Gefühl vorauszusetzen, daß auch diese scheinbar todte Materie für den Menschen noch sehr wichtig sey, nach einem vielleicht nur mißverstandenen, und zu körperlich genommenen Begriff, daß das geheimnißvolle magnetische Band zwischen der befreyten Seele und dieser Mumie des irdischen Leichnams nicht ganz aufgehoben sey, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden solle, daß auch dieser materielle Leib an der Unsterblichkeit seinen Theil haben, und einst von neuem belebt und wieder erweckt werden solle. Es ist als ob eine Ahndung darin läge, von der Auferstehung des Leibes, wie sie das Christenthum lehrt; obwohl in falscher und allzu materieller Anwendung, und daß darum die Aegypter den Leichnam wie eine Reliquie so kostbar bewahrten und heilig hielten; vielleicht nicht immer ohne Beziehung auch auf nekromantische Gebräuche und Absichten; wie denn im ganzen innern Afrika ein magischer Geister- und Todtendienst von den urältesten Zeiten an herrschend gewesen. Andere haben denselben aegyptischen Gebrauch unwahrscheinlicher Weise auf

eine ganz materielle Denkart gedeutet: als suchen diejenigen den Leichnam um so ängstlicher vor der Verwesung zu verwahren, welche keine Unsterblichkeit der Seele glauben.

Mir scheint jene Erklärungsweise natürlicher. In den vielen geheimen Gesellschaften, die in Aegypten verbreitet waren, herrschten manche, von dem gemeinen Volksaberglauben, der nirgends abergläubischer war als in Aegypten, ganz abweichende Vorstellungen und Ansichten; bisweilen vielleicht ein helles Licht, unter der dichtesten Finsterniß; gewiß aber vielerley, und mannichfach verschiedene Ansichten. So konnte also auch Pythagoras eine Lehre in Aegypten kennen lernen, die eigentlich da nicht die herrschende und allgemeine, sondern ursprünglich indisch war.

Die indische Lehre von der Seelenwanderung aber beruhte auf der Vorstellung, daß alle Wesen von Gott entsprungen und ausgeflossen seyen, hier in dieser Welt sich aber in einem durch die Sünde und den Abfall herabgesunkenen und unglücklichen Zustande der Unvollkommenheit und tiefer Verschuldung befänden, aus welchem Zustande die Wesen überhaupt und die Menschen insbesondere durch mancherley Kreise von Verwandlungen der Gestalt, und Wanderungen der Seele entweder durch eigne Schuld immer tiefer herabsänken, oder aber durch innere Reinigung ihres ganzen Wesens sich der Vollkommenheit wieder nähern und zu ihrem göttlichen Ursprung wieder zurückkehren könnten.

Dieses stimmt allerdings in der Hauptsache einigermaßen mit der Platonischen Philosophie überein, deren

Verwandtschaft mit der orientalischen Denkart, so wie der Einfluß der letztern auf die Geistesbildung von Europa, der Punkt war, von welchem wir bey der gegenwärtigen Betrachtung ausgegangen sind. Ehe wir aber die Resultate dieser Untersuchung auf den Gang der Geistescultur in Europa zurückführen, betrachten wir Indien noch näher; in der doppelten Beziehung: so wie es die Griechen unter Alexander fanden, und so wie wir selbst es in der neuesten Zeit, unter der Herrschaft der Engländer, näher haben kennen lernen.

Das äußerste Land gegen Osten, wovon die Griechen eine etwas bestimmtere, wenn gleich noch mangelhafte Kunde hatten, ist Indien. Als Eroberer haben sie es mehr als einmahl betreten, dort sogar auf eine kurze Zeit in einem Theile des Landes eine Herrschaft gegründet. Die Küsten des Landes und was ihnen sonst zugänglich war, haben sie durch eigne Entdeckungsreisen untersucht und beobachtet. Fortdauernd blieb die Handelsverbindung mit Alexandrien und dem griechisch gewordenen Aegypten, und auch an einem geistigen Verkehr und Einfluß, der vielleicht gegenseitig war, ist nicht zu zweifeln. Mit dem noch fernern Osten aber, mit China haben die Griechen, und hat das ältere Europa und Abendland überhaupt keinen unmittelbaren Verkehr, auch nur sehr unbestimmte Kunde von daher gehabt.

Wie die in Indien durchaus eigenthümliche, und daselbst ganz einheimische Lehre von der Seelenwanderung, über Aegypten, durch Pythagoras an die Griechen gekommen sey, denen sie ursprünglich durchaus fremd war, darüber habe ich so eben erwähnt, was ich für das wahrschein-

lichste halte. Der indische Handel ist so alt, als nur überhaupt die ältesten historischen Nachrichten von schon gebildeten Völkern hinaufreichen. Alexander und nach ihm die Ptolomäer, besonders Philadelphus, haben diesem Handel jene große Straße gebahnt, welcher Aegypten seinen Flor und Reichthum unter diesen Beherrschern verdankte. Auch unter den Römern behielt der indische Handel diesen Weg, der wohl eigentlich der nächste und natürlichste ist, und der unter manchen Abwechslungen fortgedauert hat, bis durch die Umseglung von Afrika ein anderer Weg entdeckt ward. Würde aber wohl Alexander und die Ptolomäer diesen großen Plan gefaßt und ausgeführt haben, wenn nicht einiger Verkehr auf eben diesem Wege schon früher Statt gefunden hätte; wenn nicht einige Erfahrungen derselben Art, die Möglichkeit der Ausführung dargethan hätten? An einem solchen ältern Zusammenhange beyder Länder ist wohl um so weniger zu zweifeln, da selbst die Kastenverfassung der Aegypter mit der indischen Lebenseinrichtung am meisten übereinstimmt, und die indische Mythologie sich an keine andere so nahe anschließt als an die aegyptische. Diese Verwandtschaft zwischen beyden Ländern und ihrer Götterlehre, hat in unsern Tagen, eine so zu sagen ganz sinnliche Bestätigung erhalten. Als in den Ereignissen des letzten Krieges ein indisches Kriegsheer, unter englischer Anführung, in Aegypten landete, erregten jene alten Denkmahle, deren Riesengröße der Europäer schon so oft mit dem Erstaunen der unbefriedigten Wißbegierde bewunderte, auf die Indier einen nicht minder starken Eindruck, der aber eine ganz andere Ursache hatte. Sie fielen aber

thend auf ihr Antlitz nieder, weil sie die Götter ihrer Heimath vor sich zu sehen glaubten.

Das Volk der Indier, mit seinen einer fernen Vorwelt angehörigen Sitten und Begriffen, den veralteten Gebräuchen, an denen sie so hartnäckig hängen, und in seiner ganzen, allen andern Völkern so fremden Lebenseinrichtung, kann selbst als ein lebendiges Denkmahl, eine aus der Urwelt noch übrig gebliebene Ruine, von dem Zustande der Menschheit im grauen Alterthum, betrachtet werden; und nicht ohne Mitgefühl kann man sie so im Zustande ihrer gegenwärtigen Versunkenheit betrachten.

Als Alexander auf demselben Wege, wie schon andere Eroberer vor ihm, und so viele nach ihm, von Persien her, in den Norden von Indien eindrang, da machte der merkwürdige Anblick eines solchen Volkes, keinen geringen Eindruck auf den Geist der Griechen, und setzte sie nicht minder in Erstaunen, als die neuern Europäer, als sie das langgesuchte Land endlich wieder gefunden hatten. Freylich trafen sie auch hier vieles ganz Fremde, wie in Aegypten; aber sie wurden doch nicht durch eine, der ihrigen durchaus entgegenstehende Religion abgestoßen, wie bey Hebräern und Persern. Sie fanden sich auch hier, wie in Aegypten, immer noch auf dem ihnen bekannten Gebiethe eines dichterischen Polytheismus, der wenigstens in den allerallgemeinsten Grundzügen noch derselbe war, wie der ihrige. Selbst die einzelnen hier verehrten Götter erkannten sie, obwohl unter etwas veränderter Farbe und Gestalt wieder, oder glaubten sie wieder zu erkennen; welche Übereinstimmung und Verschiedenheit sie unter den

Benennungen eines indischen Herkules, und eines indischen Bakchus so treffend bezeichneten. Überhaupt ergriffen sie diese neue Erscheinung mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit, und auch mit dem ihnen eignen Scharfsinn einer hellen und treffenden Beobachtung. Wie sehr auch damahls schon bey den Griechen die Neigung herrschend werden mochte, alles, was sie auf Alexanders Zügen und in der neuen, für sie mit einemmahl erweiterten Welt, wirklich Wunderbares fanden, sahen und beobachteten, noch durch hinzugefügte Übertreibung und Erdichtung zu vermehren; vieles, was in diesen Geschichtschreibern aus Alexanders Zeit für unglaublich gehalten worden ist, weil es fremd war, und zu wunderbar schien, hat sich in der neuern Zeit durch eigne Beobachtung als wahr bestätigt: so wie sich auch vieles, von des Ktesias früheren Nachrichten, durch neuere Reisende bestätigt hat, was die Griechen seiner Zeit selbst, die damahls noch mit dem entferntern Osten ganz unbekannt waren, ohne Unterschied für fabelhaft gehalten hatten. Manche leicht zu erklärende Mißgriffe und scheinbare Widersprüche im Einzelnen abgerechnet, stimmt die Darstellung, welche die Griechen in der Hauptsache von Indien entwarfen, mit dem jetzigen Zustande von Indien und mit den besten von den alten Quellen, die uns zugänglich geworden sind, ganz überein; so ganz, daß beydes sich gegenseitig zur Bestätigung dienen kann. Jene indischen Einsiedler, deren Seltsamkeit uns Missionäre und Engländer, noch heut zu Tage als Augenzeugen, mit authentisch treuer Beobachtung berichten, von deren Verehrung und eigenthümlicher Lebensweise alle indischen Bücher und Gedichte angefüllt sind, fanden auch die Grie-

chen schon dort, nicht wenig erstaunend über diese Gymnosophisten, wie sie dieselben mit einem eigentlich dazu gebildeten Worte nannten. Zwey philosophische oder religiöse Partheyen fanden die Griechen in Indien herrschend: die der Brachmanen und der Samanäer, und noch unterscheiden sich leicht und deutlich in den Quellen und Werken des indischen Alterthums zwey Systeme indischer Denkart; nur mit dem Unterschiede, daß die eine dieser Denkarten, die jüngere und neuere, in Indien selbst, ungeachtet sie sich dort an die alte Lehre, so gut als es ging, anschloß, weil sie eigentlich ganz gegen die alte Kasteneintheilung, und gegen die ausschließende Herrschaft der Brahminen gerichtet war, nie zu allgemeiner Ausbreitung gelangt, und bis auf einige noch vorhandene Überreste mehr und mehr verdrängt worden ist. Dagegen hat sie in Thibet, China und im ganzen mittlern und nördlichen Asien sich desto weiter ausgebreitet. Selbst das Wort Samanäer, mit welcher Benennung die Griechen die eine jener beyden Secten, welche sie in Indien vorfanden, bezeichnen, ist rein indisch, und bezeichnet die innere Gleichheit und Gleichmüthigkeit, welche in der betrachtenden Lebensweise der indischen Einsiedler als die erste Bedingung der Vollkommenheit betrachtet wird. Der unter den tatarischen Völkern und in ganz Mittel- und Nord-Asien weit verbreitete Nahme der Schamanen, womit in jenen Gegenden ihre Priester und Zauberer bezeichnet werden, ist wohl ohne Zweifel aus derselben Quelle abzuleiten und ursprünglich eins mit dem erwähnten indischen Worte.

Die ältere Lehre in Indien ist die, welche den Brahma verehrt, und seinen Verkünder und Geist, schaf-

fenden Gedanken und Gesetzgeber, den Menu. Die fabelhafte Chronologie der Brahminen, greift auch in ihre Litteratur ein, deren älteste Werke sie durchaus mythischen Personen zuschreiben, und ihnen ein ganz erdichtetes Alterthum geben. Nachdem einige von den europäischen Gelehrten in der ersten Bewunderung dieses fabelhafte Alterthum ganz blindlings angenommen hatten, so ist nicht zu verwundern, daß andere nun zu dem entgegengesetzten Extrem übergehen und in das Alter aller indischen Werke ein unbedingtes Mißtrauen setzen. Dieses gewiß in solcher Allgemeinheit, wie von einigen geschieht, mit Unrecht. Zwar die Veda's selbst, auf welche zuerst die Wißbegier, als auf die urälteste heilige Urkunde, am meisten gerichtet war, dürften der Erwartung, nach ihrem größtentheils liturgischen Inhalt, vielleicht am wenigsten entsprechen; die Upanishats dagegen, oder die den Vedas angehängten Commentare und weiteren Entfaltungen, sind zwar von reicherem dogmatischen Gehalt, aber schon ganz nach den Ansichten der Vedantalehre abgefaßt, und werden eben dadurch der verhältnißmäßig spätern Epoche des Vyasa zugewiesen. Das von William Jones übersetzte Gesetzbuch Menu's ist vor allen bisher durch treue Übersetzung genau bekannt gewordenen indischen Werken, eines der ältesten und sichersten in Hinsicht auf die Aechtheit und hier weniger merkbare Überarbeitung und Verfälschung. Ein Gesetzbuch ist es, aber nach der Art des Alterthums, das ganze Leben umfassend, also zugleich ein vollständiges Sittenbuch und Sittengemählde, eine dichterische Lehre von Gott und den Geistern, von der Entstehung der Welt und des Menschen. Wie bey den Griechen in

der älteſten Zeit, ehe noch die Proſa entſtanden war, bloß geſchichtliche Erzählungen oder lehrende Sprüche, Geſetze, und was ſonſt aufbewahrt werden ſollte, oft mit geringem, oder ohne allen dichteriſchen Schmuck, in Verſen abgefaßt wurden, ſo iſt auch dieſes indiſche Geſetzbuch in dem älteſten, dort üblichen, ſehr einfachen Versmaß und Diſtichen abgefaßt. Manche Sprüche ſind ſinnreich, andere Stellen dichteriſch ſchön und erhaben. Hier wird nun jene ſonderbare uralte und eigenthümlich indiſche Lebenseinrichtung angeordnet und dargeſtellt, von der man wohl ſagen kann, daß ſie ganz auf den Begriff der Seelenwanderung beruht. Bey keinem andern alten Volke hat vielleicht jemahls die Überzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, die Gewißheit eines andern Lebens, die ganze Denkart ſo beherrſcht, alle Gefühle durchdrungen, und alle Urtheile und Handlungen beſtimmt, wie bey den Indiern. Während in dem dichteriſchen Volksglauben der Griechen, die Schattenwelt nur den dunkeln und fernen Hintergrund einer, im heiterſten Lebensgenuß ganz ſinnlichen Gegenwart bildet, wird die Gewißheit eines andern Lebens bey den Indiern faſt zur Wirklichkeit und Gegenwart, wovon das jetzige irdiſche Leben wie verdrängt wird; in dem wenigſtens alles auf ein anderes Daſeyn bezogen, und erſt dadurch wichtig und bedeutend erſcheint. Was irgend Gutes im Leben geſchehen kann, iſt, nach indiſcher Lehr- und Denkart, nur Vorbereitung auf ein künftiges; was Unglückliches erlitten wird, Strafe und Folge deſſen, was in einem frühern Leben vielleicht verſchuldet ward. Auch die nächſten Bande der Natur und der Liebe, erhalten dadurch eine neue Weihe. Vater und

Sohn sind nach derselben Ansicht in ihrem innersten Wesen so zusammenhängend, daß selbst der Tod diesen Zusammenhang und die Verknüpfung der Schicksale zwischen beyden nicht unterbricht, indem nur der Sohn die noch jenseits büßende Seele des Vaters zu erlösen vermag. Die Ehe wird auch deßwegen für um so heiliger gehalten, weil sie für länger als für Ein Leben gilt. Dieser Geist athmet in allen Hervorbringungen, Werken und Dichtungen der Indier, und ist das wahrhaft Eigenthümliche ihrer Sinnesart. Aus den darstellenden Gedichten der Indier, muß man den Einfluß beurtheilen und nachempfinden lernen, welchen diese Denkart auf das Leben und auf alle Verhältnisse und Gefühle desselben hat, welche Art von Poesie, von Schönheits- und Liebesgefühl, diese uns so fremden Begriffe bey den Indiern umgeben und mit ihnen vereinbar seyn kann. Was uns in dieser Poesie leicht anspricht, ist das zarte Gefühl für die Einsamkeit, und die allbeseelte Welt der Pflanzen, welche im dramatischen Gedicht von der Sakuntala sich so anziehend kund gibt; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der kindlichen Natur, welche in der ältern epischen Darstellung derselben indischen Sage*) faßt noch mehr hervortreten. Rührend und bewundernswerth erscheint uns auch jene Tiefe des sittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewissen „den alten Einsiedler oder Seher im Herzen" nennt, dem nichts verborgen bleibt; jene Denkart, nach welcher eine ungerechte

*) Übersetzt in meiner Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier. S 308 — 324.

Handlung und Sünde so wenig verborgen bleiben kann, daß nicht nur alle Götter und der innere Mensch sie wissen, sondern selbst die Natur, die wir leblos nennen, „die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, der Himmel, die Erde und Fluth, und die Tiefe," solche Unthat, wie eine allgemeine Zerstörung der Natur und Erschütterung des Weltalls mitempfinden, und darob erschaudern. Fremder für unser Gefühl, obwohl auch mit zarten, gefühlvollen Zügen durchwebt, sind jene Schilderungen von der furchtbaren Abtödtung indischer Büßer, oder von der in den indischen Darstellungen häufig erwähnten Todesweise der verwitweten Frauen. Es sey vergönnt, hier noch einige Worte über diese besondere indische Sitte anzufügen, welche, wenn sie ganz freywillig, doch ein Selbstmord, wenn sie durch den halben Zwang der Überredung herbeygeführt, als ein Menschenopfer zu betrachten, und dann doppelt grausam ist, wenn sie zärtliche Mütter von ihren Kindern trennt. Die Europäer haben, wo sie herrschten, diesen Todesopfern ein Ziel gesetzt; wenigstens ist das früherhin geschehen. In den neuesten Zeiten sind sie selbst in der Nähe von Calcutta häufiger als sonst wiederhohlt worden. Die Herrschaft der Engländer in Indien beruht allein darauf, daß sie die Indier ganz nach ihren Gebräuchen, Sitten, und einheimischen Gesetzen beherrschen. Dadurch sind sie, was auch Einzelne für Bedrückungen sich erlaubt haben mögen, im Ganzen die Wohlthäter der Indier geworden, indem sie dieselben von den Verfolgungen der unduldsamen Mahomedaner befreyten. Je ausgebreiteter die Herrschaft der Engländer in Indien, je mehr

ſcheint dieſe Schonung der indiſchen Gebräuche der dortigen Regierung nothwendig geworden zu ſeyn, beſonders ſeitdem eine geringe Verletzung der indiſchen Sitten bey dem Kriegsheere, in den letztern Jahren einen furchtbaren Aufſtand unter demſelben erregt hat. So läßt es ſich denn begreifen, wie die Schonung der alten Landesgewohnheiten bis zu der tadelnswerthen Duldung jener Verbrennungen und Todtenopfer ausgedehnt werden kann. Es werden dieſelben jetzt vielleicht um ſo häufiger, je mehr die Eingebohrnen, die ſo hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen, und mißtrauiſch auf deren Erhaltung wachen, fühlen, was ſie in der Stärke, die ihnen die Anzahl gibt, ſich erlauben dürfen; und bereitwillig mögen die Brahminen jede Gelegenheit ergreifen, den Fanatismus des Volks durch ſolche Schauſpiele zu nähren. Man hat in dieſem Gebrauch die Wirkung der Eiferſucht, und einen Plan zur Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts geſehen; doch dieß ſtimmt gar nicht mit jenem hohen Begriff überein, von der den Frauen ſchuldigen Ehrerbiethung, wovon die alten indiſchen Geſetzbücher und Gedichte ſo voll ſind. Auch herrſcht der Geiſt einer ſolchen Unterdrückung und Geringſchatzung des weiblichen Geſchlechts durchaus nicht in der indiſchen Denkart; in neuern Zeiten mag das Beyſpiel der Mahomedaner ihre Sitten in dieſem Punkte verſchlimmert haben. Schicklicher haben andere ſich bey jener Verbrennung, an die auch bey wildern, beſonders bey kriegeriſchen Völkern üblichen Todtenopfer erinnert, wo man einem berühmten Helden oder Herrſcher, Waffen und Roß, und auch ſonſt noch allerley Geräthe zum Gebrauch im andern Leben, ſo auch Sklaven, um ihn zu bedienen, mitgab;

wo in der Wuth des Schmerzens, der Freund oder die Geliebte des Helden, oft ihm nach in die Flammen, oder in den Grabesschlund stürzte, als sollte mit dem großen Verstorbenen alles, was ihm lieb und theuer war, mit in seinen Untergang hinein gerissen werden. Auch in Indien fand diese scheinbar freywillige, oft aber durch Überredung und Betäubung erkünstelte Opferung der Frauen ursprünglich nur in der Kriegerkaste Statt. Allgemein konnte sie nie seyn, sie war in den ältern Zeiten vermuthlich sehr selten, obwohl sie als Heroismus bewundert, oder empfohlen ward. Die vollkommene Gewißheit von einer unmittelbar Statt findenden, persönlichen Wiedervereinigung in einem andern Leben, hat viel mitwirken können, eine Handlung möglich zu machen, die besonders von Müttern schwer zu begreifen ist. Um so mehr da die indischen Frauen nach dem Zeugniß mehrerer Sittenschilderungen dieses Volkes, in der zärtlichsten Liebe zu ihren Kindern, die den Müttern bey einem jeden Volke so natürlich ist, wo möglich sich noch besonders auszeichnen sollen.

Seitdem die Herrschaft der Engländer uns den Zugang zum neuen und alten Indien wieder eröffnet hat, war es zunächst auch die altindische Sprache selbst, welche die Aufmerksamkeit und Bewunderung von Europa am meisten erregte. Wohl mit Recht wird sie Samskrit, d. h. die vollkommene oder die vollendete genannt. In ihrer Structur und Grammatik der griechischen durchaus ähnlich gebildet, nur ungleich regelmäßiger, und eben dadurch auch einfacher, obwohl nicht minder reich; verbindet und vereinigt sie die kunstreiche Fülle der Entwicklung und sinnvollen Bildung, welche die griechische Sprache auszeichnet, mit der einfachen Kürze

und ſtrengen Beſtimmtheit der römiſchen, während ſie der perſiſchen und germaniſchen Sprache in den Wurzeln nah verwandt, auch denſelben Schwung der Begeiſterung und vollſtrömenden Naturkraft in ihrem Ausdruck darſtellt, den wir noch im Perſiſchen finden, und welchen auch die germaniſche Sprache ehedem beſeſſen hat. Es iſt die altindiſche Sprache im vollſten und vollendetſten Sinne des Wortes eine Prieſterſprache zu nennen, wie auch die hebräiſche, der ſie ſonſt weniger ähnlich und nur auf entfernte Weiſe verwandt iſt, eine ſolche wo nicht urſprünglich geweſen, doch ſeit Moſes geworden iſt. Denn wie die vorzüglichſten Nationen des Alterthums den Charakter eines der urſprünglichen Stände und alten Kaſten der erſten geſellſchaftlichen Einrichtung, als Prieſter- Helden- oder Handelsvölker vorherrſchend an ſich tragen; ſo iſt es auch mit den Sprachen der Fall. Unter den Sprachen des gleichen Stammes und derſelben Familienverwandtſchaft, ſteht das Altlateiniſche in dieſem prieſterlichen Charakter dem Samſkrit am nächſten. Den Übergang aus dieſer erſten Claſſe zu den poetiſchen Heldenſprachen bildet das Griechiſche; faſt ausſchließlich herrſchend iſt daſſelbe Element in den perſiſchen und germaniſchen Sprachen, während die ſlaviſchen, inſofern ſie derſelben großen Familie wirklich angehören, vielleicht mehr von der Maſſe der dienenden Kaſte ausgegangen ſeyn mögen, und bey gleichem Urſprunge und demſelben kunſtreichen grammatiſchen Bau, dieſen nur dem vertraulich geſprächigen Bedürfniß dienenden Charakter an ſich zu tragen ſcheinen.

Von der indiſchen Poeſie, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, iſt beſonders die Sakuntala, von William Jones

mit buchstäblicher Treue übersetzt, dasjenige Werk, welches von der indischen Dichtkunst den besten Begriff giebt, und ein sprechendes Beyspiel ist, von der dem indischen Geiste in seinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es ist hier nicht die hohe Kunstanordnung der Griechen, nicht der ernste strenge Styl, wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beseelt alles, der Hauch der Anmuth und kunstloser Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewisse Bilderfülle und reichen Blumenschmuck herbeyführt, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld. Die Darstellung ist klar und ungekünstelt, und die Sprache voll edler Einfalt. Die Freunde der Poesie mögen aus diesem Werke am leichtesten, selbst in der deutschen Prosaübersetzung und alles metrischen Schmucks entkleidet, vom Geiste der indischen Dichtkunst sich einen Begriff bilden. Ob Kalidas ein Zeitgenosse des Virgil gewesen, wie Jones annahm, oder vielmehr des Firdusi, wie es der Fall seyn würde, wenn der Vikramaditya, der ihn beschützt hat, der spätere gewesen, kann für die Kritik sehr wichtig seyn, zu untersuchen und ins Reine zu bringen; für den Werth dieser Poesie selbst ist es minder entscheidend. Der reiche Schmuck in der Dichtersprache des Kalidas unterscheidet sich wohl sehr merklich von der Hoheit und Einfalt der alten Heldengedichte; auch die Sprache selbst ist sehr verschieden. Im innern Geiste der Dichtung ist aber immer noch viel Gleichförmiges, und der Unterschied wenigstens nicht so groß als wir ihn in den verschiedenen Zeitaltern und Bil-

dungsstufen oder Gattungen der griechischen Dichtkunst wahrnehmen.

Ganz dem Geiste einer solchen Poesie angemessen ist, was die indische Mythologie von der Erfindung der Dichtkunst und des indischen Versmaßes erzählt. Der weise Valmiki, welchem das andere große Heldengedicht, der Ramayan zugeschrieben wird, sah, wie die Dichtung lautet, von zwey zarten Thierchen und sich liebenden Vögeln, die in einer schönen Wildniß glücklich beysammen nisteten, das Männchen plötzlich durch einen frevelhaften Überfall von rauher Hand gefühllos ermorden. Bey dem Schmerz über diesen Anblick, und von Mitleiden über die Klagen der Verlassenen ergriffen, brach er in Worte aus, die rhythmisch waren, und so ward die Elegie und das indische Distichon, oder die Schloka, als das eigenthümliche Gesetz ihres Versmaßes erfunden. Von dem Spruch, als der gemeinsamen Urform aller durch Metrum oder Schrift zur Dauer gelangte Rede, in welcher sich die älteste Philosophie und die erste Poesie noch begegnen und wie in derselben Wiege geheiligter Offenbarung beysammen liegen, ist schon oben gehandelt worden. Die indische Spruchform ist metrisch, wie das griechische Distichon, unterscheidet sich aber von der rhythmischen Lebendigkeit des Letzteren durch ein streng harmonisches Gleichmaß und fast symmetrische Gedankenfügung; und schon durch diese ihre innere Structur hat die Schloka neben dem Charakter der Einfalt und Würde zugleich einen eigenthümlichen Ausdruck von hoher Ruhe, welcher diesen Sagen und Gedanken, Dichtungen und Sinnbildern einer untergegangenen gigantischen Urwelt besonders angemessen ist. Für

das richtige Verständniß jener Fabel von der Erfindung der Poesie oder der Verse aber, müssen wir noch erinnern, daß für die indische Weltansicht auch in jenen zarten Thierkörpern nur leidende Menschenseelen gefangen liegen, und daß das gleiche liebevolle Mitgefühl, nicht bloß auf die eigne Gattung sich beschränkt, sondern die ganze belebte Schöpfung in ihren mannichfachen Gestalten, wie eine gemeinsame Weltseele, durchdringt. Ein sanftes Zartgefühl, etwas Elegisches und innig Liebevolles athmen die indischen Gedichte insgesammt. Zum Grunde liegen der Dichtung und Sage überall die titanischen Gestalten, welche uns auch die Riesenwerke der indischen Felsenskulptur darstellen; es ist aber alles eingesenkt in Ein Gefühl von harmonischer Milde und übergossen mit dem sanften Anhauch elegischer Weichheit. In dieser Weise hat auch wohl Valmiki besungen, wie der Lieblings-Held Indiens, Rama, verbannt in den Wäldern umherirrte, wie ihm seine geliebte Sita entrissen ward, wie er sie lange vergeblich suchte, und endlich wieder fand. Aber auch an heroischen und erhabenen Zügen und Darstellungen ist die indische Dichtkunst reich, und auch die glänzende und freudige Seite des Lebens wird hervorgehoben in jenem allumfassenden Heldengedichte, welches in dem einleitenden Hymnus, einem gewaltigen Strome verglichen wird,

Valmiki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in Rama's Meer
Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen und Blumen reich.

Ganz freudigen Inhalts, und die feurigste Begeisterung der Liebe athmend, ist besonders auch das Hirtengedicht Gita Govinda. Es besingt den Krischna, wie er gleich dem Apollo der Griechen, als Hirt auf Erden wandelte, von neun Hir-

tenmädchen umgeben. Es ist aber nicht so wohl eine idyllische Darstellung, als eine Reihe dithyrambischer Liebesgesänge, deren höchst lyrische Form, Jones nicht in seine Sprache übertragen konnte. Auch der Inhalt war zu kühn für eine wörtlich treue Übersetzung; er hat nur einen Auszug, ein schwaches Nachbild geben wollen. Selbst dieses kann dem Freunde der Poesie noch einen Begriff geben von der Schönheit des Originals. Wörtlich treu übersetzt dagegen ist das bekannte indische Fabelbuch, Hitopadesa, welches für so viele andere Fabelbücher die erste Quelle gewesen ist. Es zeichnet sich aus durch eine schmucklose Einfalt und Klarheit der Erzählung; eine Menge schöner Stellen aus den ältern Gedichten, sinnreiche Verse und Sprüche sind darin eingestreut und verflochten. Die Erzählung dient eigentlich nur, diesen Blumenkranz von auserlesenen dichterischen Sinn- und Sittensprüchen aneinander zu reihen; bestimmt, um mit dem Gedächtniß, auch das Nachdenken der Jugend zu üben und zu wecken. Es findet sich freylich auch hier vieles, was unsern Begriffen ganz widerstreitet.

Ganz treu sind überhaupt nur die Übersetzungen von Wilkins, Jones, und denen, die ihrem Wege folgten, wie Colebrooke*). Einige in französischer Sprache erschie-

*) Nach einem noch strengeren Maaßstabe tiefer und umfassender deutschen Kritik, und mit der Sprachkunde gleichen Schritt haltenden Sprachkunst, sind die Arbeiten von A. W. Schlegel angelegt, durch welche das Samenkorn, was ich früher in unserm Boden zu pflanzen versucht, bald zum herrlichen Baume emporwachsen, und das Gebiet des indischen Wissens auch unter uns allgemein begründet und mehr und mehr einheimisch werden muß.

nene Werke, ſind nur unzuverläſſige Auszüge, oder wenn ſie uns auch den Hauptinhalt von wirklich altindiſchen Werken liefern, ſo ſind ſie doch nicht aus der Urſprache unmittelbar übertragen, ſondern erſt aus der in irgend einem Landesdialekt abgefaßten Umarbeitung gezogen, wobey es dann an manchen Auslaſſungen, Verſtümmelungen und Zuſätzen nicht fehlen kann. Dieß iſt der Fall mit dem ſogenannten Bagavadam, bis jetzt dem einzigen von den achtzehn Puranas, der überſetzt worden. Andere Werke, von ſolchen, die der alten Sprache nicht kundig waren, oder gar keine Auswahl treffen, enthalten nur mündliche Mittheilungen der Brahminen, und allerley Auszüge aus älteren oder ſpäteren Schriften durch einander gemiſcht. Dahin gehören unter den Aeltern Roger, manche andere Werke von Reiſenden, unter den neuern, die aus Poliers Nachlaß erſchienene Sammlung. Alle Werke der Mahomedaner über indiſche Gegenſtände, ſind mit großer Vorſicht zu gebrauchen; zwar wo ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Landes hiſtoriſch darſtellen, ſind ſie als Augenzeugen zu achten, wie in dem großen Bericht, den ſich Kaiſer Akbar von Indien entwerfen ließ, Ayeen Akbery. Wo ſie aber in die ältere indiſche Denkart oder Philoſophie eingehen, dieſelbe analyſiren, oder durch Überſetzung mittheilen wollen, da iſt ihnen wenig zu trauen; wegen des ihnen eigenen gänzlichen Mangels an Kritik, wegen ihrer gewaltſamen, fehlerhaften, oft ganz unverſtändlichen Art zu überſetzen; und dann auch beſonders wegen ihrer Unfähigkeit, eine der ihrigen ſo fremde und tiefe Denkart, wie die indiſche, zu fühlen und zu faſſen. Eine der trübſten Quellen für die Kenntniß des indiſchen

Alterthums, ist daher der Oupnekhat; fast ganz unbrauchbar, und um so entbehrlicher, da man viel bessere echte Denkmahle ähnlicher Art besitzt. Man darf nur die echten Übersetzungen Colebrookes aus den Upanischats mit denselben Stellen in jener persischen Verunstaltung vergleichen, um sich zu überzeugen, wie ganz verstandlos jenes Machwerk abgefaßt worden, und wie völlig unbrauchbar es für uns ist.

Bey dem großen Reichthum der indischen Litteratur, und da die Brahminen allen Werken, welche in ihre Mythologie und ihr System eingreifen, ein fabelhaftes Alterthum beylegen, ist eine sorgfältige Unterscheidung und Sichtung um so nothwendiger In mehr r n indischen Werken wird A erander und Sandrocottus, der nach Porus in Indien herrschte, vielfältig erwähnt. Dadurch bestimmt sich ihr Alter von selbst. In andern kommen gar Erwähnungen vor, die sich schon auf die erste mahomedanische Zeit beziehen. Doch darf man auch hier nicht gleich von einer einzelnen Stelle, die ein späterer Zusatz seyn kann, auf das ganze Werk und dessen Echtheit oder Unechtheit schließen.

Durch die schwankende Beschaffenheit einer, durch lange Zeit bloß mündlich sich fortpflanzenden Überlieferung, welche uns in Rükſicht der wahren Gestalt der ältesten griechischen Geisteswerke so unsicher macht, haben die indischen Werke wohl weniger gelitten. Man darf annehmen, daß auch die ältesten gleich geschrieben worden sind. Sonderbar ist es, daß bey den vielen, fast mit einer ganzen in Felsen ausgehauenen Mythologie von alter Skulptur bedeckten Denkmahlen in Indien, man doch nirgends Hieroglyphen findet, während das phönicische

Alphabeth, und alle, die aus ihm abgeleitet sind, überhaupt die des westlichen Asiens und Europa's, die wohl alle aus einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossen seyn mögen, in der Gestalt, und selbst in der Benennung der Buchstaben, ihren Ursprung und ihre Beziehung auf die ihnen früher voran gegangene Bilderschrift und Hieroglyphen, gar nicht verläugnen können. Das indische Alphabet hat keine solche Spuren, ja es dürfte sich aus der innern Beschaffenheit desselben wahrscheinlich machen lassen, daß es keinen solchen Ursprung gehabt haben kann. Dieß ist in vieler Hinsicht merkwürdig, so wie auch daß der Gebrauch der Decimalziffern, nächst der Buchstabenschrift unstreitig der größten Erfindung des menschlichen Geistes, durch einmüthige historische Zeugnisse den Indiern zugeschrieben wird; ein Ruhm, der ihnen bis jetzt noch nicht ist entrissen worden. Sind aber auch die indischen Werke verhältnißmäßig durch mündliche Überlieferung weniger verändert und schwankend gemacht worden, als die griechischen, so dürften sie dagegen desto mehr durch absichtliche Verfälschung und wiederhohlte Umarbeitung gelitten haben. Je mehr dieses bey einigen dieser Werke Statt findet, desto mehr gewinnen diejenigen an Zuverlässigkeit, wo etwas solches nicht bemerkt wird. Die Puranas, eine Art von mythologischen Legenden, sind den meisten Zweifeln unterworfen. Einen hohen Rang dagegen nehmen, so weit sie bekannt sind, die beyden Heldengedichte ein, deren ich früher erwähnte. Unter allen bekannten Werken ist das Gesetzbuch Menus dasjenige, welches die Kennzeichen eines relativ hohen Alterthums, und der ungezweifelten Echtheit an sich trägt. Wer irgend mit Untersuchungen und

Zweifeln dieser Art sich beschäftigt, der wird auch selbst in der Übersetzung noch, am Inhalt und Ausdruck fühlen, daß er hier ein Denkmahl des Alterthums vor sich hat. Jones, der größte Orientalist, den das achtzehnte Jahrhundert, der größte Gelehrte, den England überhaupt hervorgebracht hat, setzt es nach einer sehr gemäßigten Angabe in eine Zeit, wo es etwas jünger als Homer, aber doch älter als die Gesetze der zwölf Tafeln der Römer seyn würde. Als gewiß glaube ich, darf man annehmen, daß dieses Werk und noch einige andere, selbst in der Gestalt, wie wir sie jetzt haben, ohne wesentliche Hauptveränderung, vor Alexander dem Großen anzusetzen sind.

Die nächste Stelle nach diesem, nimmt für die Kenntniß des indischen Geistes jenes Lehrgedicht ein, welches Wilkins unter dem Titel: Bhagavatgita, übersetzt hat. Dieses enthält das neuere System der indischen Denkart, verwandt in seinem Ursprung mit der Lehre jener andern Religionsparthey und Sekte, welche die Griechen in Indien fanden, und zum Unterschied von den Brahmanen, Samanäer nannten. Es ist eine Episode des einen Heldengedichts, des Mahabharat, aber durchaus philosophisch, und seinem Inhalt nach könnte man es ein Handbuch der indischen Mystik nennen. Es steht im größten Ansehen und ist der eigentliche Abriß der jetzt herrschenden Denkart. Auffallend ist, daß die hier über alles erhabenen und gepriesenen Gottheiten dem alten Gesetzbuche Menus zum Theil unbekannt sind, oder doch noch keine so hohe Stelle als in den späteren Büchern einnehmen; dagegen hier bey allen Gelegenheiten nicht undeutlich, und beynahe offenbar gegen die alte Lehre, gegen die Veda's, und überhaupt

gegen den Polytheismus gestritten wird. Es ist die Lehre von der absoluten Einheit, in der alle Unterschiede verschwinden und in deren Abgrund Alles versinkt. Doch in so fern das System sich noch anschließt an die Mythologie, ist es ein dichterischer Pantheismus; nicht ganz unähnlich der Neu-Platonischen Philosophie, welche in einem ähnlichen Gelste auch sich noch anschloß an den schon erloschenden Volksglauben der alten Götter, in der Hoffnung ihn neu beseelen und wieder beleben zu können. Diese in Indien jetzt fast allgemein herrschende Anbetung des Vischnu und Krischna, so wie sie hier aufgefaßt und mitgetheilt wird, ist von der Religion des Buddha und Fo, welche in dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wie man historisch weiß, aus Indien in Thibet und China eingeführt, und durch die Shamanen im mittlern und nördlichen Asien weit verbreitet wurde, am meisten nur dadurch verschieden, daß sie die Kastenabtheilung nicht abzuwerfen wagte.

Überhaupt ist die Erscheinung dieses letzten historischen Buddha, dessen Religion in Indien selbst jetzt bis auf geringe Überbleibsel vertilgt, im Süden, Norden und Osten von Indien aber über so viele Länder verbreitet ist, daß sie vielleicht mehr Anhänger zählt, als das Christenthum oder die Lehre Mahomets, der große, geschichtliche Wendepunkt in der indischen Geistesbildung und Religionsentwicklung, von welchem aus alles aufwärts in das frühere Alterthum hinauf und wieder nach dem gegenwärtigen Zustand hinab bestimmt, erklärt und geordnet werden muß. Wenn man diesen hellen Mittelpunkt als die sichere Grundlage festhält, und demnächst auch die verschiedenen,

andern Systeme der indischen Philosophie, von denen wir bis jetzt eigentlich nur die eine gegenwärtig geltende und in der letzten Epoche herrschend gewordne Vedantalehre näher und einigermaßen vollständig kennen, allesammt aus den Quellen ans Licht gezogen werden; so wird es alsdann möglich seyn, die verschiedenen Epochen der indischen Denkart und den Stufengang ihrer progressiven Geistes-Entwicklung vollständiger als bisher zu erkennen und zu bestimmen; und dadurch wird erst Ordnung und Licht kommen, in den unüberseh[illegible]chen Reichthum der indischen Geisteswerke, der bis jetzt noch wie in chaotischer Verwirrung vor uns liegt. Den fruchtlosen, und ganz falsch aufgefaßten Streit, ob die Religion des Brahma oder des Buddha älter sey, sollte man dabey ganz aufgeben, da er sich ohnehin, sobald wir uns an das Historische halten, gleich von selbst entscheidet. Die früheren, fabelhaften Incarnationen des Buddha setzen wir hier, wie billig, eben sowohl bey Seite, als die zukünftige Erscheinung eines neuen Buddha, der nach dem Verlauf der bestimmten Jahrtausende von einer Brahminenfrau gebohren werden soll. Jener Reformator des alten Brahmadienstes aber, welcher einstimmig Gautama Buddha genannt wird, und welcher die Nyayaphilosophie gestiftet hat, ist als eine unstreitig historische Person zu betrachten und ist derselbe, welchen auch die jetzigen Buddhisten in allen Ländern insgesammt als den göttlichen Stifter ihrer Religion erkennen und verehren. Die Meynungen einiger Alterthumsforscher über einen früheren Buddha oder auch Wodan, und einen im nördlichen Asien und nach Europa hin weit verbreiteten, älteren Buddhadienst, übergehen wir hier; nur mit der

Bemerkung, daß solche willkührliche und eigentlich ganz unstatthafte Benennung in der Untersuchung über den ältesten Naturdienst, leicht sehr verwirrende Folgen auch für das sonst richtig wahrgenommene, herbeyführen dürfte. Für Indien ist es jener Gautama, welcher die große, alles entscheidende Epoche gemacht hat; mehr als irgend Sokrates oder Epikur bey den Griechen bewirkt oder verändert haben; da selbst Zaroasters Einfluß auf das persische Reich sich beschränkend, wie Confucius auf China, nicht so weit umfassend auf andere Länder und Nationen wirkten, als jener indische Gautama Buddha. Was die Zeit betrifft, in welcher dieses geschehen, so stimmen seine Anhänger auf Ceylon, in Siam und im birmanischen Reich darin überein, daß sie ihn etwa 600 Jahre vor Christo ansetzen, indem er 540 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Erde verlassen haben soll. Als Alexander nach Indien gelangte, fanden die Griechen dort die beyden verschiedenen Religionspartheyen des Landes, als schon völlig ausgebildete und fest bestehende Secten, unter dem Nahmen der Brahmanen und Samanäer vor, unter welchen letzteren, wie schon oben bemerkt wurde, die Anhänger des Gautama zu verstehen sind. Es mußte allerdings schon ein nicht unbeträchtlicher Zeitraum verflossen seyn, bis das alles sich so weit entwickelt haben konnte. Auch setzen die Buddhisten in Thibet und China ihren Religionsstifter in ein noch höheres Alterthum, ein Jahrtausend oder neun Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung hinauf. Indessen ist jene andere, nähere Angabe schon vollkommen hinreichend, um den Zustand zu erklären, wie er zu Alexanders Zeit war, und es darf daher dieselbe wohl als

die wahrscheinlichere betrachtet werden. Die Hauptsache aber bleibt für die richtige Kenntniß jener Epoche in der Geschichte des indischen Geistes, so wie überhaupt zu einer kritisch deutlichen und vollständigen klaren Übersicht der ganzen indischen Litteratur, die Charakteristik der eigenthümlichen Philosophie des Gautama und der andern alten indischen Systeme. Grade die merkwürdigsten derselben kennen wir bis jetzt nur sehr unvollkommen, weil das herrschende System alle ältern Philosophieen in den Hintergrund zurück gedrängt hat; doch vermochte es nicht, weder ihr Andenken noch auch die echten Denkmahle derselben ganz zu vertilgen, indem noch Werke genug vorhanden sind, in welchen der Gegensatz und Streit der verschiedenen Systeme sich auf das entschiedenste ausspricht. Auf diesen Punkt sollte die ganze Aufmerksamkeit der indischen Alterthumsforscher in Zukunft vorzüglich gerichtet seyn; denn nur von hieraus kann Licht über das Ganze kommen. Überdem nehmen die Indier unter den sehr wenigen Völkern, bey welchen eigentliche Philosophie und Metaphysik einheimisch, und der Sinn und die Liebe dafür, wie jetzt am meisten bey uns Deutschen und ehedem bey den Griechen, von Natur allgemein verbreitet gewesen, dem Alter nach die erste Stelle ein; und schon deshalb muß ihre Philosophie vor allen andern Werken und Erzeugnißen ihres Geistes am meisten unsre Aufmerksamkeit erregen. Über den wahrscheinlichen Stufengang der verschiedenen Systeme der indischen Philosophie müssen wir uns jedoch für jetzt mit den ersten Grundzügen, und mit einer allgemeinen Idee begnügen, welche nicht sowohl dazu dienen soll, dasjenige in Ordnung zu bringen, was man als schon gefunden be-

trachten dürfte, als nur die Punkte anzudeuten, nach denen man in Zukunft vorzüglich suchen und forschen möchte. Das älteste unter den indischen Systemen, der allgemeinen Angabe nach, ist die Sankhyalehre, welche dem Kapila zugeschrieben wird, den ein scharfsinniger Forscher dem Henoch unserer Genesis gleichstellt; und in welchem wir allerdings wohl die erste Philosophie der Urwelt zu suchen haben. Die zwey Principien, welche in ihr aufgestellt werden, nicht entgegengesetzt, wie in der persischen Lehre Licht und Finsterniß, sondern zur Welterklärung verknüpft und einander untergeordnet, Puruschottama und Prakriti, welche letztere der Maya der andern Systeme entspricht, müssen nicht bloß als Gott und Natur, sondern in metaphysischer Allgemeinheit als Geist und Seele verstanden werden, in deren Vereinigung alles besteht, und aus deren Verbindung alles hervorgeht. Diese Lehre vom Geist und der Seele, als den zwey Principien alles Daseyns, ist, nachdem der Geist nur in der Seele und durch dieselbe erkannt werden kann, der reine Spiritualismus, wie solcher, obschon in großer Einfalt, bey noch regerem Naturſinn und innerm Leben, schon aus der natürlichen psychischen Erkenntniß bey den Weisen der Urwelt ursprünglich von selbst hervorgehen mußte. Leicht begreiflich ist aber, wie jener reine Spiritualismus, welcher unstreitig die erste Philosophie der Urwelt gewesen ist, diese uralte Lehre von der Seele und dem Geist, von ihrer ursprünglichen Einfalt abweichend, in einen dichterischen Polytheismus entarten konnte, der auf einer äußerst unvollkommnen, falsch gedeuteten oder gar nicht mehr verstandenen siderischen Grundlage beruhend, der Ursprung aller heid-

nischen Götterlehre geworden ist, so wie sich dieselbe überall verschieden und lokal, aber doch nach immer noch ähnlichen Grundzügen bey den verschiedenen Nationen entwickelte; in Indien aber mehr als irgendwo sonst die Spuren ihres erhabenen Ursprungs und bewundernswerthe Reste von der unmittelbaren Erkenntniß und Naturtiefe, so wie von der heiligen Überlieferung der Urwelt in so vielem Einzelnen an sich trägt. Wurde dieser dichterische Polytheismus nun später wieder wissenschaftlich aufgefaßt und in einem abstracten Begriff gebracht, so war der entschiedenste Materialismus der natürliche, ja fast nothwendige Erfolg davon; und daß dieses auch bey den Indiern, vielleicht in mehr als einer Epoche, der Fall gewesen, kann uns schon das reichhaltige Verzeichniß der verschiedenen materialistischen Systeme vermuthen lassen. Mehrere, große und berühmte Nationen des Alterthums sind auf diesem Standpunkte eines durchaus materialistischen Heidenthums stehn geblieben und haben sich nie darüber erheben können. Hie und da aber hat die Größe des Übels selbst das Heilmittel hervorgerufen, und die gränzenlose Verwirrung und Verwilderung der heidnischen Lehre das Bedürfniß einer kraftvollen Reform und endlich diese selbst erweckt. Dieses ist nun in Indien, zur selben Zeit, wo auch bey manchen andern Nationen ein ähnlicher, neuer Geist sich regte, etwa im sechsten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung, durch den Epochemachenden Gautama, oder letzten historischen Buddha, und zwar nicht in der Religion allein, sondern zugleich auch in der Philosophie und durch dieselbe geschehn. Die Nyayalehre aber, welche dem Gautama zugeschrieben wird, ist nach allen Spuren und An-

deutungen, die wir haben, zu schließen, ein System des Idealismus gewesen, und zwar in einer Reinheit und Consequenz, zu welcher dieses System überhaupt nur sehr selten, bey den Griechen aber niemals gediehen ist; in welcher Gestalt es sich einem wissenschaftlichen Atheismus nähert, der jedoch von ganz abstracter Art und völlig verschieden von dem ist, was man wohl in praktischer Hinsicht so nennt, da er vielmehr mit der strengsten, äußern Sittenlehre sehr wohl vereinbart werden kann. Damit stimmen auch manche der Angaben über diese Lehre in den chinesischen Büchern vollkommen überein. Vielerley Secten und Irrlehren der Nastiks oder Nihilisten, mögen sich auch in Indien durch diese idealistische Lehre vom absoluten Nichts an die ursprüngliche, reinere und bessere Nyaya angeschlossen haben. Unter den classischen Systemen der indischen Philosophie scheint die Mimansa in jedem Fall, schon durch den Vorzug, welchen sie dem Princip der Bewegung und Thätigkeit vor der absoluten Ruhe giebt, sich näher an die idealistische Nyayaphilosophie anzuschließen. Ganz im Gegensatz mit derselben aber steht das jetzt in Indien allgemein herrschende, und wenn man so sagen darf, orthodox gewordne System der Vedantalehre, obwohl es indirekt, seinem Ursprunge nach, auch aus jener überall Epochemachenden Reform des Gautama hervorgegangen ist. Es enthält dasselbe nämlich, in seiner Anschließung an das Positive der indischen Religion und Überlieferung, nur einen Versuch, durch eine geistige Umdeutung der Veda's, wie dieses auch der Nahme andeuter, das alte System des Brahmadienstes und der damit verknüpften Götterlehre, gegen die Buddhistische Neue-

rung zu retten, wobey jedoch dieſe auf den philoſophiſchen Theil des Ganzen den entſchiedenſten Einfluß ausgeübt hat. Die philoſophiſche Bedeutung der Vedantalehre iſt übrigens ſehr leicht zu faſſen; es iſt der reine Pomtheismus, wie er ſich überhaupt jeder heidniſchen Mythologie am bequemſten unterſchieben läßt, und wie beſonders auch der Idealismus, der nur ſchwer in ſeiner ganzen Strenge feſtgehalten werden kann, ſo leicht dahin überſchlägt, wie die Kenner der philoſophiſchen Geſchichte ſolches auch aus andern Beyſpielen wohl wiſſen. Dieſes ſeit dem Vyaſa in der ganzen indiſchen Litteratur herrſchend gewordne Syſtem des indiſchen Pantheismus nach der Vedantalehre, iſt zur Genüge ſchon im Bhagavatgita, wie in einem kurzen Compendium zuſammengefaßt, enthalten und iſt uns überhaupt faſt bis zum Überfluß bekannt, da alle claſſiſchen Werke der Indier in allen Zweigen der Litteratur mehr oder minder im Geiſt dieſer Lehre gleich urſprünglich gedacht und verfaßt, oder doch nachher dem gemäß überarbeitet worden ſind. Auch der vierte unter den Veda's, Atharvan Ved, iſt wie die myſtiſchen Anhänge und Entfaltungen oder Upaniſhats ganz in den Grundſätzen und Anſichten der Vedantalehre abgefaßt. Desgleichen alle Purana's; wie überhaupt alles, was dem Vyaſa zugeſchrieben wird, welcher Nahme eben die Epoche bezeichnet, in welcher die Vedantalehre allgemein herrſchend geworden iſt. Daß wir auch den Mahabharat nur in einer Vedantaüberarbeitung beſitzen, wurde ſchon oben erinnert; vielleicht iſt ſelbſt mit dem Ramayan der Fall nicht ſehr davon verſchieden. Über die älteren drey Veda's müſſen wir unſer Urtheil noch zurückhalten; Menu's Geſetzbuch in-

dessen scheint frey von dem Einfluß der Vedantalehre und dieß spricht sehr für dessen verhältnißmäßig höheres Alterthum und Echtheit. Es sind auch, allen vorhandenen Angaben nach, die Werke über die andern Systeme der Sankhya und Nyayalehre, gegen welche die Vedanta streitet, keinesweges alle vernichtet; sondern es sind deren noch zur Genüge vorhanden, obwohl bis jetzt noch nicht hinreichend beachtet und uns mitgetheilt worden. Der Streit der verschiedenen Philosophieen selbst unter einander wird uns sehr anschaulich in dem Prabodh Chandrodaya, dem Mondesaufgang der Erkenntniß, einer philosophischen Komödie dargestellt, wobey manche interessante Züge von den älteren Systemen eingewebt sind, obwohl das Werk selbst von einem Vedantaschriftsteller herrührt. Diese älteren Systeme verdienen vor allem eine vorzügliche Aufmerksamkeit, die wir den indischen Alterthumsforschern nicht dringend genug empfehlen können, um durch die nähere Kenntniß derselben zu einer vollständigeren Übersicht von dem Stufengange der indischen Geistesentwicklung und den wichtigsten Epochen ihrer Denkart und Philosophie zu gelangen, wodurch alsdann, was ich hier in der ersten Idee anzudeuten versucht habe, sich näher und zum Theil vielleicht anders bestimmen und aus den Quellen vollständiger gestalten wird.

Betrachten wir jetzt noch die auffallendsten Eigenthümlichkeiten der indischen Religionslehre und Philosophie nach ihrem Einfluß auf das Leben und im Vergleich mit andern, ihnen wirklich oder scheinbar verwandten Ideen unsrer Welt und unsres Glaubens.

Die indischen Einsiedler oder Gymnosophisten, welche

den Griechen so merkwürdig erschienen, gehören wohl beyden indischen Denkarten und Systemen an, sowohl dem der Brahmanen als der Samanäer oder Buddhisten, und gehen aus Begriffen hervor, welche beyden gemeinschaftlich sind. Ihre Abgezogenheit von der Welt, ihre ganz der Beschauung gewidmete Lebensweise, selbst ihre strengen Bußübungen erinnern auffallend an die ältesten christlichen Einsiedler in Aegypten. Nur findet hiebey noch ein großer Unterschied Statt. Daß man sich der Welt und ihren Geschäften in einem gewissen Sinne entziehen muß, um auch nur sich selbst leben zu können, ist ein so natürlicher Gedanke, daß auch die Lebensweise der griechischen Philosophen ganz auf diesen Gedanken gegründet war. Schon mehr als ein Forscher hat die von der bürgerlichen und gewöhnlichen ganz abgesonderte Lebensart, besonders einiger Secten der griechischen Philosophen mit der der christlichen Orden verglichen. Nicht bloß Plato, sondern selbst Aristoteles gibt dem zurückgezogenen, ganz der innern geistigen Thätigkeit, dem Nachdenken und der Beschaulichkeit gewidmeten Leben, den Vorzug vor dem praktisch wirksamen und äußerlich thätigen. Wenn dem Einzelnen aber dadurch auch Spielraum verschafft wurde, seine eigne Geistesbildung künstlerisch zu vollenden, so verlor das Ganze sehr dabey, indem so der öffentlichen Wirksamkeit der beste Lebensgeist ganz entzogen wurde. Auch der Gedanke, daß man sich selbst und seiner Ichheit entsagen müsse, um zu einer höhern Vollkommenheit zu gelangen, kann an und für sich keineswegs getadelt oder verworfen werden; aber jene Abtödtung, wie die indischen Einsiedler und Büßer in selbst auferlegten Martern sie ausübten, stumpft auch den Geist

ab, kann an die Gränze des Wahnsinns führen, oder dient oft selbst nur einer eignen Art des Hochmuths und der Eitelkeit zur Nahrung, denen man doch gerade entfliehen wollte. Nach dem wahren Geiste des Christenthums hingegen, soll die äußere Zurückgezogenheit von bürgerlichen Geschäften stets verbunden seyn mit der höchsten innern Thätigkeit, nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens, und eben dadurch wohlthätig zurückströmen in die Gesellschaft. Die gesammte bürgerliche Thätigkeit und all' ihr Thun und Treiben, ist meistens doch nur auf einige Hauptzwecke gerichtet, und auf eine gewisse Sphäre beschränkt. Es bleibt immer noch ein weiter Spielraum frey für diejenige Thätigkeit, die nur überall, wo man ihrer bedarf, ergänzend einzugreifen strebt. Dahin gehört in Zeiträumen der ersten und noch ganz kriegerischen Entwickelung der Nationen, selbst die Pflege der Wissenschaften und aller Friedenskünste. Wenn der Staat aber so weit entwickelt ist, daß er diese mit in seinen Kreis zieht, weil er ihrer bedarf, so finden sich immer noch Hülfsbedürftige und Leidende aller Art zu unterstützen und zu stärken, oder wenn auch allen diesen geholfen wäre, so bleibt die Sorge übrig, Menschen noch für andere Zwecke, als den bürgerlichen Nutzen zu erziehen, in Zeiten der allgemeinen Auflösung den Geist der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber zu retten. Dieß macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den christlichen Geistlichen, die der Welt entsagt haben, um ganz für den höhern Beruf zu leben, und zwischen der unthätigen Versunkenheit der indischen Einsiedler und Büßer.

Es findet sich außer dem gemeinschaftlichen Hange zu einem einsiedlerischen und von der Welt zurückgezogenen, beschaulichen Leben, auch noch manche andere auffallende Ähnlichkeit der indischen Denkart mit christlichen Begriffen. Am wenigsten würde ich jedoch den indischen Begriff einer dreyfachen Gottheit, den man wohl in dieser Hinsicht angeführt hat, hierher rechnen. Etwas dem ähnliches, irgend eine Dreyfachheit der Grundkraft findet in den Begriffen vieler Völker, wie in den Systemen der meisten Denker Statt. Es ist die allgemeine Form des Daseyns, welche die erste Ursache allen ihren Wirkungen mitgetheilt hat, der Stempel der Gottheit, wenn man so sagen darf, der den Gedanken des Geistes, wie den Gestalten der Natur aufgedrückt ist. Auch ist die indische Lehre von der dreyfachen Grundkraft ganz verschieden von der im Christenthum offenbarten, und wenigstens so wie die Indier sie jetzt verstehen und erklären, ganz widersinnig, indem sie die zerstörende Gottheit mit in ihren Begriff von dem höchsten Wesen aufnehmen. Die zerstörende Gottheit also nebst der erschaffenden und erhaltenden in Eins verknüpfend, nehmen sie die feindliche böse Grundkraft, welche die Perser gegen die Gottheit zu mächtig, und ihr fast gleich darstellten, in ihren Begriff von Gott selbst mit auf. Sie fassen die Lehre, daß Gott Alles in Allem ist, so auf, als ob er, wie sie auch ausdrücklich lehren, der Urheber alles Bösen nicht minder sey, wie der alles Guten.

Die den Indiern allerdings bekannte Idee von der Menschwerdung enthält keine wahrhafte Übereinstimmung, weil sie bey den Indiern ganz mit Fabeln überfüllt ist. Eine tiefere Übereinstimmung zeigt sich von der Seite je-

nes Gefühls, welches im Leben das herrschende, und auch in den dichterischen Darstellungen sichtbar ist, die ich zu charakterisiren versucht habe. In den Gedichten und Werken unserer Alten, der Griechen, hat man oft eine fast zu große und wenn man so sagen darf, künstlerisch gefühllose Ruhe wahrgenommen, und es ist auch solchen, welche die Schönheit dieser Werke wohl zu schätzen wissen, aufgefallen, daß die Alten selbst da, wo man eine Äußerung des tiefern Gefühls, eine Regung der Sittlichkeit, oder selbst des Gewissens erwarten sollte, ihren Gegenstand vor wie nach, bloß als eine Erscheinung des Lebens auffassen, mit einem vollkommnen, ungestörten, künstlerischen Gleichmuth; daß ihnen gewisse Gefühle eigentlich nicht sehr gewöhnlich, ja beynahe fremd sind. Man darf wohl sagen, Reue und Hoffnung sind christliche Gefühle, die höhere Hoffnung nähmlich, die auf das Ewige gerichtet ist. Verwandt damit sind überhaupt alle solche Empfindungen, die sich auf den Abstand des jetzigen Zustandes und einer ursprünglichen Vollkommenheit beziehen. Bey den Indiern ist das Gefühl und Mitgefühl der Schuld das vor allen herrschende. Man erinnere sich, wie nach jener Beschreibung ein Verbrechen, das geschieht, von der ganzen Natur wahrgenommen und mitempfunden wird. Jene einsame Stimme im Herzen, wie das Gewissen dort in jener Rede heißt, ist allerdings der Sinn, und wie ein Gehör für eine andere Welt, die uns sonst verborgen wäre. Aber wenn diese innere Stimme sehr oft im Geräusch des äußern Lebens überhört wird, kann der Sinn dafür bey Andern auch wohl zu heftig gereizt, und so erregt werden, daß ihre Kraft den gewaltsamen Ein-

drücken erliegt. Auf Begriffe und Gefühle dieser Art, bezieht die indische Ansicht nicht nur alle Handlungen und Erscheinungen des Lebens, sondern auch die ganze Natur nimmt diese Gestalt an. In allen Gestalten, die ihn umgeben, sieht der Indier ihm ganz gleichartige, ganz wie er fühlende Wesen, welche, so wie er selbst durch eigne frühere Verschuldung leidend, zwischen wehmüthiger Erinnerung und bangem Vorgefühl, in diesen ängstlichen Banden eingeschlossen, mit ihrer Stimme und Klage zu ihm hindurchdringen möchten. Nur der Balsam der Liebe und dieses allbeseelenden Mitgefühls ist es, was jene harte Vorstellungen lindert und mildert, die sonst die Seele ganz in Schwermuth niederdrücken müßten.

Am größten ist die Ähnlichkeit in den sittlichen Ansichten der Indier mit den christlichen in dem Begriff von der Art, wie ein neues und zweytes Leben in der Seele beginnt, sobald der Sinn für das Göttliche ihr aufgeht und sie jenes frühere Leben verläßt, und gleich dem Phönix, aus der eignen Asche verjüngt, emporsteigt. Dieser Begriff der Wiedergeburth ist bey den Indiern so herrschend, daß die Brahminen sich nicht anders als die zweymahl Gebohrnen nennen und nennen lassen, ganz in demselben geistigen Sinn. Gleichwohl findet auch hier ein großer Unterschied Statt. Das Christenthum hat erbliche Vorzüge in allen irdischen Gütern, wo Natur und Vernunft sie begründeten, niemahls angefochten oder gemißbilligt; nur ganz verirrte Schwärmer haben aus ihm solche Folgerungen politischer Gleichheit herleiten können. Dagegen aber hat das Christenthum immerfort den Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, daß die Menschen vor

Gott alle gleich sind; ein Grundsatz, der eine edle Freyheit der Gesinnung besser als jeder andere begründet. Wird dagegen, was doch nur dem innern Beruf verdankt werden, was nur eine Gabe des Himmels seyn kann, die oft dem Geringsten und scheinbar Niedrigsten zu Theil wird, als ein erbliches Vorrecht einer Kaste zugeeignet, so ist einleuchtend, welch unerträglichen Hochmuth dieses auf der einen Seite, welche Erniedrigung auf der andern zur Folge haben müsse.

Diese ungeachtet aller begleitenden Entstellungen und Irrthümer doch auffallende Ähnlichkeit mancher indischen Ansichten und Begriffe mit den christlichen, darf man nicht für durchaus neu und entlehnt halten, sie ist zum Theil wenigstens historisch erwiesen und wirklich alt. Eine solche, obgleich unvollkommne Anticipation der Wahrheit darf uns nicht befremden. Eben so wenig als man glauben darf, wenn man bey andern asiatischen Nationen etwas ganz den mosaischen Überlieferungen und Geheimnissen, oder den salomonischen Sinnbildern Ähnliches findet, dieselben haben gerade so wie wir ein geschriebenes Exemplar der heiligen Schrift vor Augen gehabt, und nur daraus abgeschrieben. Auch in den abgeleiteten, und nicht mehr ganz lautern Strömen, sind noch Spuren und Überbleibsel in Menge aus der ursprünglich ersten Quelle. Die Keime zu aller Wahrheit und aller Tugend liegen im Menschen, dem Ebenbilde Gottes. Unvollkommne Ahndungen und Regungen gehen oft lange Zeit dem voran, was erst später vollständig zur Wirklichkeit gelangen soll. Fanden ja doch die ersten Vertheidiger des Christenthums in dem Leben des Sokrates, in der Lehre des Plato, vieles ihnen so Ent-

sprechendes und Zusagendes, daß sie selbst nicht umhin konnten, es als geradezu christlich auszuzeichnen. So wie die Erscheinungen der Natur durch den Zusammenhang eines gemeinsamen Lebens überall in einander eingreifen, so wie die Gedanken der Vernunft sich in steter Folge an einander knüpfen, so stehen in einer höhern Region, auch alle Wahrheiten, die sich auf das Göttliche beziehen, in unsichtbarer Berührung. Wem Eines gegeben ist, der kann weiter fühlen, er ahndet wenigstens das Ganze. Nur der erste Lichtfunke der Wahrheit muß von oben gegeben seyn; selbst kann ihn der Mensch nicht hervorbringen und sich machen, so wenig als er, der jetzige Mensch, sich seinen sterblichen Leib selbst erschaffen hat, oder erschaffen konnte. Zwar gibt es Gedanken, ganze Gedankenreihen und Welten, die ihren Anfang in sich selbst nehmen, und die der Mensch allein aus sich hervorbringt; aber diese Gedanken einer leeren Ichheit sind eben nur jene spitzfindigen, grüblerischen Gedanken, die keinen Ausgang haben, und sich ewig in sich selbst verwirren. Wahrheit und Licht ist nicht in ihnen, so wenig als in dem sittlichen Gebieth, das Feuer eines stolzen Hochgefühls und eitler Selbstentzündung, eine reine Flamme zu nennen ist. Wollte man nun aber bemerken, daß jenes Weiterforschen und Ahnden des Ganzen aus Einem, doch sehr schwankend und unsicher sey, so bewährt sich ein solches Schwanken allerdings auch in den Entstellungen, die den fast überall sich findenden Spuren der Wahrheit beygemischt sind. Das große Gemählde von der Entwickelung des menschlichen Geistes, die Geschichte der Wahrheit und der Irrthümer wird immer vollständiger, je mehr Nationen von eigenthümlichem

Geist man kennen lernt; bey den entferntesten Nationen Asiens finden wir oft das vereint beysammen, was in unserer westlichen Welt weit entfernt von einander stand. Während die Perser in Rücksicht des eigentlichen Glaubens und der Religion selbst offenbar den Hebräern näher stehen als allen andern Völkern des Alterthums, hat der dichterische Theil ihrer Lehre eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der nordischen Götterlehre, wie manches in ihren Sitten mit denen der Germanen. Bey den Indiern findet man neben einer Mythologie, die durchaus von gleicher Art ist theils mit der aegyptischen, theils mit der griechischen, bis auf Ähnlichkeiten im Einzelnen, philosophische und moralische Begriffe, die mit den christlichen eine Verwandtschaft haben. Die Mittheilung der Ideen zwischen den Indiern und den andern alten Völkern, welche an der ältesten Überlieferung und ersten Erkenntniß den nächsten Antheil hatten, oder die sonst die gebildetsten waren, ist wohl eine gegenseitige gewesen. Die Perser haben unstreitig vor Alexander das nördliche Indien beherrscht, oder wenigstens von Zeit zu Zeit erobernd besucht. Es können sich persische Begriffe und Lehren um so eher in Indien verbreitet haben, da beyde Völker, obwohl in der Verfassung und Denkart nicht sehr übereinstimmend, doch in Sprache und Abstammung ursprünglich verwandt waren. Auch Alexanders Zug und der Griechen Ankunft und obwohl nicht lange bestehende Herrschaft im Lande, ist wahrscheinlich nicht ohne Folge auch für den Geist geblieben. So wie in der griechischen Bildung des ursprünglich Fremden mehr ist, als man anfangs wahrnimmt oder glauben will, weil sie alles, auch das Fremde, griechisch

machten, und selbstständig sich aneigneten, so mag dasselbe auch wohl von Indien gelten, wo die eine ganz eigenthümlich alles beherrschende Idee, dieselbe Verwandlung und Umgestaltung alles aufgenommenen Fremden herbey führen, und eben das bewirken konnte, was in Griechenland die große Regsamkeit und Mannigfaltigkeit eines freyen Geistes. Hat Indien von Aegypten auch in früherer Zeit nichts zurück empfangen, für alles, was es ihm gab, so ist späterhin von Aegypten aus das Christenthum nach Indien verpflanzt worden, und es kann dieß auch auf einige spätere Schriften der Indier allerdings Einfluß gehabt haben. Die erste Verbreitung des Christenthums auf der Küste von Malabar wird den apostolischen Zeiten zugeschrieben und fällt wenigstens in die erste Zeit der Nestorianer. Auch giebt es historische Zeugnisse am Ende des vierten oder aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, von einer christlichen Mission, die von Aegypten aus nach Indien ging. Auch mit Aethiopien stand Indien damahls in Handelsverbindung. So lange als Armenien, Syrien, Aegypten, Aethiopien, ungestört christlich, und dem byzantinischen Reiche einverleibt, oder doch mit ihm freundschaftlich verbündet waren, muß die Verbindung des Abendlandes durch Constantinopel mit dem entferntern Orient noch leichter gewesen, einigermaßen fortdauernd unterhalten worden seyn. Der letzte aller Schriftsteller, welcher als Augenzeuge von Indien Nachricht giebt, im sechsten Jahrhundert, fand die indischen Meere und Häfen mit persischen Schiffen angefüllt. Auch zu Lande waren die

Perſer kurz vor Mahomet übermächtig, und drängten die Oſt-Römer immer mehr und mehr zurück. Als unter Mahomeds Nachfolgern, Aegypten und Syrien dem byzantiniſchen Reich entriſſen ward, da ward jener Zuſammenhang mit dem fernern Oſten zuerſt ganz unterbrochen, bis er in ſpäterer Zeit durch die Kreuzzüge von neuem wieder angeknüpft ward.

Sechste Vorlesung.

Rückblick auf Europa. Einfluß des Christenthums auf die lateinische Sprache und Litteratur, und Charakteristik des neuen Testaments. Umwandlung durch die nordischen Völker. Gothische Heldenlieder. Odin, Runenschrift und Edda.

Die Epoche, wo die verschiedenen orientalischen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, umfaßt den Zeitraum von Hadrian bis Justinian. Die Herrschaft und der überwiegende Einfluß des orientalischen Geistes zeigt sich auch in den frühern Zeiten des Christenthums. Die schwärmerischen Secten der ersten Jahrhunderte waren größtentheils solche, welche verschiedene orientalische, besonders auch persische Vorstellungsarten und eine Mythologie, die mit dem reinen Christenthum auf keine Art vereinbar war, damit verschmelzen wollten. Unter den Christen selbst, war der größte der ersten christlichen Philosophen, Origenes, der Meinung von der Seelenwanderung, und einigen andern orientalischen Vorstellungsarten zugethan, die dem Christenthum nicht gemäß sind. In der Neu-Platonischen Philosophie, die sich an die alte Religion anschloß, und gegen das Christenthum kämpfte, wurde der aegyptische Geschmack immer herrschender. Es war diese Philosophie eine chaotisch gährende Mischung von Astrologie, Metaphysik und Mythologie. Immer allge-

meiner ward die Neigung zu geheimen magischen Künsten, die wohl oft nicht bloß Verirrungen waren, sondern auch unmenschliche Dinge und Verbrechen veranlaßten. Dieß war die Philosophie und die Denkart, welche Kaiser Julian an die Stelle des Christenthums setzen, und herrschend machen wollte. Je mehr das Christenthum anwuchs, je allgemeiner und allumfassender mußte der Kampf desselben mit der alten Religion werden. Die früheren Verfolgungen der Christen lassen sich aus der natürlichen Antipathie beyder Denkarten erklären. Ein planmäßiger Angriff ist dagegen bey Diocletian nicht zu verkennen, und die bestimmte Absicht, das Christenthum, es koste was es wolle, auszurotten. Die Sache des Christenthums war aber schon zu stark, wie es sich gleich unter Constantin zeigte; der Sieg, welchen der neue Glauben während seiner Herrschaft davon trug, ist eben dieser innern Stärke, die sich selbst unter Diocletian bewährt hatte, zuzuschreiben, und nicht als sein Werk, wie überhaupt nicht als das Werk eines Einzelnen zu betrachten. Indessen hat ihm die dankbare Nachwelt ein Verdienst daraus gemacht, und selbst seine Fehler verschleyert. Noch einmahl unternahm der Genius der alten Götter-Welt den Kampf gegen die neue Zeit, unter Kaiser Julian, dem sich allerdings große Geistestalente nicht absprechen lassen. Er suchte seinen Plan mit vieler Kunst durchzuführen, nicht mit offener Gewalt, wie Diocletian, was jetzt wohl kaum noch möglich war; mit Spott und überhaupt auf jede indirecte Art griff er das Christenthum an, besonders auch dadurch, daß er es von aller höhern Geistesbildung zu trennen, und dadurch in Nachtheil zu

setzen, überhaupt aber verächtlich zu machen suchte. In Rücksicht dieses schlau berechneten Verfahrens, welches aber doch mißlang, mögen die Lobredner, welche Julian in neuern Zeiten gefunden hat, wohl ganz in seine Gedanken eingehen. Sollten sie aber jenen wissenschaftlichen Aberglauben, welchem Julian nachhing, nach dem Charakter des damahligen Zeitalters, in seiner wahren Gestalt erblicken, so würden sie den Gegenstand ihrer Lobeserhebungen schwerlich darin ganz wieder erkennen wollen.

Als das Christenthum auch diesen letzten Angriff gegen seine Fortdauer überstanden hatte, blieb gleichwohl noch eine starke Opposition gegen das Christenthum unter den Philosophen übrig, bis Kaiser Justinian die dem Christenthum sich entgegen stellenden Philosophen vertrieb, wo sie zuerst ihre Zuflucht nach Persien nahmen, und sich dann zerstreuten. So erreichte der Kampf des Christenthums gegen die heidnische Philosophie für damahls unter dem genannten Kaiser sein vollkommnes Ende.

Drey Perioden der Litteratur habe ich bis jetzt zu schildern versucht. Die beyden ersten von diesen, die blühende Zeit der griechischen Bildung nämlich, von Solon bis unter die Ptolomäer; dann die beste und eigentlich classische Zeit der Römer von Cicero bis Trajan, ließen sich am leichtesten darstellen, indem es fast hinreichend war, nur die einzelnen Schriftsteller, wie sie auf einander folgen, zu charakterisiren, um den Geist und Gang des Ganzen, sein allmähliges Emporsteigen, volles Aufblühen und dann wieder erfolgtes Sinken oder Verlöschen deutlich vor Augen zu stellen.

Anders war es mit der dritten Periode von Hadrian

bis auf Justinian. Nicht die Form und die Darstellung, nicht die einzelnen Schriftsteller waren hier das Wichtigste, sondern die Entwickelung der Denkart überhaupt. Das Schauspiel des großen Kampfes zwischen der Welt des Alterthums, und der neubeginnenden christlichen Zeit; der Einfluß, welchen die aus Asien nach Europa verpflanzte Religion gehabt, und die Gährung, welche manche, zu gleicher Zeit bey den Griechen und Römern eindringende orientalische Schwärmerey, veranlaßte; alles dieses deutlich zu machen, das war es, worauf es ankam. Diese Aufgabe war ungleich schwerer. Wir mußten, um diesen Kampf orientalischer Denkarten, und das ganze Gemählde asiatischer Überlieferungen darzustellen, von Nationen reden, deren Litteratur ganz für uns untergegangen ist, wie die Aegypter; von anderen, die wir nur durch Umarbeitungen aus später Zeit kennen, wie die alten Perser; von den Hebräern, deren heilige Schriften allerdings zugleich den Inbegriff ihrer Litteratur und Dichtkunst ausmachen, die wir aber als Urkunde unserer Religion, noch aus einem ganz andern Standpunkte zu betrachten gewohnt sind, für welche auch die bloß litterarische und poetische Ansicht durchaus nicht immer angemessen ist; von den Indiern endlich, deren Litteratur zwar sehr reichhaltig, aber uns noch ganz unvollständig, und aus zum Theil zweifelhaften Quellen bekannt ist.

Auch bey der großen Anzahl von wichtigen Schriftstellern, sowohl heidnischen als christlichen, welche Rom und Griechenland in diesem Zeitraum von Hadrian bis Justinian, hervorgebracht hat, ist der Geist und Inhalt, die Entwicklung der Denkart die Hauptsache. Wollte man,

um dieſe Periode zu ſchildern, ſie alle einzeln durchgehen, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakteriſiren, und nach Styl und Form der Darſtellung einzeln würdigen, ſo würde man ſich nur verwirren und den Hauptgeſichtspunct aus den Augen verliehren. Zwar waren litterariſche Kenntniſſe und Hülfsmittel aller Art in dieſem Zeitalter noch immer ſehr weit verbreitet; der Geiſt der Unterſuchung, und der Trieb nach Erforſchung höherer Einſicht war vielleicht nie ſo allgemein, nie ſo leidenſchaftlich rege, als eben in dieſer Zeit, die glorreich in der Behauptung der Wahrheit, auch in der Erzeugung der Irrthümer und der Schwärmerey aller Art eine der fruchtbarſten geweſen iſt. In Rückſicht auf die allgemeine Geiſtesthätigkeit, auch auf Verbreitung und Mittheilung von Erkenntniß und Irrthum, Überlieferung und Gelehrſamkeit aller Art, muß dieſes Zeitalter als ein litterariſch höchſt gebildetes und ausgezeichnetes erſcheinen. Aber nicht ſo in Rückſicht auf den Charakter und Originalgeiſt einzelner großer Autoren, und auf die Kunſt und Form im Styl der Sprache und in der Darſtellung. In der Poeſie, die unter den verſchiedenen Zweigen der Litteratur die erſte Stelle einnimmt, that ſich in dieſem ganzen Zeitraum nichts Neues und wahrhaft Großes hervor. Redner, große Redner gab es allerdings noch; dieſes Talent iſt bey den Griechen nie erloſchen. Allein, was iſt darin in Rückſicht auf die Form und Kunſt Neues zu bemerken? Das größte Lob, was den beſten Rednern als ſolchen beygelegt werden kann, iſt, daß ſie auch in der Sprache, die allerdings als noch lebend und blühend ſich bewährte, an die ſchönern Zeiten des Alterthums von ferne erinnerten und denſelben allenfalls verglichen werden konn-

ten. Den großen christlichen Rednern, einem Basilius und Chrysostomus, gebührte dabey noch das Lob, daß sie die ihnen als Griechen eigne Rhetorik nicht auf sophistische Gegenstände, wie vor Alters oft geschehen war, anwandten, sondern auf die Entwicklung der heilsamsten Wahrheiten und der reinsten Sittenlehre. Bey den wichtigsten Schriftstellern dieses Zeitalters aber, den forschenden und philosophischen, ist der Inhalt, die Denkart und der Geist durchaus die Hauptsache. Dieß gilt von den christlichen Schriftstellern, denen es bloß um die Sache zu thun war, und die als Schriftsteller zu glänzen, gar nicht im Sinne hatten, nicht minder wie von den heidnischen. Wie könnte man einen Plotin, Porphyr, selbst einen Longin, als Schriftsteller auch nur nennen, neben Plato? Gleichwohl ist die Denkart jener Männer wichtig für den Einfluß, welchen sie auf den Geist des Zeitalters und der Nachwelt gehabt. Überhaupt ward der Einzelne mit fortgerissen in dem Strudel und Kampf des übermächtigen Zeitalters. Es gibt Epochen in der Litteratur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichsten Entwickelung gelangt auch in Styl und Kunst, und weit hervorragt über sein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geist des Ganzen verschwindet, und in dem Kampf der Entwicklung der allgemeinen Denkart. Auch in der politischen Geschichte findet sich, wie man schon oft bemerkt hat, ein ähnlicher Wechsel zwischen Perioden, wo Staaten und Nationen sich zuerst gestalten und aus einem chaotischen Zustande neu hervorgehen; und andern des ungestörten organischen Wachsthums und der progressiven Entwicklung in einem einmal gegebnen Staatensystem und Nationenkreise.

Eine Geschichte der Litteratur muß, wie die Welthistorie im Allgemeinen, so auch auf ihrem besondern Gebiet, beyden Zuständen des menschlichen Geistes, dem ruhigen der kunstreichen Entwickelung, und dem schöpferischen der chaotischen Gährung, ihr Recht widerfahren lassen.

Sieht man nun auf die in diesem großen Kampf sich entgegenwirkenden geistigen Kräfte, um sie gegen einander abzuwägen, so erscheinen beyde Partheyen von ziemlich gleicher Stärke, was Talent und Kenntniß betrifft, obwohl mit mancherley Abwechslungen, so daß die Entscheidung auf jeden Fall der innern Stärke der Sache, nicht dem Verdienst oder dem Fehler der Einzelnen zugeschrieben werden muß. Bey den Griechen hatte anfangs die heidnische Parthey entschieden das Übergewicht; die griechische Litteratur hatte ihre letzte schöne Zeit, als die Christen unter Antonin es kaum noch wagten, mit Vertheidigungsschriften ihres verfolgten Glaubens und ihrer verläumdeten Lebensweise hervorzutreten. Bald bewährten die Griechen, insonderheit auch im Christenthum, die Überlegenheit ihrer Geistesbildung; sie gaben demselben die ersten Denker und gelehrten Vertheidiger, große Redner und ausführliche Geschichtschreiber. Das Übergewicht in Talenten und Gelehrsamkeit neigte sich allmählig auf die Seite der Christen. Indessen hatte unter den Griechen wenigstens, auch nachdem das Christenthum im Ganzen und im Staat schon gesiegt hatte, die heidnische Parthey immer noch große Talente aufzuweisen, und selbst jene letzten Philosophen, welche dem Christenthum widerstehen, und das Alterthum aufrecht erhalten wollten, waren Männer, die an Tiefsinn, Gelehrsamkeit, und selbst in all-

gemeiner Geistesbildung, Sprache und Darstellung für ihre Zeit zu den sehr ausgezeichneten gehörten.

Anders war es in dem römisch redenden Abendlande; denn hier standen nur äußerst wenige heidnisch gesinnte, und auch die nicht sehr bedeutend, einer ganzen christlich lateinischen Litteratur entgegen. An Reichthum der Talente und Kenntnisse kann dieselbe der christlich griechischen Litteratur vielleicht nicht zur Seite treten. Zur eigentlichen höhern Philosophie und zur Metaphysik hatten die Römer einmahl gar keine Anlage; selbst die Sprache sträubte sich dagegen, das fühlt man im Augustin, wie im Cicero, und erst nachdem die lateinische Sprache eine ganz todte geworden war, hat man es durch die äußerste Gewalt dahin bringen können, daß sie das künstliche Begriffsgewebe und unendliche Gedankenspalten der Griechen, dieser gebohrnen Dialektiker und Metaphysiker, einigermaßen, obwohl immer unvollkommen genug, auszudrücken vermochte. Selbst das größte und eigenthümlichste Werk, welches die spätere lateinische Litteratur hervorgebracht, und worin der heil. Augustin dem höchsten Werke der Philosophie des Alterthums, der Republik des Plato und dem darin aufgestellten Ideale der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft, eine christliche Ansicht von eben diesen Gegenständen, von der Menschheit, der Lenkung ihrer Schicksale, und dem Ideale ihres Vereins entgegenstellt, ist nicht sowohl ein metaphysisches als ein moralisches Werk, obwohl im umfassendsten Sinne des Worts: eine Kritik der alten Systeme, zugleich aber auch, was wir nennen würden, die Theorie der Menschheit und Philosophie der Geschichte enthaltend. Auch in der christlichen Zeit und

Litteratur bewährte sich im Gegensatz der griechischen Spitzfindigkeit und Künstlichkeit, der den Römern eigne praktische Geist und gesunde Verstand, der sich bald auch durch jene wohlgeordnete Gesetzgebung und weise Einrichtung bewährt hat, welche der gelehrte und geistliche Stand in dem römischen Abendlande erhielt, und welche nebst dem starken Naturgefühl und Freyheitsgeiste der germanischen Völker, die das römische Reich eroberten und erneuten, am meisten dazu mitgewirkt hat, dem neuern Europa eine glückliche Entwickelung und einen höhern Aufschwung des Geistes zu bereiten.

Das Christenthum, so wie die Deutschen es von den Römern empfingen, von der einen, und der freye Geist des Nordens von der andern Seite, das waren die beyden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Litteratur des Mittelalters: eine christlich lateinische, die ganz Europa gemein war, und nur die Erhaltung und Erweiterung der Erkenntniß zum Zweck hatte, und eine besondere mehr poetische für jede Nation, in der Landessprache. Zwiefach war daher auch das Bemühen der ersten großen Beförderer der Geistesentwicklung des neuern Europa, des gothischen Theodorich, Karls des Großen, und Alfreds: eines Theils die ganze Erbschaft, aller der in der lateinischen Sprache überkommenen Kenntnisse, unversehrt zu erhalten und allgemein nutzbar anzuwenden, und andern Theils die eigne Volkssprache, und durch sie auch den Geist der Nation zu bilden, die dichterischen Denkmahle zu erhalten, die Sprache aber regelmäßiger zu bestimmen, und durch Übung auch in wissenschaftlichen Gegenständen vielseitiger anwendbar

zu machen. Der poetische, schöpferische, nationale Theil der Litteratur des Mittelalters ist für uns der anziehendste und fruchtbarste, indessen darf doch auch der lateinische Theil nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden; denn er ist das Band, durch welchen das neuere Europa mit der Vorwelt zusammenhängt.

Suchen wir den innern Zusammenhang und die geistigen Anknüpfungspunkte aller in diesem Werke umfaßten großen Hauptsphären der menschlichen Geistesbildung und Litteratur noch auf eine andre Weise anschaulich zu machen. Die Griechen sind und bleiben unser Vorbild in aller Kunst und Wissenschaft; die Römer dagegen bilden nur den Übergang zwischen dem Alterthum und der neuen Welt, doch galten sie dem Mittelalter zugleich auch als nächste Quelle, bis jenes höhere und entferntere Vorbild erst später wieder gefunden ward. Das nordische Naturgefühl, so wie es sich einestheils in der alten Sage, die selbst im Christenthum blieb, und nur in neuer Form wieder auferstand und anderntheils in der germanischen Lebenseinrichtung zwiefach ergoß, wurde die Wurzel aus welcher das Gebilde des neuen Geistes der abendländischen Völker emporwuchs. Das Christenthum aber, nicht bloß an sich, sondern auch in seiner schriftlichen Abfassung, oder das Evangelium, ist das Licht von oben gewesen, durch welches jene andern Elemente neu verklärt und auch für die Kunst und Wissenschaft in Eins gestaltet worden sind. Wir müssen hier des neuen Testaments um so mehr gedenken, da der litterarische Einfluß desselben für das Mittelalter und selbst für die neuere Zeit durch Inhalt und Form nicht bloß in der Moral und Philosophie, sondern

auch in der Kunst und Poesie, unberechenbar groß gewesen ist. Durch dieses göttliche Licht von oben, welches das Evangelium in seiner Einfalt und Klarheit in die Welt gebracht hat, wird der künstlerische Verstand, und philosophische Scharfsinn der Griechen, der praktische Weltverstand der Römer, und der prophetische Tiefsinn der Hebräer erst zu einem vollständigen Ganzen wahrhafter Erleuchtung und Einsicht für das Leben wie für die Wissenschaft vollendet und beschlossen. Die Bibel, welche wir nach ihrer innern Structur und dem organischen Zusammenhang der einzelnen Glieder und Theile derselben, als Ein Gebilde und göttliches Ganzes schon oben, so weit der hebräische Antheil desselben reicht, zu betrachten suchten, wird als solches, und als Ein Buch wahrhaft und völlig erst durch das neue Testament vollendet. Ein Buch, wie es in Wahrheit genannt werden muß, obwohl, wunderbarer Weise, aus zwey und siebenzig einzelnen Büchern, fünfmahl neun des Alten, drey Mahl neun des Neuen Bundes, als eben so vielen Lebensgliedern und Geistes-Organen, oder auch Glaubens-Sternen und Lichtpunkten des ganzen Gottes-Gebildes bestehend. Es ist auch das neue Testament wie das alte, in einigen der dazu gehörigen Bücher zunächst auf das ewige Wort des Lebens, in andern auf die göttliche Glaubensgemeinde und Kirche gerichtet, und sich beziehend. Jenes Geheimniß der Liebe, wie das ewige Wort zur bestimmten Zeit in der Mitte der welthistorischen Entwicklung persönlich geworden, und auf Erden erschienen ist, schildert das Evangelium in einem vierfachen Abdruck; nach der gleichen Vierzahl, in welcher auch im alten Bunde die Cherubim an der Arche das Ge-

heimniß der Verheißung bewachten, oder wie die vier Lebensströme aus einer Quelle im Paradiese sich ergossen, und wie für jede Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit diese Vierzahl nach allen Weltgegenden und Dimensionen ihrer sichtbaren Ausbreitung die wesentliche Form bildet; so daß man wahrlich über diejenigen erstaunen, und sich wohl wundern muß, welche sich in diese so höchst natürliche und kaum anders denkbare Vierfachheit des Evangeliums nicht finden können, oder gar einen Anstoß daran nehmen, den sie wie ein seltsames Problem, in ihrer gewöhnlichen Weise, durch irgend eine scharfsinnige Hypothese lösen, und natürlich erklären möchten. Was im Moses und in den Psalmen noch getrennt ist, nämlich die Offenbarung, die bildliche Geschichte und bildliche Lehre vom Worte, und die Begeisterung und das lebendige Gefühl desselben; das ist im Evangelio vereint beysammen, welches uns das menschgewordne Wort in seinem Leben schildert. Die übrigen Bücher des neuen Testaments aber gehen zunächst auf die christliche Gemeinde und göttliche Kirche, indem sie uns die erste Gründung und Ordnung derselben in der Apostolischen Geschichte berichten, dann ihr gegenseitiges Wirken und vereintes Leben in liebevoller Lehre und gläubiger Hoffnung in dem ganzen Cyklus der mannichfachsten Episteln schildern, und endlich auch noch die künftigen Schicksale derselben, durch alle Zeiten ihrer fernern Entwicklung in der Apokalypse hinstellen. Was in den Propheten des alten Bundes noch ungesondert beysammen ist, die heilbringende Lehre aus dem Geiste, und die warnenden Gesichte des Geistes, die klare Lebensvorschrift, und die verhüllte Weissagung, das ist

hier in den Episteln und in der Apokalypse abgesondert entfaltet, wie sich überhaupt die Schriften des alten und des neuen Bundes überall entsprechen, und gegenseitig ergänzen. Der Prophet des neuen Bundes macht den vollständigen Schluß für das ganze Gotteswerk, und dieses geheimnißvolle Buch der Zukunft bildet nebst der Genesis oder der Offenbarung des Anfangs, die andre Handhabe für die heilige Arche der Schrift, in deren Umkreis das vierfache Evangelium den lichten Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu welchem aber Anfang und Ende den eigentlichen Schlüssel des tieferen Sinns enthalten; so daß, wem diese beyden Handhaben des ersten und letzten Buches der Bibel noch ganz fremd oder völlig dunkel wären, sein Urtheil lieber zurückhalten, und in redlicher Unwissenheit stillschweigen sollte, wo von einem wissenschaftlichen Verständniß der Offenbarung in ihrem Ganzen die Rede ist. In Form und Schreibart ist das neue Testament allerdings ungleich einfacher, als das alte, und schon durch diese eigenthümliche Sprache der Einfalt, in welcher der göttliche Tiefsinn sich hier in reinster Kindesklarheit ausspricht, ist das wundervolle Volksbuch, wie man es wohl in gewissem Sinne nennen darf, von dem entschiedensten Einfluß gewesen für die ganze Folgenreihe der nachherigen Geistesentwicklung, und aller neuern christlichen Belehrungs- und Darstellungsformen. Der Geist der Allegorie ist übrigens im neuen Testament nicht minder vorwaltend als im alten; besonders ist die eine besondere Art derselben, welche Parabel genannt wird, obwohl sie auch schon im alten Testamente vorkommt, hier am mannichfachsten angewandt und entwickelt, und begründet recht

eigentlich die kindliche Lehrart des Evangeliums. Wenn der Spruch die natürliche Form ist für jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdruck des ewigen Wortes, als das niedergeschriebene Fiat, so ist die Parabel dagegen die menschliche und bildliche Einkleidung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrspruchs. Es ist aber keine willkührliche, oder künstlich gesuchte Dichter-Allegorie, oder eine tiefsinnig verborgene Natursymbolik, sondern eine aus dem Leben und dessen gewöhnlichen Erscheinungen hergenommene Volks-Allegorie, in welcher sich hier der göttliche Geist, und die ewige Wahrheit, wie in ein kindlich einfaches Gewand einschließt. Es hat auch die einfache Parabel, so wie sie in der Bibel angewandt und gebraucht wird, einen ganz eigenthümlichen göttlichen Stempel, der sich nicht nachbilden, noch erkünsteln läßt. Vorzüglich in diesen kindlichen Gleichnissen und sinnbildlichen Volksgeschichten und Parabeln ist das Evangelium Urbild für alle spätern Legenden geworden, so wie diese wiederum die Quelle und Vorrathskammer aller christlichen Kunst gewesen sind, zunächst der bildenden, dann aber auch der Poesie. Indessen dürfen wir über dieser kindlichen Einfalt im Vortrage des neuen Testaments, doch nie die innere Erhabenheit des göttlichen Verstandes, der darin niedergelegt ist, verkennen oder übersehen. Wie aus der zornigen Löwengebährde, mit der uns die Flammenschriften des alten Bundes mehrentheils entgegentreten, im tiefsten Kern des innern Sinns und Herzens, doch die fromme Lammesgestalt der duldenden Liebe emporsteigt; so erhebt sich in den Schriften des neuen Bundes, aus dem de-

muthsvollen Lammsgewande der kindlich einfachen Lehre, auch wiederum der Adler empor, als höheres Sinnbild der ewigen Anschauung Gottes. Und hier auf diesem Standpunkte tritt nun eigentlich jene schon oben erwähnte dritte und höchste Auslegung und Erkenntniß der heil. Schrift ein, nach dem geheimnißvollen Verständniß der mit Gott vereinigten Seele, wo es das ewige Wort selbst ist, welches sich in seinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Denn alle Lehre und Erkenntniß vom lebendigen Worte, kann ja nach der dreyfachen Geburth des Wortes, der geschichtlichen, ewigen, und der innerlichen in der Seele, auch in der gleichen dreyfachen Beziehung, erfaßt, verstanden, und ausgelegt werden. In jener höchsten Erkenntnißweise aber wird das Wort nun nicht mehr nach einem bloß menschlichen Verstande getheilt, und zerstückt erfaßt, sondern, wieder ganz und lebendig geworden, wirkt es in den Wissenden als Wort des Lebens und bringt auch Früchte des Lebens hervor. Da verschwindet sodann jener mehrfache Sinn der Schrift, wie er auf den ersten Stufen der annähernden Erkenntniß gesondert erhalten werden muß, und geht nachdem das Ziel gefunden ist, für das Wesentliche wieder über in den einfachen Sinn der mit Gott vereinigten Seele, nach dem eignen vollen Lichte des lebendigen Worts, welches in der Schrift selbst als das ungeschriebene ewige Evangelium bezeichnet wird, durch welches auch das, was noch früher verschlossen blieb, wenn die Zeit gekommen ist, entsiegelt werden soll.

Wir nehmen jetzt den historischen Faden wieder auf, der uns auf den Gang und Zustand der Geistescultur in der spätern Römerzeit geleitet hat.

Die letzten Schickſale der noch lebenden lateiniſchen Sprache, die auf die Entwicklung und den beſondern Charakter der aus ihr entſprungenen romaniſchen Sprachen, ja überhaupt auf den poetiſchen Geiſt des Mittelalters ſo vielen Einfluß gehabt haben, waren folgende. Mit der Überſetzung der Bibel in die römiſche Sprache begann eine ganz neue Epoche derſelben, eine ſpäte und in mancher Beziehung reiche Nachblüthe der lateiniſchen Litteratur. Seitdem die alte claſſiſche mit Trajan erloſchen war, finden wir bis auf die chriſtlichen Schriftſteller im vierten und fünften Jahrhundert einen beynah allgemeinen Stillſtand; kaum ein oder das andere Werk in Römerſprache, und auch dieſe nicht bedeutend. Daß beſſere und wichtigere verlohren gegangen wären, davon iſt kein Zeugniß vorhanden. Die Griechen hatten wieder ganz die Oberhand. Wenn in den genannten Jahrhunderten, neben der chriſtlichen zugleich auch wieder einige der heidniſchen Parthey angehörige beſſere neue Schriftſteller in Geſchichte und Dichtkunſt hervortraten; ſo iſt dieß doch vielleicht dem erregten Wetteifer, gewiß aber dem ganz neuen Aufſchwung zuzuſchreiben, welchen das Chriſtenthum und deſſen Vertheidiger und Verkündiger der Sprache und der Litteratur gegeben hatte. So war es alſo wieder ein Anſtoß von außen und fremde Nachbildung, was den römiſchen Geiſt zu einer ihm eigentlich fremden Geiſteskunſt und Sprachbildung erweckte. An und für ſich hätte dieſe Nachbildung des orientaliſchen Ausdrucks, deren Spuren die lateiniſche Sprache nun für alle folgende Zeiten behielt, derſelben auch wohl günſtig ſeyn können, von einigen Seiten ſelbſt vortheilhafter als die Nachbildung der griechiſchen Dicht-

und Redekunst in der classischen Zeit, welche immer große Mängel und Unbequemlichkeiten mit sich führte. Die äußerst kunstreiche periodische Verflechtung der Prosa, welche der griechischen Sprache gewissermaßen natürlich geworden war, blieb der römischen eigentlich immer fremd. Einige wenige der allervortrefflichsten römischen Schriftsteller, haben diese Schwierigkeit überwunden und sind zu einer einfachen edlen Wortstellung gelangt; andere aber, auch sehr gute Schriftsteller sehen wir in dem Kampf mit der fremden Form erliegen, und sich in dem kunstreichen labyrinthischen Periodenbau, der dem griechischen ähnlich seyn soll, verwickeln und verwirren. So erscheinen auch die römischen Dichter, wenn sie sich den reichen Schmuck der griechischen Muse aneignen wollen, oft gezwungen, gelehrt und dunkel. Selbst die den Griechen abgelernte Verskunst war, den einzigen Hexameter, und allenfalls die Elegie ausgenommen, schwerlich in den Ohren des Volks wirklich einheimisch und lebend geworden. Besonders die künstlicheren Sylbenmaße scheint dieß getroffen zu haben, und es mag ein Grund gewesen seyn, warum Horaz, der uns so anspricht, von den Römern der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit nicht so allgemein gefühlt und bewundert wurde, ja zum Theil fast unbekannt und vergessen blieb. Der römischen Sprache, die ursprünglich nur durch wenige bloß patriotische Heldenlieder bereichert, in der Rechtsübung und Rechtsgelehrsamkeit, überhaupt aber ganz und gar im praktischen Gebrauch zu den Geschäften des Kriegs, wie des Friedens aufgewachsen und groß geworden war, fehlte es bey dieser ganz prosaischen Entstehung und Beschränkung, vorzüglich nur an

poetiſcher Kühnheit, und ihre alte Einfalt auch in der Wortſtellung konnte ſie ohne die nachtheiligſte Wirkung nie verlaſſen. In beyden Rückſichten hätte ihr, wenn nicht andere Urſachen ſchädlich eingewirkt hätten, eine Annäherung zu der orientaliſchen Erhabenheit nicht anders als vortheilhaft ſeyn können, beſonders wo dieſe Erhabenheit, wie in den heiligen Schriften der Hebräer, durchgängig mit edler Einfalt gepaart iſt. Um die Wirkung anſchaulich zu machen, welche dieſe Nachbildung der hebräiſchen Sprache und Dichtkunſt und die Überſetzung der heiligen Schriften, nicht ſo wohl ganz vollſtändig gehabt hat, als hätte haben können, wenn die Entwicklung übrigens ungehindert fortgegangen wäre, berufe ich mich auf die lateiniſche Überſetzung der Pſalmen, welche noch aus der erſten ſogenannten italiſchen Übertragung herrührt. Ich berufe mich auf das Gefühl aller derer, welche die alte Hoheit und edle Kraft der Römerſprache zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ob ſie dieſelbe nicht noch ganz hier wiederfinden. Ich möchte faſt bezweifeln, ob in der römiſchen Sprache irgend eine Nachbildung griechiſcher Dichtkunſt in dem Grade je gelungen ſeyn möge und ſolche Begeiſterung athme, als dieſe Überſetzung der heiligen hebräiſchen Geſänge, wo die Sprache und Wortſtellung dabey durchaus einfach und edel iſt. Selbſt von Seiten des muſikaliſchen Wohllauts zeigt ſich hier die lateiniſche Sprache in einer Vortrefflichkeit, welche die Meiſter der Tonkunſt bis auf unſere Zeiten vorzüglich beſtimmt hat, dieſer alten Sprache, ſelbſt vor ihrer Tochter, der italiäniſchen, für die höhere Muſik den Vorzug zu geben. Wenn aber gleichwohl die lateiniſche Sprache auch noch

vor dem Einbruch der germaniſchen Völker zu entarten und zu verwildern anfing, ſo lag der Grund darin, daß jetzt die Provinzialen mehr und mehr die Oberhand bekamen. Rom, wenn auch ſtatt der ſonſtigen Weltherrſchaft, immer noch in den kirchlichen Angelegenheiten der Mittelpunkt der gebildeten Welt, hörte jetzt mehr und mehr auf, es für den Geſchmack und in der Sprache zu ſeyn, war es wenigſtens nicht mehr in dem Maaße, wie in der früheren Zeit; beſonders ſeitdem Conſtantin den Sitz des Reichs nach Byzanz verlegt hatte. Schon unter den erſten Caeſaren haben viele geglaubt, an denjenigen römiſchen Schriftſtellern, welche gebohrne Spanier waren, etwas Beſonderes zu bemerken; als ob es ſich fühle, daß die lateiniſche nicht eigentlich ihre Mutterſprache war. Man hat die Antitheſen des Seneca, und den Schwulſt des Lucan mit dem ähnlichen Geſchmack einiger neueren ſpaniſchen Schriftſteller zuſammengeſtellt. Wie viel mehr mußte das jetzt der Fall ſeyn, da unter den erſten chriſtlichen Schriftſtellern in lateiniſcher Sprache die meiſten Afrikaner waren, ſpäterhin viele Gallier. Es müſſen ſich in den verſchiedenen Provinzen des weiten römiſchen Reichs wohl ſchon früh mancherley romaniſche Mundarten gebildet und abgeſondert haben. Selbſt in Italien war die Sprache des Landvolks wahrſcheinlich ſehr beträchtlich verſchieden von der, welche geſchrieben, und wie ſie in der Hauptſtadt geredet wurde. Von dieſer romaniſchen Volksſprache in Italien, der ſogenannten lingua rustica, leiten die italiäniſchen Sprachforſcher den Urſprung ihrer neuen Mundart vorzüglich ab, mehr als ſelbſt aus der Veränderung, welche durch die germaniſche Einmiſchung verurſacht ward.

Rom selbst indessen, wie es von Anfang nicht bloß der hauptsächliche, sondern vielleicht der einzige Sitz der Sprachreinheit war, mag diesen Vorzug, wenn auch in weit geringerem Grade als ehedem, noch am längsten behauptet haben. Unter den christlichen Schriftstellern in römischer Sprache war der, welcher sich durch eine kraftvolle Beredsamkeit am meisten auszeichnete, der heil. Hieronymus, zwar nicht in Rom gebohren, aber doch ganz da gebildet. So wenig auch die Sprache des fünften Jahrhunderts die des Cicero ist und seyn kann, so zeigt sich doch in seinem Styl noch die rechte Kraft der alten Latinität und Römersprache, auch durch classischen Geist gebildet. Eine große Veränderung aber mußte mit der Sprache vorgehen, als die Gothen in beträchtlicher Anzahl in Italien, und selbst in der Hauptstadt sich ansiedelten, lateinisch von so vielen gesprochen und geschrieben wurde, denen es eine fremde Sprache war und blieb. Wenn auch noch keine eigentliche Mischung der Sprachen entstand, so ward dieselbe doch so weit alterirt, daß selbst der gebohrne Römer sich nur durch Zwang und eine besondere Sorgfalt in der Reinheit des Ausdrucks, die sonst Natur war, erhalten konnte. Diesen Charakter nimmt man an den Schriftstellern unter dem gothischen König Theodorich wahr, den letzten, die man noch zum Alterthum zählen kann, und welche schon den Übergang zum Mittelalter machen.

Überhaupt mußte die Einführung des Christenthums, ungeachtet der nachherigen wohlthätigen Folgen, fürs erste, wie jede große Neuerung, eine gewisse Unterbrechung in der Kunst und Litteratur hervorbringen. Weniger jedoch in der Kunst, besonders in der Baukunst; was noch von

den schönen Formen derselben vorhanden war, das ward jetzt zu dem Zweck des neuen Gottesdienstes angewandt, freylich ganz anders geordnet und zusammengesetzt, wie bisher, weil auch das Bedürfniß und die Idee des christlichen Gottesdienstes eine ganz andere und neue war. Wie einst die ältern Griechen aus solchen Elementen, die schon vor ihnen, von Aegyptern und andern angewandt worden waren, nach einer ihnen eigenthümlichen Idee von Schönheit eine neue und wahrhaft griechische Baukunst gebildet hatten, so ward jetzt aus den noch vorhandnen schönen Formen dieser griechischen Baukunst ein neuer und eigenthümlich christlicher Styl derselben zusammengesetzt. Wie bald dieses geschehen sey, beweist die Erbauung der bewunderten Sophienkirche zu Constantinopel unter Justinian, deren Meister Anthemius, auch wissenschaftlicher Bearbeiter und theoretischer Schriftsteller über seine Kunst war. Wie unrichtig es sey, die altdeutsche Baukunst des Mittelalters überhaupt und ohne Unterscheidung der Epochen gothisch zu nennen, ist schon oft bemerkt worden; indessen haben allerdings die Gothen zur Zeit ihrer Herrschaft in Italien auch einige Denkmahle eigner Bauart hervorgebracht und hinterlassen. Eben so unmittelbar und leicht war auch wohl die Übertragung der alten Musik, besonders der edelsten und einfachsten Gattung derselben, auf den neuen Gebrauch christlicher Gesänge, die sich nachher von den Tönen der Orgel getragen, so reich entfalteten, und wie in stolzen Gebäuden der Harmonie erhoben. Größer muß der Abschnitt und die Unterbrechung in der bildenden Kunst gewesen seyn. Die Götterbilder, so lange sie noch als solche, und nicht bloß als Kunstwerke betrachtet wurden,

waren unstreitig ein Gegenstand der Abneigung für die ältern Christen. Die Abbildung aber der besondern, von den Christen verehrten Gegenstände, mag wohl geraume Zeit nur als Andenken oder Sinnbild werth geachtet, und bloß für das Bedürfniß der Andacht behandelt worden seyn, ohne allen Anspruch auf eigentliche Kunstforderungen oder höhere Schönheit, die sich erst viel später entwickelten. Noch größer und am allergrößten mußte die Unterbrechung in der Poesie seyn. Zwar fuhren auch jetzt noch Einige fort, die Gegenstände der alten Götterlehre dichterisch zu behandeln. Nachdem aber diese Gegenstände durch vielfältige Behandlung schon erschöpft, die alte Götterwelt erloschen war, konnte auf diesem Wege nichts weiter zu Stande kommen, als höchstens eine leidliche Nachahmung, ein schwacher Nachhall der alten und unerreichbar gewordenen Werke. Die Versuche zu einer eigenthümlich christlichen Dichtkunst, waren wohl glücklich in der lyrischen Gattung, in Liedern und Hymnen, weil diese das Erzeugniß eines eignen unmittelbaren Gefühls sind, und weil sie für den Ausdruck an den hebräischen Gesängen ein natürliches Vorbild fanden. Die größern Versuche aber, das Christenthum poetisch darzustellen, fielen, wie auch oft noch später geschehen, nicht glücklich aus; weil die von den alten Dichtern entlehnte Form für diese Gegenstände nicht paßte, und es also nur eine todte Zusammensetzung blieb und eine bloß metrische Einkleidung, ohne Leben und ohne den Geist der Poesie.

Diesen erhielt das neuere Europa aus der andern nordischen Quelle seiner Bildung. So früh als nur die Römer der germanischen Völker erwähnen, unterlassen sie

auch fast nie, der besonderen Liebe derselben zur Poesie zu gedenken. Verlohren sind freylich die Lieder, welche Hermanns Thaten besangen, verschollen sind die weissagenden Gesänge, durch welche die Seherin Velleda die deutschen Bataver zu dem Freyheitskampf begeisterte, den sie jetzt, nachdem sie erst selbst unter römischen Fahnen gegen die andern noch freyen Deutschen mitgefochten hatten, endlich für sich allein unternahmen; zu spät für ein vollkommnes Gelingen. Zwar konnte die deutsche Götterlehre bey den christlich gewordenen Völkern als solche auch nicht bestehen. Das Wesentliche derselben aber für die Dichtkunst, die innere dichterische Kraft, erhielt sich in den historischen Heldengedichten, und als diese in späteren Zeiten durch feinere Sitten gemildert, durch den Geist der Liebe und Andacht verschönt und veredelt, bald auch kunstreicher dargestellt wurden, so entstand jene Ritterpoesie, welche in dieser Gestalt dem neuern christlichen Europa ganz eigenthümlich ist, und auf den Nationalgeist der edelsten Völker so große Wirkungen hervorgebracht hat.

Solche historische Heldengedichte sind unter den christlich gewordenen deutschen Völkern zuerst bey den Gothen entstanden. In Attila's Zelt wurden gothische Heldenlieder gesungen, und an Theodorichs Hofe waren sie vorhanden, selbst die lateinischen Schriftsteller aus dieser Zeit berufen sich auf sie, und haben vieles aus ihnen, was nur Poesie und Heldensage ist, besonders aus der ältern Vorzeit ihrer Volksgeschichte, in Prosa aufgelöst, als Geschichte gegeben. Der Ruhm des königlichen Geschlechts der Amalungen und aller Helden dieses Stammes, scheint in diesen Liedern besonders gefeyert worden zu seyn, und

in der Folge sind Attila und Theodorich selbst Gegenstand ähnlicher Lieder geworden, wie später Karl der Große.

In dem noch vorhandnen Denkmahl der gothischen Sprache, der Bibel des Ulphilas, hat dieselbe schon eine nach Verhältniß sehr regelmäßige Ausbildung. Diese Bibelübersetzung war ursprünglich für die Gothen in den Ländern an der Donau bestimmt. Aus einigen Urkunden erhellt, daß die Gothen in Italien genau dieselbe Mundart redeten; von Theodorich wird ausdrücklich gemeldet, daß er Geistesbildung und Unterricht in beyden Sprachen, der lateinischen wie der eignen gothischen befördert habe. Dieses setzt voraus, daß wesentliche Bücher des Unterrichts, etwa wie später von Alfred in sächsischer Sprache, auch damahls in gothischer übersetzt oder abgefaßt wurden. Nach der Art, wie der lateinische Geschichtschreiber Jornandes jene gothische Heldenlieder anführt und benutzt, möchte man wohl glauben, daß er, oder vielmehr der, welchen er ausschreibt, nicht bloß aus dem Gedächtniß von Liedern redet, die er gehört hatte, sondern, daß sie auch schriftlich an Theodorichs Hofe vorhanden waren. Es läßt sich dieses um so eher annehmen, da der Ruhm des königlichen Geschlechts der Amalungen und aller Helden dieses Stammes in diesen Liedern, wie es scheint, besonders gefeyert wurde. Mit der gothischen Nation ist auch die Sprache derselben erloschen, sammt allen Denkmahlen derselben, die sich einer Nachricht zufolge in Spanien noch bis in späte Zeit erhalten haben sollen, wo sich die Gothen am längsten behauptet hatten, und wo man auch stolz darauf war, das Geschlecht der Könige von ihnen ableiten zu können. Dagegen behauptet wird, daß in Italien manche Urkunden

aus jener alten Zeit vernichtet worden, weil sie den longobardischen oder gothischen Ursprung solcher Familien bewiesen, welche sich statt jenes wahren Adels, lieber eine römische Abkunft erdichten wollten.

Die deutschen Bardenlieder, welche Karl der Große hat sammeln und aufschreiben lassen, können nach dem ganzen Verhältniß der damahligen Zeit und Denkart keine andern gewesen seyn, als ähnliche historische Heldengedichte aus der schon christlichen Zeit der Völkerwanderung. Da nun, obwohl in viel späterer Gestalt, noch Heldengedichte in deutscher Sprache vorhanden sind, in denen Attila, Odoacker, Theodorich, das Geschlecht der Amalungen gefeyert werden, zusammen mit andern fränkischen und burgundischen Helden, welche entweder die Sage oder selbst die Geschichte in dieselbe Zeit mit jenen versetzt; so darf man wohl nicht bezweifeln, daß sich zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach, einiges aus den gothischen Heldengedichten, vieles aus denen, die Karl, wie einst Solon den Homer, sammeln und ordnen ließ, noch erhalten hat in dem Nibelungen-Liede, und in den übrigen zu dem sogenannten Heldenbuche gehörigen Stücken.

Die Voraussetzung, daß diese von Karl gesammelten Gedichte, Lieder von Hermann oder von Odin gewesen seyen, daß sie überhaupt der heidnischen Vorzeit und der Götterlehre der alten Deutschen angehört haben möchten, konnten nur bey denen Glauben finden, welche mit dem Geiste jenes Zeitalters nicht hinreichend bekannt waren. Es läßt sich aber noch ein Zeugniß anführen, wodurch dieß völlig bestimmt und entschieden wird. Die noch vorhandene Eidesleistung, durch welche der Sachse, wenn

er sich zum Christenthum bekannte, dem Heidenthum entsagen mußte, lautete wörtlich so: „Ich entsage allen Teufels-Werken und Worten, Thunaer, (d. h. dem Donnergott oder Thor,) und Wodan, und Saxnot, und allen Unholden, die ihre Genossen sind." *) Es wird diese Formel dem achten Jahrhundert zugeschrieben, noch vor Karls Zeit; doch für die damahlige Denkart macht das keinen Unterschied. Noch unter Karls Zeiten ward Odin in Sachsen verehrt, und auf dem Harz, zu Odin, um Sieg gegen Karl gebethet. Wie kann man nun glauben, daß er bey solchem Verhältniß heidnische Lieder von Hermann oder Odin habe sammeln lassen? Aus jener Eidesformel folgt aber noch eine andere wichtige historische Wahrheit: daß nähmlich Odin von dem Wodan durchaus verschieden, und daß Sachsen als sein eigentliches Vaterland betrachtet wurde. Selbst die skandinavischen Sagen und Geschichten, ungeachtet sie ihn sich ganz zueignen möchten, sind doch auch eingeständig, daß Odin erst König in Sachsen gewesen, und von da nach Schweden gekommen sey, dort Sigtuna erbaut, und sein Reich gegründet habe. Damit stimmt das Zeugniß der Angelsachsen überein, deren Könige ihr Geschlecht gleichfalls von Odin ableiteten, wie denn noch Alfred in gerader Linie

*) Andre Gelehrte, wie A. W. von Schlegel, erklären jedoch die Stelle anders, und bezweifeln selbst die Richtigkeit der Lesart. Mir scheint sehr bedeutend, daß eben drey heidnische Götter hier genannt werden, worin ich auch einen neuen Grund der Bestätigung für obige Abtheilung der Lesart finde, welche vor allen Dingen eine neue und sorgfältigere Prüfung verdiente.

von ihm abstammte. Diese angelsächsische Genealogie scheint so historisch bewährt zu seyn, die Übereinstimmung der beyden von einander unabhängigen Zeugnisse ist so merkwürdig und viel beweisend, daß ich der Meinung derjenigen beystimme, welche diesen Odin für eine historische Person halten, wo er alsdann etwa in das dritte Jahrhundert und in eine Zeit fallen würde, in welcher die Römer zu schwach zum Angreifen, von dieser Seite aber auch noch nicht von den Deutschen bedroht, von dem, was in dem innern nördlichen Deutschlande vorging, wohl weniger Kunde als jemahls, vielleicht durchaus gar keine hatten. Dieß erklärt, warum Odins Nahme, der in Sachsen und im Norden so groß war und Alles überglänzte, den Römern unbekannt blieb. Wir müssen uns den Odin demnach denken als einen Fürsten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als solcher durch weissagende Gesänge in der Götterlehre manches veränderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demselben Zweck mitwirkenden Priestern, Sehern und Dichtern, und der als der Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derselben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunst beygelegt ward, nachgehends selbst vergöttert worden ist. Daß jener Odin erst aus Asien nach Sachsen gekommen sey, ist eine skandinavische Sage, oder vielmehr Auslegung, welche in jene Zeit des historischen Odin durchaus nicht paßt. Auch durch die Kriege des Pompejus gegen die Kaukasischen Völker, oder durch die Erschütterung, welche der Sturz des Mithridates bey seinen weithin im Norden verbreiteten Bundesgenossen

hervorgebracht haben mag, läßt sich hier keine haltbare Anknüpfung begründen; da sich in den ersten Nachrichten und Beschreibungen der classischen Schriftsteller von Germanien noch gar keine Spur findet von allem, was sich auf den jüngern, geschichtlichen Odin und seinen neuen Götterdienst irgend beziehen könnte. Die skandinavischen Sammler sahen sich, um ihre Sagen mit den geschichtlichen Zeugnissen einigermaßen in Übereinstimmung zu bringen, genöthigt, mehr als einen Odin, und eine Zusammenschmelzung des jüngern mit einem ältern anzunehmen. Von einem solchen ältern Odin finde ich in unserm Germanien nur eine einzige Spur bey den alten Schriftstellern, die aber allerdings merkwürdig ist. Tacitus erwähnt einer Sage, daß der wandernde Ulysses auch nach Deutschland gekommen sey, und dort die Stadt Asciburgum erbaut haben solle. Die Alten pflegten bey solchen Zusammenstellungen einen viel bestimmteren Begriff zu haben, als wir voraussetzen. Sie sahen dabey nur auf die allgemeine Idee einer Gottheit oder eines Helden. So nannten sie einen jeden Kriegsgott anderer Völker Mars, einen Gott der Wissenschaft und Kunst Merkur, besonders wenn die Beziehung auf die Planeten dieselbe war, wobey sie die große Lokalverschiedenheit gar nicht läugneten, aber als das weniger wichtige übersahen. Ulysses war der allgemeine Begriff eines wandernden Helden; ihm selbst oder seinen Söhnen wurden noch im fernen Westen Abentheuer oder Kolonien zugeschrieben. Wo sie nun immer bey den westlichen oder nordischen Völkern, Sagen von eingewanderten Helden der östlichen oder südlichen Welt trafen, da hätten sie gleich

ihren Herkules oder Ulysses zur Hand, woran sie jene fremde Nationalsage anknüpften. Die Erinnerung ihres Ursprungs und ihrer ersten Einwanderung aus Asien war bey den nordischen Völkern nicht ganz erloschen. Eine Sage dieser Art, von einem aus fernen Landen eingewanderten Helden nach Deutschland, mußte also zu Tacitus Zeit noch bekannt seyn, und es ließe sich glauben, daß selbst der Nahme dieses ältern Odin, wenn die deutsche Sage ihn so nannte, den Römer an den griechischen Odysseus erinnert, und um so mehr auf die gewaltsame Zusammenstellung geleitet habe. Den mannichfaltigen Angaben und zum Theil verworrenen Sagen und sich widerstreitenden Meynungen von dem jüngern unzweifelhaft historischen Odin ließe sich wohl noch mit der meisten Wahrscheinlichkeit die Vermuthung unterlegen, daß derselbe von den Gothen, deren Wohnsitze sich bis in die Gränzen von Asien erstreckten, ausgegangen sey; vielleicht zu der Zeit, als auch das Christenthum schon Anhänger bey ihnen zu finden begann, womit doch wohl nicht alle zufrieden seyn mochten, so wenig als mit dem steten Hindrängen in das römische Land und Leben, wodurch die väterliche Sitte nothwendig verdrängt werden mußte; daß mithin Odin, als Held und Fürst, als Sänger, Seher und Priester, Anhänger und Erneuerer der alten Götterfage und nordischen Mysterien zurück nach dem innern Norden und Germanien gezogen sey, dort in Altsachsen ein Reich gestiftet, endlich aber in Schweden seine Heldenlaufbahn beschlossen habe.

Die geschichtlichen Lieder und Heldengedichte sind übrigens gewiß auch bey den gothischen und germanischen Völ-

lern, ehe es ausdrücklich angeordnet ward, in den ältern Zeiten niemahls niedergeschrieben worden, weil es gegen den Geist solcher Lieder, und die Gewohnheit der Sänger ist; auch in solchen Zeiten nicht, wo die Deutschen schon mit den Römern lange im Verkehr, in vielen Ländern unter ihnen, und gemeinschaftlich mit ihnen lebend, Buchstaben und Schreibmaterialien von den Römern leicht hätten erhalten können. Anders aber dürfte der Fall seyn mit den weissagenden Gesängen, deren Odins Götterlehre viele erzeugte und vieler bedurfte. Zu diesen glaube ich wohl, daß auch Buchstaben angewandt worden. Ich habe bey einer andern Gelegenheit die Meinung geäußert, daß die germanischen Völker, auch ehe sie von den Griechen und Römern vielfältig schreiben lernten, mit der Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren. Man hat dieß bezweifelt; ich werde also die Gründe, warum ich dieses für wahrscheinlich halte, zugleich aber den allerdings sehr beschränkten Gebrauch angeben, der, wie ich glaube, von der Kenntniß der Buchstaben gemacht wurde. Das Alphabet der Runen, so wie wir es haben, ist allerdings schon aus späterer Zeit; mehrere Buchstaben sind ganz die römischen. Allein andere sind grundverschieden und lassen sich durch keine Entartung daraus ableiten. Eine eigenthümliche Anordnung und Benennung der Buchstaben, selbst die Mangelhaftigkeit des ganzen, ursprünglich nur sechzehn Buchstaben enthaltenden Alphabets scheinen eben so viel Beweise, daß es ein eignes und nicht erst von den Römern entlehntes war. Selbst in dem ungleich vollkommneren Alphabet, welches die Gothen und Angelsachsen nachher von Griechen und Römern annahmen, sind noch Spuren von

jenem ältern Runen-Alphabet. Daß dieses allen, oder doch mehreren germanischen Völkern gemeinschaftlich war, beweisen Runen-Inschriften, gefunden in den entlegensten Gegenden, wohin nur immer gothische oder andere deutsche Völker gekommen sind. Woher sollte denn aber der Norden und die Deutschen die Runen wohl empfangen haben, wenn nicht von Griechen und Römern? Hier biethet sich, wenn man eine solche Herleitung aus der Fremde durchaus verlangt, eine solche dar, die nicht unwahrscheinlich zu nennen ist. Die Phönicier, welche so vielen andern Nationen ihr Alphabet gegeben, was sich aber überall nach Art der Sprache und des Schriftgebrauchs sehr verschieden gestaltete, waren lange Zeit ganz im Besitz des Handels im baltischen Meere. Historisch gewiß ist, daß mehrere am baltischen Meere anwohnende germanische Völker, ungleich cultivirter waren, als die gegen die Römer hinwohnenden kriegerischen Gränzvölker am Rhein. Hier am baltischen Meer war auch der ursprüngliche Sitz jenes geheimnißvollen Dienstes der Hertha, welchen uns Tacitus allerdings als eine Art von Mysterien schildert. Ich finde wahrscheinlich, daß die Runen vorzüglich nur solchen Priesterverbindungen bekannt gewesen seyen und gedient haben. Daß sie von Alters her zum magischen Gebrauch angewandt worden, dafür gibt es so viele Beweise, daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Mit hölzernen Stäben, die dazu ausgesucht und eingeweiht waren, wurde die Schrift gelegt, welche den weissagenden oder beschwörenden Gesang begleitete, in welchen die Hauptbuchstaben nach einer gewissen Regel, auch nicht ohne Bedeutung wiederhohlt wur-

den *). Dieser eigne Gebrauch hat allerdings auch die auf den Inschriften noch kennbare Form der Runen bestimmt. So denke man sich den Seher, oder den Priester, zugleich mit dem räthselhaften Gesange, die geheimnißvollen Stäbe und Runen vor dem Hörer oder Lehrling legend, der es lernen sollte, eines durch das andere zu deuten und den Zaubergesang selbst aus den magischen Stäben, die wir noch jetzt von jenem Ursprunge aus, Buchstaben nennen, zu errathen. Wer ganz in der historisch erhellten und gebildeten Zeit daheim ist, der weiß sich selten in die dunklere Vorzeit zu versetzen; daher ihr vieles geliehen und philosophisch angedichtet wird, was nicht so war, und wieder anderes abgesprochen, was sie wirklich besaß.

In Sachsen selbst ward nun nach der Unterjochung durch Karl, die Odins-Götterlehre ausgerottet. Indessen blieben noch bis auf späte Zeiten manche Erinnerungen und Überreste davon zurück. Das Landvolk ließ sich seine Frühlingsfeyer nicht nehmen; dieß schuldlose und in allen Religionen schöne Fest der Natur ward nun auf

*) Auf ein weißes Gewand wurden die zuvor bezeichneten Stäbe ausgeschüttet, nach der sehr anschaulichen Beschreibung des Tacitus. Germ. cap. x. init. Runa heißt beym Ulfilas, Geheimniß; wovon unser Raunen und Allraune. Von dem magischen Gebrauch dieser Runen bey den heidnischen Normannen spricht auch Rhabanus Maurus, de invent. linguarum, ap. Goldasti Script. rer. Allemann. ed. Senckenberg. tom. II. p. 69. Litteras quippe, quibus utuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, a quibus originem, qui Theodiscam loquuntur linguam, trahunt; cum quibus carmina sua, incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur.

den Anfang des Mayen verlegt, wo unter unserm nordischen Himmel die Natur wieder aufgrünt; es schlossen sich manche Gebräuche der Art an das christliche Pfingstfest. Noch jetzt werden in vielen Gegenden des nördlichen Deutschlands, um die Zeit, wenn der Tag am längsten ist, des Nachts große Feuer auf den Bergen angezündet; der alte Gebrauch, dessen Sinn lange verlohren ist, stammt wie viele andere ähnliche Gebräuche, und manche Art von Aberglauben noch aus dem nordischen Heidenthum her. Besonders die Berge und Wälder, die alten Wohnsitze des ehemaligen Götterdienstes, umschwebten noch lange diese Erinnerungen. Noch manche christliche Jahrhunderte hindurch, wurden ausgezeichnet große, oder sonst merkwürdige, uralte Bäume, vorzüglich Eichen für heilig gehalten; nicht minder die Esche, dieser magnetische Baum, welchen die Edda als den Urstamm der Natur in ihrer Schöpfungs-Sage aufstellt; in den Gedichten wird besonders noch in spätern Zeiten die duftende Linde als ein zauberischer Baum gefeyert, und bis auf den heutigen Tag dient die Weide in jenen Gegenden zu mancherley Aberglauben. Überhaupt nahm, was von der alten Götterlehre als Erinnerung noch unter dem Volke übrig blieb, nachdem sie ausgerottet war, mehr und mehr die Form eines bloßen Aberglaubens an, und entartete zur Mißgestalt. Von den begeisterten Seherinnen und mächtigen Alraunen der nordischen Vorzeit, blieb nur der Aberglaube an allerley Beschwörungen und Hexenkünste übrig, und an die Stelle von Odins Walhalla und den daselbst versammelten Helden und Göttergestalten trat in der Fantasie des Volks das Geistergepolter der Walpurgisnacht.

Indeſſen Odins Götterlehre aber hier im Mutterlande ſelbſt vertilgt ward, fand ſie noch lange eine ſichere Freyſtätte in dem ſkandinaviſchen Norden, wo ſie erſt ſpät und allmählig nach langem Kampfe dem Chriſtenthum wich, und noch in manchen herrlichen Geſängen und Sagen glücklich erhalten, auf uns gekommen iſt. So können wir die Poeſie des Mittelalters und überhaupt die germaniſche Denkart bis zu ihrer Quelle verfolgen, die uns allerdings noch in der isländiſchen Edda ſtrömt. Ihrer jetzigen Abfaſſung nach fällt ſie in die Zeit zwiſchen Harald Harfagr, wo die Normänner ſich auf Island anſiedelten, und den Tod des Snorro Sturleſon, und den Untergang der isländiſchen Freyheit; alſo in das neunte bis dreyzehnte Jahrhundert. In den ſpätern Stücken findet ſich manche Beziehung auf griechiſche Mythologie, und ſogar auf das Chriſtenthum, ſey es nun, um die nordiſche Sage dieſem ähnlicher zu machen, oder auch um ſie an die Geſchichte der alten Völker anzuknüpfen. In den vorzüglichſten Stücken, beſonders allen den poetiſchen der ältern Edda, athmet unſtreitig der echte und reine Geiſt der nordiſchen Götterlehre. Von der poetiſchen Seite unterſcheidet ſich dieſe von der der Griechen beſonders durch ihre hohe Einheit. Die griechiſche Götterlehre iſt vielleicht zu reich, um in ein Gemählde zuſammengeſtellt werden zu können. Es fehlt ihr, wenn man ſie im Vergleich mit der nordiſchen, doch als Ein Ganzes betrachten will, an einem rechten Schluß. Die Götter- und Heldenwelt der Griechen verliehrt ſich allmählig in die Menſchenwelt; die Poeſie in die Proſa und Wirklichkeit. Die nordiſche Götterlehre erhält durch die letzte Kataſtrophe, auf die alles prophe-

tisch hindeutet, einen vollkommnen Schluß und ist in ihren wesentlichen Grundzügen in dem Einen Werke der Edda umfaßt. Es ist das Ganze wie ein einziges Gedicht, ein fortgehendes Trauerspiel. Von dem ersten Anfang, wie die Welt und die Erde aus den Gebeinen des erstarrten Riesen entsteht, bis dann glücklichere Zeiten kommen, und über dem alten Abgrunde die heilige Esche, Ygdrasill, aufgrünt; der Baum des Lebens, der seine Wurzeln durch alle Tiefen, und seine Zweige über das Weltall ausbreitet; wie dann kühne Helden und gutgesinnte lichte Geister die Macht der Riesen, und die alten Kräfte der Finsterniß, in manchen Kämpfen besiegen; bis zu dem bevorstehenden Untergang der Götter und Asen, Odins und seiner Kampfgenossen, ist alles ein zusammenhängendes, großes Natur- und Heldengedicht. Das Wesentliche, worauf alles hinzielt, ist abermahls wie in den meisten alten Dichtersagen der Untergang einer herrlichen Heldenwelt. Deßwegen trifft den edelsten, den tapfersten, den schönsten jugendlichen Helden meist zuerst das Loos in der Schlacht; weil Odin sie sammelt in sein Walhalla, um desto mehr Genossen und Mitkämpfer zu haben in dem bevorstehenden Kriege gegen die noch einmahl hereinbrechenden feindlichen Mächte, denen er in diesem letzten Kampf nicht mehr obzusiegen, sondern zu unterliegen vorher bestimmt ist. Die erste Begebenheit, wodurch dieser allgemeine Untergang sich ankündigt, ist Balders Tod. Wie in der trojanischen Sage in dem Tod der beyden Edelsten, des biedern Hektor und des schönen Achilles, der allgemeine Untergang der Heldenwelt sich ausdrückt, eben so auch hier in dem Tode Balders, des Lieblings aller

Götter, des schönsten der Helden. Vorher bestimmt ist sein Fall, vergeblich betritt auch Odins Fuß den Weg zur Unterwelt. Hela giebt nur Räthsel zur Antwort, wie die Sphinx der Alten; Räthsel, deren eine tragische Auflösung wartet, und läßt ihren bestimmten Raub nicht fahren.

Am nächsten schließen sich an die Wahrheit, jene Gesichte der nordischen Edda von der einbrechenden Dämmerung und Nacht der Götter, von dem bevorstehenden Untergange der guten Asen und Lichthelden, dem zur letzten Zeit bestimmten Losbrechen der Finsterniß und ihrer Gewalten, und dem furchtbar bevorstehenden obwohl vorübergehenden Sieg des bösen Loke, wie her auf jene kurze Finsterniß dann folgenden neuen Götterwelt, und himmlischen Verklärung; so daß man hier fast mehr als unbewußte Anklänge tiefsinniger Ahndung, und vielmehr schon eine wenn auch unvollkommne Kenntniß von den Wahrheiten des Christenthums vermuthen und voraussetzen möchte.

Ungefähr in derselben Zeit der norwegischen Macht und Heldengröße, scheinen auch die Ossianischen Gedichte, welche derselben und ihrer Verbreitung über die hebridischen und irischen Inselländer vielfältig erwähnen, so viel als davon alt und echt ist, entstanden zu seyn. Da sie aber in dem ganz abgesonderten Kreise des gaelischen Völkerstammes in Schottland eingeschlossen, und auf das übrige Europa damahls ohne alle Wirkung blieben, so werde ich ihrer an einem andern Orte gedenken.

Siebente Vorlesung.

Älteste deutsche Poesie. Vom Mittelalter überhaupt. Entstehung der neuern Europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters; Minnelieder. Charakter der Normanen, und Einfluß desselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen.

Bey den deutschen Völkern im übrigen Europa zeigte sich die Liebe zur Poesie jetzt auch in einigen Versuchen, das Christenthum im Gesang darzustellen, und die Geschichten der heiligen Schrift dichterisch einzukleiden. So geschah es bey den Sachsen in England und im südlichen Deutschland durch Ottfried. Als poetischer Kunstversuch konnte dieß nicht wohl sehr glücklich ausfallen, da es auch später viel gelehrtern und kunstreichern Dichtern nicht ganz hat gelingen wollen. Für die damahlige Dichtersprache und Verskunst bleiben es schätzbare Denkmahle, besonders da diese christlichen Dichter ihre Form nicht erfanden, sondern von den alten Heldenliedern entlehnten. Von Ottfried kann man dieß um so bestimmter sagen, da noch ein einzelnes Helden- und Schlachtlied aus demselben Zeitalter und ganz in derselben Form vorhanden ist. Es ist ein Siegeslied auf den ostfränkischen König Ludwig gegen die Normannen. Ein Lied aus so alter Zeit, jetzt schon über neun Jahrhunderte alt, und von dieser hohen Vortrefflichkeit, ist ein unschätzbares Denkmahl. Eine

Stelle darin ist auch historisch wichtig; der Dichter schildert die feyerliche Stille des geordneten Kriegsheers, vor dem Augenblick des Angriffs:

Blut schien in Wangen
Kampflust'ger Franken.

heißt es hier; und dann weiter hin:

Lied war gesungen,
Schlacht ward begunnen.

Dieses beweist, daß die altgermanische Sitte, vor dem Angriff den Muth der Kämpfer, durch ein gesungenes Helden- und Kriegslied zu begeistern, noch immer bestand. Wie sehr überhaupt die Heldenpoesie auch in dem christlichen Deutschland immer fort geübt und geliebt ward, beweist der Anfang eines andern alten Gedichts, welches keinem kriegerischen Gegenstande, sondern vielmehr dem Lobe eines Bischofs, des heiligen Anno von Kölln gewidmet ist:

„Wir hörten" heißt es hier: „von Helden oftmahls singen,
„Und wie sie feste Burgen brachen,
„Wie hohe Königreiche all zergingen
„Und wie sich liebe Kampfgenossen schieden; —

— d. h. in Zwiespalt geriethen. Der stäte Inhalt aller heroischen Gedichte, der Untergang der Nationen, und der Zwiespalt der Helden ist in diesen Versen sehr kurz und treffend bezeichnet.

Obgleich das Niebelungen-Lied erst im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts in seine jetzige Gestalt gebracht worden seyn mag, so dürfen wir doch wohl auch hier schon mit der Betrachtung bey demselben verweilen, nachdem wir früher wahrscheinlich gemacht haben, daß es seinem

wesentlichen Inhalte nach aus den geschichtlichen Heldenliedern der gothischen Völker entsprungen und nebst diesen und andern verwandten desselben Kreises, in der karolingischen Sammlung, wenn gleich in andrer Gestalt und Mundart, mit umfaßt war.

Jene kunstreiche Entfaltung der Begebenheiten, und fast dramatische Ausführlichkeit in der Darstellung, wie in den homerischen Gedichten, ist den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, so daß die Nachahmung dieser Weise andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bey einer einfachern und kunstlosern Gesanges- und Dichtungsweise geblieben sind, nimmt dieses vaterländische Werk eine sehr hohe, unter den heroischen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erste Stelle ein. Besonders zeichnet es sich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemählde, oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemählden ist es, in großen Zügen entworfen, einfach, mit Weglassung alles Überflüßigen. Auch die deutsche Sprache zeigt sich hier in einer Vollkommenheit, die sie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bey der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, welche späterhin bald Künsteley, dann Härte und Verwilderung geworden ist. Die Heldensage aller Völker hat im Innern und wesentlich, wie ich schon oft bemerkte, viel Übereinstimmendes, nur daß sie sich überall der besondern Nationalgeschichte auf eigenthümliche Weise einwebt, und nach der verschiedenen Gefühls- und Gesangsweise eines jeden Volkes eigen und anders gestaltet. Auch hier wird die allgemeine tragische Ansicht und Erinnerung an die

untergegangene Heldenwelt wieder ausgedrückt in dem Tode eines einzelnen Lieblingshelden, des edelsten, schönsten, siegreichsten, der aber vorher bestimmt ist, diese herrlichen Vorzüge, die auf ihm zusammengehäuft waren, mit einem frühen Tod, noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darstellung einer großen Katastrophe, angeknüpft an eine halb historische Begebenheit aus der eignen Nationalsage. Von dieser Seite nun findet also allerdings eine Vergleichung mit der Ilias Statt, und wenn in dem deutschen Gedicht die letzte Katastrophe tragischer, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich ist, als irgend eine der homerischen Schlachten, so ist dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender, und mit sanftern Zügen geschildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieses Werk überhaupt die beyden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzustellen, sowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfang des Gedichtes heißt:

Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Helden Streiten, mögt Ihr nun Wunder hören sagen.

Ehe wir aber die Charakteristik dieser deutschen Heldenpoesie weiter verfolgen, wenden wir unsre Betrachtung zuvor noch einmahl auf das Ganze des Mittelalters überhaupt.

Man schildert und denkt sich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, wie einen leeren Raum zwischen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung der neuern Zeiten. Man läßt Kunst und Wissenschaft auf der einen Seite völlig untergehen,

um ſie dann nach einer langen tauſendjährigen Nacht deſto herrlicher mit einemmahle wie aus Nichts emporſteigen zu laſſen. Dieſes iſt aber in einer zwiefachen Rückſicht falſch, einſeitig, und nicht richtig. Das Weſentliche von der Bildung und den Kenntniſſen des Alterthums iſt nie ganz untergegangen, und vieles von dem Beſten und Edelſten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, iſt im Mittelalter und aus dem Geiſte deſſelben entſprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche litterariſch die reichſten, darum auch immer moraliſch die beſten und größten, politiſch die glücklichſten ſind. Wenn wir ſchon an den Gedanken gewöhnt ſind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröße der ihrer ſpätern litterariſchen Ausbildung voranging, ſo ſollte man ähnliche Betrachtungen auch bey der Geſchichte des neuern Europa nicht ganz vergeſſen. Wenn man auf dieſe allgemeinen und höhern Ideen vom Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rückſicht nimmt, und bloß auf Geiſtesbildung und Litteratur ſelbſt den Blick beſchränkt, ſo muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabſetzung des Mittelalters herrſchende.

Betrachten wir die Litteratur als den Inbegriff der ausgezeichneteſten und eigenthümlichſten Hervorbringungen, worin der Geiſt eines Zeitalters, der Charakter einer Nation ſich ausſpricht; ſo iſt eine kunſtreich ausgebildete Litteratur gewiß eine der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Zeiten ohne Unterſchied, eine und dieſelbe Art von litterariſcher Ausbildung verlangt, und wo man dieſe nicht findet, gleich

alles verwirft, so ist dieß nicht nur einseitig, sondern auch falsch und gegen den Gang der Natur. Überall im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunst, die Sage der Geschichte, die Poesie der Kritik vorangehen. Hat die Litteratur einer Nation keine solche poetische Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunstreichen Entwickelung, so wird sie niemahls zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeist athmen. Eine solche poetisch reiche, aber nichts weniger als eigentlich litterarisch oder wissenschaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geistesbildung der Griechen in dem langen Zeitraum von den trojanischen Abentheuern bis auf Solon und Perikles, und diesem Umstande verdankt sie hauptsächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reichthum. Eine solche poetische Vorzeit für das neuere Europa ist das Mittelalter, dem man eine schöpferische Fülle der Fantasie gewiß nicht absprechen darf. Das stille langsame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erscheint, so giebt es ähnliche Momente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Hervorbringungen. Einem solchen allgemeinen Frühlinge der Poesie bey allen Nationen des Abendlandes ist das Zeitalter der Kreuzzüge, der Ritterſitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Litteratur hat aber noch eine andere Seite als diese poetische, bey der man vorzüglich auf die Erfindung,

auf Gefühl und Einbildungskraft sieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Überlieferung, wodurch die Kenntnisse der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, sondern durch die natürlichen Fortschritte der Zeiten, erweitert und vervollkommnet werden. Jener poetische Theil der Litteratur ist derjenige, welcher sich in den besondern Landessprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere auf die Erhaltung der überlieferten Kenntnisse gerichtete, bildet die lateinische, allen Nationen des Abendlandes gemeinsame Litteratur des Mittelalters. Auch in dieser Hinsicht ist der Gang der Sache, wenn man ihn genau betrachtet, wenn man in die Geschichte und in den Geist des Mittelalters eingeht, ein ganz anderer gewesen, als er gewöhnlich dargestellt wird.

Wenn man freylich bloß auf die Poesie und auf die Entwickelung des Nationalgeistes in den Landessprachen sieht, so möchte man wohl wünschen, daß eine solche lateinische Litteratur gar nicht vorhanden gewesen, daß die todte Sprache außer Gebrauch gekommen wäre. Geschichte und Philosophie, besonders die letzte, wurden dadurch dem Leben entzogen. Ja es hat etwas an und für sich Barbarisches, und unsäglich viele nachtheilige Folgen, wenn Wissenschaft und Gelehrsamkeit, Gesetzgebung und Staatsgeschäfte in einer ausländischen, und vollends in einer abgestorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligere Folgen hat es für die Dichtkunst gehabt; viele poetische Denkmahle der Deutschen und aller andern Völker des Abendlandes sind untergegangen, weil gutmeinende Übersetzer und seyn wollende Erklärer sie ins Lateinische übertrugen, und in Prosa aufgelöst als fabelhafte Ge-

schichte gaben, was ursprünglich wahre Poesie und Heldensage war. Viele poetische Talente und Werke sind anderer Seits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volk und Zeitalter verlohren gegangen, daß die Verfasser ihre Dichterkraft an dem vergeblichen Versuche verschwendeten, in einer für sie doch schon todten Sprache, was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen stand, andern lebendig vor Augen stellen zu wollen. Davon ließen sich viele Beyspiele anführen, von jener guten Klosterfrau, der Roswitha, die das Lob und die Thaten ihres großen sächsischen Kaisers in einem lateinischen Gedichte besang, welches, wenn es ein deutsches gewesen wäre, ein schätzbares Denkmahl der Sprache, der lebendigen Geschichte, und gewiß auch der Dichtkunst seyn würde, bis zum Petrarka, welcher seinen Dichterruhm nicht so wohl auf die italiänischen Liebesgedichte, die ihn unsterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleyen der Jugend, und eines nicht zu überwindenden Gefühls ansah, als vielmehr auf ein jetzt vergessenes lateinisches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhms noch später die lateinische Sprache erwählten, und deren besonders Italien und Deutschland im 15ten und 16ten Jahrhundert so viele hervorgebracht hat.

Man darf aber bey diesen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateinischen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergessen, daß ehe die besonderen Landessprachen sich entwickelt hatten, eine gemeinsame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Gelehrsamkeit und wissenschaft-

lichen Unterricht, sondern selbst für die Staatsgeschäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unschätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zusammenhing. Außerdem ward in allen romanisch redenden Ländern, die lateinische gar nicht als eine fremde, oder ausgestorbene Sprache betrachtet, sondern nur als die alte, regelmäßiger bey den Gelehrten und Gebildeten erhaltene, im Gegensatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der sogenannten Vulgarsprache. Erst im neunten und zehnten Jahrhundert, hörte die lateinische Sprache in diesen Ländern auf eine lebende zu seyn, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande sich eigen gestaltende Romanzo, sich so weit von dem Lateinischen entfernt hatte, daß es nicht bloß Abweichungen und Volkdialekte, sondern ganz andere Sprachen waren. Der Übergang ist jedoch so allmählig geschehen, daß der entscheidende Zeitpunkt sich eigentlich nicht ganz genau und scharf bestimmen läßt. Um so natürlicher war die Täuschung, vermöge deren man die lateinische Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem sie wirklich schon ausgestorben, und eine todte geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der altlateinischen Sprache und Aussprache beym Kirchengebrauch, bey den Gelehrten und Geistlichen und in den Klöstern eigentlich stets fortgehend erhalten, und nur allmählig alterirt, niemahls aber ganz und vollkommen mit einem Mahle unterbrochen worden ist.

Die ganze Überlieferung und Erbschaft aller Kenntnisse und Begriffe der Vorwelt, wird mit Recht als ein

Allgemeingut der gesammten Menschheit betrachtet, was allen Zeitaltern und Nationen anvertraut ist, was ihnen heilig seyn soll, und für dessen Erhaltung wir sie gewissermaßen verantwortlich machen und Rechenschaft von ihnen darüber fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltsame Störung, wodurch dieses Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerrissen, oder auch nur zerrissen zu werden bedroht wird, tadelt, sich dagegen empört, und jede solche Unterbrechung als Barbarey verabscheut, ist ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl. Indessen sollte doch, streng genommen, nur die absichtliche Zerstörung, oder die ganz stumpfsinnige Vernachlässigung der Denkmahle der Vorwelt barbarisch genannt, und nur im Fall einer gänzlichen Unterbrechung sollte einem ganzen Zeitalter der Vorwurf der Barbarey gemacht werden. Eine solche vollkommne Unterbrechung hat aber eigentlich nie Statt gefunden; absichtliche Zerstörung, wenn auch in der bildenden Kunst häufiger, findet sich doch in der Litteratur äußerst selten. Das einzige mir bekannte Beyspiel einer absichtlichen Vernichtung ist jenes, wie in schon ziemlich späten Zeiten zu Konstantinopel einige damahls noch vorhandene erotische Dichter der Griechen, wegen zu freyer Sinnlichkeit und Unsittlichkeit vertilgt worden seyn sollen. Diese moralische Ängstlichkeit, wobey nicht nur die Freyheit, welche der Dichtkunst allenfalls vergönnt ist, sondern auch die nie zu verletzende Achtung, welche allen Denkmahlen der Sprache und der Vorwelt gebührt, vergessen ward, mag tadelnswerth erscheinen. Daß indessen die Sammler und Abschreiber des Mittelalters, sowohl die

byzantiniſchen, als die im Abendlande, im Ganzen ſelbſt in dieſer Hinſicht nicht ſo übertrieben ſtreng waren, beweiſt die Menge der noch vorhandenen griechiſchen und lateiniſchen Dichter von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Beſchaffenheit. Unglückliche Zufälle, und die Bedürfniſſe des Krieges haben von jeher den Denkmahlen der Vorwelt und der Litteratur manchen empfindlichen Verluſt gebracht; ſelbſt in den neuern Zeiten und noch ſeit Erfindung der Buchdruckerey. Wie viel mehr vor derſelben, und da Handſchriften, koſtbar und in geringer Zahl, ſtatt der häufig gedruckten Bücher dienten. Auch in den gebildetſten Zeiten der Griechen und Römer, lange ehe die Gothen Rom, oder Araber Alexandrien beſetzten, ſind große Bibliotheken im Kriege ein Raub der Flammen geworden, und damit Hunderte und Tauſende von Werken für immer zu Grunde gegangen, weil ſie nicht weiter als in der einen Handſchrift vorhanden waren. Wir beklagen uns über den Verluſt mancher wichtigen Schriftſteller, und ſind deßfalls oft leicht ungehalten auf das Mittelalter. Gewiß aber iſt der Untergang eines einzelnen Schriftſtellers oder Geiſteswerkes, ſelbſt durch Vernachläſſigung verurſacht, in der ganzen Periode, da noch die Werke nur auf jene Art erhalten und fortgepflanzt werden mußten, kein hinreichender Grund, ein ganzes Zeitalter der Barbarey zu beſchuldigen. Davon könnte uns die bekannte Erzählung überzeugen, wie von den Werken des Ariſtoteles, für uns einem der wichtigſten Denkmahle des griechiſchen Geiſtes, bey den Alten ſelbſt nur eine einzige Abſchrift übrig geblieben war, die vergeſſen und übel verwahrt, bloß durch einen Zufall gefunden und noch gerettet ward. Dieſes geſchah

recht in der Mitte jener Zeit, die wir als die litterarisch gebildete der Griechen und Römer anerkennen und zu verehren gewohnt sind. Und gesetzt auch, daß die geschichtliche Kritik gegen die buchstäbliche Genauigkeit dieser Erzählung noch einige Zweifel zu erheben hätte, das Resultat ist dasselbe; denn, wie da vom Aristoteles erzählt wird, so ist es, wie wir genau und geschichtlich wissen, obwohl nicht immer mit so glücklichem Ausgang, noch vielen andern wichtigen Schriftstellern ergangen, und das zwar in den blühendsten und gebildetsten Zeiten des Alterthums. Für die Vermehrung der Abschriften ist im Abendlande seit Karl dem Großen, wenigstens mit größtem Eifer und planmäßig gesorgt, eben so sehr und vielleicht besser als nur immer in Alexandrien und Rom, oder sonst in den gebildetsten Zeiten des spätern Alterthums. Daß die christlichen Schriften und Schriftsteller hiebey den Vorzug hatten, ist billigerweise nicht zu tadeln. Wie viele aber sind nicht im Abendlande auch von den heidnischen und altrömischen erhalten? Konstantinopel ist nie durch die Gothen erobert, noch von sogenannten Barbaren überschwemmt worden, bis auf die Kreuzzüge und Türkenzeit. Gleichwohl ist dessen, was wir durch die Byzantiner von der alten griechischen Litteratur erhalten haben, im Verhältniß mit dem unermeßlichen Reichthum der alten Zeit, ungleich weniger, als was sich von der ursprünglich gar nicht sehr reichen und ungleich ärmern lateinischen Litteratur erhalten hat.

Es war überhaupt der wissenschaftliche Unterricht für die Erhaltung der alten Kenntnisse in den ersten Zeiten des Mittelalters sehr zweckmäßig eingerichtet. Nebst

allem, was für das Christenthum nothwendig war, ging die nächste Sorge auf das Studium der lateinischen Sprache, welche das Vehikel für alle jene Kenntnisse war, sodann auf die wesentlichsten Theile der Mathematik, und endlich machte man es sich überhaupt in den Klöstern zu einer Pflicht und Gewissenssache, die Werke des Alterthums zu erhalten und durch Abschriften zu vermehren. Was die Sprache betrifft, die in jenem Verhältnisse das Wesentlichste seyn mußte, so lehrte man im zehnten Jahrhundert die Redekunst der römischen Sprache nach Cicero und Quinctilian; bessere Lehrer hatte auch das Alterthum nicht gehabt. Daß man im eilften Jahrhundert angemessener und klarer, überhaupt in sofern man noch in einer todten Sprache gut schreiben kann, besser als selbst in der letzten Römer-Zeit, und im sechsten Jahrhundert schrieb, ist von allen Kennern dieser Zeit und ihrer Litteratur anerkannt. Nebst der Sprache und ihren Denkmahlen war unstreitig nichts so wichtig, als die Erhaltung der Mathematik, welche die Grundlage aller Naturkunde, und so vieler auf das Leben einwirkenden Gewerbe, Kenntnisse und technischer Fertigkeiten ist. Das schnelle Emporblühen des Wohlstandes und der Städte, besonders in Deutschland unter den sächsischen Kaisern, der Flor der Baukunst in diesem Zeitalter, und so vieler andern Künste, die Kenntniß und Wissenschaft voraussetzen, beweis't die Fruchtbarkeit dieses Bemühens und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, die mathematischen und mechanischen Kenntnisse, und die technischen Fertigkeiten des Alterthums nicht untergehen zu lassen.

Am meisten möchte man wohl die Trennung des

Abendlandes von der Kenntniß und von den Schätzen der griechischen Sprache beklagen. Aber auch hier fand nie eine gänzliche Trennung Statt. Von der Zeit an, da Karl der Große im Alter selbst noch griechisch lernte, und Lehrer dieser Sprache in zweyen Städten des südlichen Deutschlands anstellte, bis zu der Zeit, da die beyden letzten Ottonen aus dem sächsischen Kaiserhause, der griechischen Sprache kundig genug waren, um sie zu sprechen, war die Kenntniß derselben in Deutschland besonders nie ausgegangen. War sie früherhin, wie natürlich, zunächst auf die Bibel und die Kirchenväter gerichtet, so ließ jetzt der Erzbischof Bruno von Köln, der aus demselben großen Kaiserhause entsprossen war, Gelehrte aus Griechenland in der Absicht kommen, um auch die Profanschriftsteller, Geschichtschreiber und Philosophen selbst verstehen zu können, und andern erklären zu lassen. Unter der Dynastie der sächsischen Kaiser, welche mit dem byzantinischen Hofe durch Heirath vielfach verbunden waren, erhob sich nun auch, vorzüglich im nördlichen Deutschlande, eine Menge schöner Kirchen und Denkmahle der Baukunst, nach dem Muster der griechischen Sophien-Kirche, dem ersten Vorbilde aller christlichen Architektur. Überhaupt aber war Deutschland in diesem Zeitraume, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, nicht bloß das mächtigste, sondern auch das cultivirteste Land in ganz Europa.

So ist also der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den germanischen Völkern macht, daß sie Verwilderung und Barbarey über das von ihnen eroberte Römer-Reich und Abendland verbreitet haben, in der Art und Allgemeinheit, wie man ihn gewöhnlich vorträgt, vollkommen un-

gegründet. Besonders ungerecht ist dieser Vorwurf gleich in den ersten Zeiten der Völkerwanderung, gegen die Gothen; denn diese, lange schon Christen vor der Einwanderung und Eroberung, bekannt also mit der ganzen Einrichtung des Unterrichts, und den Verhältnissen des gelehrten und geistlichen Standes, wie sie damahls in der Römerwelt waren, haben im Ganzen gar nicht zerstörend gewirkt, sondern vielmehr wissenschaftliche Anstalten erhalten und befördert, soviel nur ihre Kräfte vermochten, und die Umstände erlaubten. Eine Ausnahme davon fand nur da Statt, wo die gothischen Völker von einem fremden, wilden, heidnischen Eroberer angeführt wurden, oder wo in einzelnen Fällen Partheyhaß, weil sie Arianer waren, sie gegen die Katholischen ungerecht und erbittert machte. Selbst die letzte blühende Zeit der noch alt zu nennenden römischen Litteratur fällt unter Theodorich, und niemahls hat der seynsollende Patriotismus der Italiäner einen verkehrteren Gegenstand ergriffen, als in dem bekannten Lieblings-Thema ihrer spätern Dichter: das von den Gothen befreyte Italien. Denn gerade unter Theodorich, und unter der Gothen Herrschaft, begann für Italien wieder eine glückliche Zeit, und eine neue Morgenröthe, die nur allzubald ein Ende nahm. Das wahre Elend und die eigentliche Barbarey begann, als die Gothen wieder vertrieben waren, und Italien von byzantinischen Eunuchen und Satrapen unterdrückt und ausgesogen ward. Überhaupt gibt es keine bessere Rechtfertigung für die Einwirkung der germanischen Völker auf das neuere Europa, als wenn man diese aufstrebende Thätigkeit, diese Fülle von Leben in dem europäischen

Abendlande, dieſe ſich ſo mannichfaltig und ſo herrlich entwickelnde Nationalkraft, dieſe Poeſie des Mittelalters vergleicht und zuſammenſtellt mit dem Elend des tauſend Jahre lang dahinſchmachtenden byzantiniſchen Reichs, und ſie mit dieſer einförmigen Geiſteserſchlaffung und Ertödtung vergleicht. Und doch beſaßen die Byzantiner allerdings viel größere litterariſche Reichthümer und Hülfsmittel, und manche Kenntniſſe, welche das Abendland erſt von ihnen entlehnen mußte. Es kommt auch in der Geiſtesbildung und Litteratur nicht ſo ſehr auf die todten Schätze an, die man ererbt hat, als auf den lebendigen Gebrauch, den man davon macht.

Ungünſtiger war allerdings die Wirkung, wo die einwandernden und erobernden deutſchen Völker, noch nicht Chriſten, in ihren Sitten rauher, und mit den römiſchen Einrichtungen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten völlig unbekannt waren, wie die Franken in Gallien, oder die Sachſen in Brittannien. Will man überhaupt durchaus eine Unterbrechung und Zwiſchenzeit der Zerſtörung und Finſterniß annehmen, ſo hat dieſe höchſtens Statt gefunden in dem Zeitraume von Theodorich bis auf Karl den Großen, und auch da nicht vollkommen. Denn als Italien unter dem byzantiniſchen Druck in Barbarey darnieder lag, hatte ſich das Licht der Erkenntniß und der regen Thätigkeit in den fernen Norden, in die Klöſter von Irrland und Schottland gerettet, und kaum hatten die Sachſen in England mit dem Chriſtenthum dieſe wiſſenſchaftliche Cultur, wie ſie damahls war, überkommen, als ſie bald allen andern Nationen des Abendlandes darin zuvor eilten, bis dann dieſes Licht nach Frankreich und

Deutschland verpflanzt wurde, um nie wieder zu erlöschen. Seit Karl dem Großen hat eine stete, nicht nur planmäßige Erhaltung, sondern auch unermüdete und rastlos fortschreitende Erweiterung der Kenntnisse Statt gefunden, so daß man eigentlich die Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften, welche genauere Geschichtforscher schon bis in das Zeitalter der Kreuzzüge zurück verlegen, mit Karl dem Großen anfangen müßte. Selbst in der finstersten kurzen Zwischenzeit vom sechsten bis zum achten Jahrhundert, fing jenes wissenschaftliche Institut sich an zu bilden, was durch Karl begünstigt und allgemein begründet, die ausgedehnteste Wirksamkeit erhielt; jene dem Abendland eigenthümliche Einrichtung gelehrter Klöster, und einer für das allgemeine Wohlthätigen Geistlichkeit. Diesen so zweckmäßig eingerichteten geistlichen Corporationen, welche die Länder urbar machten, die Völker bildeten, den Staat befestigten, und die Wissenschaften unermüdet erweiterten, verdankt eigentlich das neuere Europa seine nachmahlige Überlegenheit über die Byzantiner, welche ihm an ererbten Vorkenntnissen, und über die Araber, welche ihm an äußerer Macht und Hülfsmitteln so weit überlegen waren. Vergleicht man die poetische Armuth eines Alfred, die frugale Einfalt, in welcher der Eroberer Karl lebte, die beschränkten Hülfsmittel beyder auch in ihren wissenschaftlichen Unternehmungen, mit dem Reichthum, dem Glanz, der Verschwendung, die ein Harun al Raschid, oder andere Chalifen und Sultane, als unumschränkte Beherrscher der reichsten Länder des Orients, über ihre wissenschaftliche Einrichtungen verbreiten und ausschütten konnten, so erscheint das Abendland dagegen dürftig und muß

weit zurückstehen. Dennoch hat es in der Folge den Sieg davon getragen, zum sichern Beweise, daß die Wissenschaften besser gedeihen durch Institute, die vom Staate und den äußern Verhältnissen unabhängig, Jahrhunderte hindurch im Stillen anwachsen, und ungehindert sich ausbreiten, als durch die vorübergehende Gunst und Willkühr eines Herrschers, der darin zunächst nur seinen eignen Ruhm, und einen äußern Glanz sucht. Am meisten hat daher Karl der Große auf die Cultur der Nachwelt dadurch gewirkt, daß er jenen wissenschaftlichen Instituten und geistlichen Corporationen ihre Dauer und Unabhängigkeit sicherte, und ihre allgemeine Ausbreitung möglichst beförderte. So groß indessen auch Karls Verdienste um Geistesbildung und Litteratur, sowohl die lateinische, als die der Landessprache waren, so läßt sich nicht läugnen, daß Alfred, der selbst Forscher, ja für sein Zeitalter ein Gelehrter war, besonders in dem Anbau der eignen Sprache noch mehr geleistet hat. Als aber in England die Einfälle der Dänen nachtheilig wirkten, und von dem, was Karl in Frankreich und im südlichen Deutschland für Geistesbildung eingerichtet und begründet hatte, dort die Normänner, hier die Ungarn manches zerstörten, so blühte bald darauf unter den sächsischen Kaisern eine Cultur auf, die in jeder Rücksicht der frühern unter Karl und Alfred überlegen war. Besonders an guten Geschichtschreibern war damahls Deutschland reich, ja reicher als jedes andere Land in Europa, von Eginhard, Karls Geheimschreiber an, bis auf Otto von Freysingen, einem Fürsten aus dem Hause der Babenberger, Sohn Leopolds des Heiligen, und Oheim jenes großen Barbarossa, aus

dem Kaiserhause der Hohenstaufen; wozu auch das beytragen konnte, daß Deutschland damahls der Mittelpunkt aller politischen Verhältnisse war. Mönchs-Chroniken pflegte man sonst mit einem allgemeinen wegwerfenden Nahmen alle lateinischen Geschichtswerke des Mittelalters, weil sie von Geistlichen herrühren, zu nennen; indem man vergaß, daß diese Schriftsteller zum Theil von fürstlicher Geburt, mit allen Staatsverhältnissen und Geschäften vertraut, überhaupt die unterrichtetsten und gebildetsten Männer ihrer Zeit, am besten fähig waren, die wichtigsten Begebenheiten desselben mit gesunder Beurtheilung zu überschauen, oder auch durch eigne Reisen im Stande, die Sitten entlegener Völker des Morgenlandes, oder des noch weniger bekannten Nordens, als Augenzeugen ihren Zeitgenossen mit Klarheit darzustellen. So pflegte man oft in der Herabsetzung des Mittelalters ganz streitende, und sich widersprechende Vorwürfe auf einander zu häufen. War von dem Verderben der Geistlichkeit die Rede, so hieß es, sie beherrschten weitläuftige Länder, sie lebten wie Fürsten, und sie lenkten alle Staatsgeschäfte. Kam man auf ihre Werke, so hieß es: unwissende Mönche seyen sie gewesen, welche keine Geschichte schreiben konnten, weil sie die Welt nicht kannten. Die beste Lage für einen Geschichtschreiber ist aber gerade eine solche, wo er wohl Gelegenheit hat, die Welt und ihre Geschäfte aus Erfahrung kennen zu lernen, aber doch auch wieder unabhängig von ihr ist, und die Freyheit behält, sich zurückzuziehen aus dem Gedränge des Lebens, und die Begebenheiten ruhig als bloßer Zuschauer zu beobachten. Gerade in dieser Lage befanden sich mehrere von jenen Ge-

schichtschreibern, deren Werth jetzt, je mehr das Studium der Geschichte selbst fortgeschritten ist, auch wieder fast allgemein anerkannt wird, besonders derer aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

In der Philosophie hatte besonders England und Frankreich, auch noch vor der Einwirkung der Araber, und der durch sie eingeführten Alleinherrschaft des Aristoteles, sehr ausgezeichnete Schriftsteller. Ein tiefer Forscher ist im neunten Jahrhundert jener Schotte oder Irländer, den man von dem Lande seiner Geburt nur Scotus Erigena nennt; nicht minder groß und tiefsinnig war aber Anselmus, obwohl seine Philosophie ganz in den Gränzen der anerkannten Wahrheit blieb; ein geistreicher Denker und Redner ist Abälard, auch in Sprache und Kenntniß der Alten ausgezeichnet, wie sein Schüler Johann von Salisbury.

Für alle die romanisch redenden Länder mußte freylich eine Art von chaotischer Zwischenzeit entstehen, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateinischen Ursprung sich ganz lostrennen, und sich wieder zu einer eigenthümlichen, und einigermaßen bestimmten Sprachform gestalten konnte. Wenn nicht andere ungünstige Umstände es verhindert hätten, so wäre in dieser Hinsicht das Verhältniß der deutschen Völker für die Geistesbildung weit günstiger gewesen. Denn es ist noch ungleich leichter zwey ganz abgesonderte Sprachen zu gleicher Zeit zu cultiviren, als da, wo zwey Sprachen sich vermischt haben, oder eine innere Revolution die Sprache ganz verändert hat, eine neue Form derselben zuerst zu bilden. Dieß erfordert immer einen langen Zeitraum. Für die Entwick-

lung der deutschen Sprache und also auch für die nationale Geistesbildung war es unglücklich, daß die zuerst gebildeten Mundarten immer wieder untergingen, und so die auf ihre Bildung gewandte Mühe mehr als einmahl verlohren ging. Die gothische Sprache, die schon sehr regelmäßig gebildet war, erlosch mit der Nation selbst. Eine noch ungleich mannichfaltigere Ausbildung erlangte die angelsächsische, von der man wohl sagen kann, daß unter Alfred schon eine ganze Litteratur in ihr vorhanden war; eine große Anzahl von Werken, nicht bloß Gedichte und Übersetzungen, sondern auch Geschichten in Prosa, und wissenschaftliche Bücher mannigfacher Art enthaltend. Aber auch diese Sprache, obwohl noch viele ihrer Denkmahle bestehen, ging unter, als die französisch-redenden Normänner England eroberten, und aus der Mischung eine ganz neue, die jetzige englische Sprache entstand. So mußte nun die deutsche Sprache zum dritten Mahle das schwere Geschäft ihrer regelmäßigen Ausbildung beginnen. Dieß geschah im neunten Jahrhundert, denn damahls erst begann unsere jetzige hochdeutsche Sprache, in der sogenannten allemannischen Mundart, die aus der Verschmelzung der gothischen und der sächsischen Sprache, mit lateinischen Einmischungen verwebt, hervorging, sich zu entwickeln; sind auch früherhin schon Anfänge und Versuche dazu gemacht worden, so sind sie doch noch nicht von ganz entscheidendem Erfolg gewesen. In jenen allemannischen Denkmahlen sehen wir die deutsche Sprache noch ganz so unbeholfen und schwankend erschienen, und im chaotischen Kampf, wie allemahl, wenn eine Sprache sich aus einer das Innere angreifenden Mischung oder Revolution zuerst wieder regelmäßig

gestaltet. In eben diesem Zustande, wie die deutsche im neunten Jahrhundert, sehen wir auch die sämmtlichen romanischen Sprachen im eilften und zwölften Jahrhundert, in ihren ersten Versuchen auftreten. Man ist gewohnt, die deutsche Sprache als eine reine und uralte Stammsprache vor allen andern zu preisen. Dieß kann von der altsächsischen Sprache in vollem Maaße gelten, nicht aber so ganz von unserer jetzigen hochdeutschen. Diese ist eine neuere, erst im karolingischen Zeitalter aus der Verschmelzung mehrerer deutschen Mundarten, und einer sehr beträchtlich romanischen Einmischung entstanden, so daß man sie nicht mit Unrecht in die Reihe jener Sprachen stellen kann, welche aus der Verbindung der germanischen und der lateinischen entstanden sind, und deren Entstehung und ursprüngliche Beschaffenheit wohl eine aufmerksame Betrachtung verdient, da sie dem Geiste der gebildetsten Nationen Europa's zum Werkzeuge und zur Hülle dienen. Die eigentlich rein germanische und ursprünglich deutsche, allen Völkern dieses Stammes gemeinsame Sprache ist die altsächsische, die unter Alfred in England die vollkommenste Ausbildung erhalten hat. Daß die Sachsen im nördlichen Deutschlande dieselbe Sprache redeten, wie die in England, ist keinem Zweifel unterworfen; aber auch die Franken gebrauchten sich ursprünglich derselben, die auch dem ganzen germanischen Norden gemein war. Der Römer konnte sich in England eines Franken zum Dollmetscher bedienen, der Sachse aus Brittannien bedurfte selbst in Schweden gar keines solchen, und als König Alfred, als Sänger verkleidet, in das dänische Lager ging, so hat er in keiner fremden, sondern in seiner eignen Sprache die

Lieder gesungen, höchstens mit einer geringen Veränderung der Mundart oder der Aussprache. In welcher von den verschiedenen deutschen Sprachen waren nun die Lieder gefaßt, welche Karl sammeln ließ? Nicht in der gothischen, denn diese war erloschen, oder höchstens waren noch in den asturischen Gebirgen in Spanien Einzelne vorhanden, welche sie verstanden und reden konnten. Nicht in der oberdeutschen allemannischen, die wir noch ein halbes Jahrhundert nach ihm erst im Werden begriffen sehen, und die nur deßhalb fränkisch genannt wird, weil in der ganzen karolingischen Zeit, dieß nach dem herrschenden Volke fast eine allgemeine Bezeichnung für alles Deutsche ist. Dazu kommt, daß diese Lieder auch schon zu seiner Zeit alt, wenn auch nur zwey, wenn auch nur ein Jahrhundert alt waren. Ich glaube also fast mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß diese Lieder in sächsischer Sprache abgefaßt und aus der gothischen in diese übertragen waren, in derselben, welche Alfred schrieb, und die auch Karl, wenn er nicht romanisch redete, gesprochen hat; er, der am liebsten in den rheinischen Niederlanden lebte, dem alten Stammlande der Franken, deren Sprache ursprünglich auch die sächsische war.

Diese Bemerkung ist nicht bloß für den Freund der Sprache und der Dichtkunst, sondern auch selbst für die Geschichte in so vieler Beziehung wichtig, daß ich mir erlaubt habe, sie nicht zu übergehen.

Den Ursprung der hochdeutschen Sprache aber erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutschen Völker, welche ursprünglich vorzüglich das baltische Meer umwohnten, haben, da sie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ih-

re Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltischen bis an das schwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen sie sogar einzelne Wörter annahmen, haben eben dadurch eine ganz eigne Mundart und verschiedene Sprache erhalten. Im südlichen Deutschland, besonders in den Alpenländern, hat sich der gewöhnliche klimatische Einfluß gebirgichter Länder auf eine rauhe Aussprache und die harten Gurgeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothische und fränkische Herrschaft und Kolonieen haben im südlichen Deutschland eine Verwirrung oder Verschmelzung verschiedener deutscher Mundarten erzeugt, und die romanische Einmischung ist den römischen Kolonieen an der Donau, besonders aber der frühern Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zuzuschreiben; wie diese Einmischung aus der gleichen Ursache auch längst der nordwestlichen Rheingränze Statt gefunden hat, wo jedoch der norddeutsche Sachsenstamm im Ganzen reiner erhalten und die Völker weniger vermischt worden. Durch diese Einflüße ward die so regelmäßige und schöne gothische Sprache in den rauhen allemannischen Volksdialekt umgewandelt; der aus seiner Verwilderung durch Jahrhundertlangen Anbau hervorgezogen, nachdem das nördliche und südliche Deutschland unter Einem Kaiser vereint ward, auch von der sächsischen Sprache und Mundart immer mehr und mehr annahm, und sich eben dadurch zu der hochdeutschen Rede gestaltete, welche in dem sogenannten schwäbischen Zeitalter der Hohenstaufen zu einer völlig regelmäßigen Ausbildung gelangte, die aber bald von neuem wieder zu-

gleich mit dem Reiche und dem ganzen sittlichen Zustande verwilderte.

Unter allen romanischen Sprachen hat sich die provenzalische zuerst entwickelt, vermuthlich, weil sie am wenigsten fremde Einmischung erfahren hat. Die alte Landessprache ist hier in dieser zuerst zur römischen Provinz gewordenen Gegend, wahrscheinlich auch am früheſten erloschen; die deutsche Ansiedlung ist aber verhältnißmäßig wohl sehr gering, und nicht bedeutend gewesen. Um also diese ganze Betrachtung über die Sprachen des neuern Europa mit einer allgemeinen Übersicht zu beschließen; so haben sich von allen denen Sprachen, die aus der Vermischung der romanischen und der germanischen entstanden sind, die oberdeutsche oder allemannische, und die provenzalische zuerst entwickelt, welche beyde am meisten rein geblieben waren und die geringste Einmischung erlitten hatten. Von jenen drey romanischen Sprachen, welche eine beträchtlichere Einmischung erfahren haben, der italiänischen, spanischen und nordfranzösischen, hat die, welche sich am meisten von der lateinischen entfernt, die französische, zuletzt den höchsten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht. Die jüngste aller dieser Sprachen ist die englische, in welcher die Mischung am stärksten war, und beyde Bestandtheile des Germanischen und des Romanischen sich ungefähr das Gleichgewicht halten. Hier hat auch der chaotische Zustand, den eine solche Mischung nothwendig zur Folge hat, am längsten gedauert. Daß aber auch aus einem solchen in der Folge etwas sehr Edles hervorgehen kann, das zeigt sich in der eigenthümlichen Schönheit, in der Kraft, Schnelle und Leichtigkeit der englischen Sprache, so wie auch

in dem hohen und eignen Nationalgeist ihrer Litteratur, die ohne eine solche Sprache sich nicht so würde haben gestalten können.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte sich besonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poesie, welche man bey den Provenzalen die fröhliche Wissenschaft nannte, und welche bey den geistvollsten Nationen des damahligen Europa einen so verschwenderischen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geist des Minnegesangs aus allen diesen Ritterdichtungen athmet, und dieser Geist vorzüglich sie von andern bloß heroischen Heldengedichten unterscheidet, so mache ich mit dem ersten den Anfang. Der Minnegesang blühte zuerst auf bey den Provenzalen, und pflanzte sich von ihnen auf die Italiäner fort, die anfangs selbst wohl in provenzalischer Sprache dichteten. Jetzt ist diese Sprache wie ausgestorben, daher die noch vorhandenen Denkmahle derselben unbenutzt in den Handschriften-Sammlungen da liegen. *) Nebst Frankreich blühte die fröhliche Wissenschaft am frühsten in Deutschland, am meisten im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Erst im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegesang der Italiäner durch Petrarka seine kunstreiche Vollendung, und das fünfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der spanischen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieser alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm

*) Das Werk von A. W. v. Schlegel sur la langue provençale, hat uns über diese so wenig bekannte älteste und erstgebildete unter den romanischen Schwestersprachen, von denen sie nun verdrängt ist, reichhaltigen Aufschluß gegeben.

erreichte, lebte noch tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein. Es war Castillejo, der Ferdinand dem Ersten aus seinem Vaterland nach Österreich folgte.

Der Minnegesang hat sich bey jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verschiedenen Nationalgeiste gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiäner keine Nation von der andern so gar viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbst die Liederform hat sich bey jeder Nation ganz verschieden gestaltet. In allen herrscht der Reim, und zwar ein sehr musikalischer Gebrauch desselben, der ohne die Beziehung auf die Musik fast verschwenderisch und spielend scheinen könnte. Wahrscheinlich hat diese gemeinschaftliche Eigenschaft ihren Grund in der Beschaffenheit der damahligen Musik, da sie ursprünglich alle zum Gesange bestimmt waren.

Daß die deutschen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgesetzt hat, ist um so weniger wahrscheinlich, da die Deutschen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben; denn schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Klosterfrauen das häufige Singen der deutschen Liebesgesänge, oder Wynelieder, zu untersagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutsche Fürsten, die in Italien mehr einheimisch waren, auch in provenzalischer Sprache gedichtet; aber dieß beweist für den deutschen Minnegesang selbst nichts. Wäre dieser entlehnt, so würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen,

wie Petrarka seine geliebten Provenzalen so oft mit Ruhm anführt, um so mehr, da die deutschen Verfasser der erzählenden Rittergedichte, ihre provenzalischen oder französischen Quellen fast jeder Zeit anführen.

Wie dem auch sey, in der Liederform, und auch im Charakter, in dem Gedankengange, und der Gefühlsweise, sind die deutschen Minnelieder von den provenzalischen und französischen ganz verschieden, und von allen noch vorhandenen und schon bekannten Sammlungen der Art ist die deutsche die reichste.

Was darin zuerst auffällt, ist der sanfte Geist, den sie athmen; besonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieser Fürsten und Ritter, von denen sie herrühren, in der Geschichte als die kühnsten Helden auftreten sieht. Aber dieser Gegensatz findet sich oft in der Natur, und muß wohl dem menschlichen Herzen, wenn es edel ist, gemäß seyn; daß nähmlich mitten in einem ganz kriegerischen Leben sanfte Neigungen erwachen, und aus der höchsten heroischen Kraft das feinste Zartgefühl, wie eine schöne Blume, emporsteigt. So ist auch jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeschrieben wird, nur wie ein rührender Klagehauch, sanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten sollte.

Doch die Zartheit der Gefühle, und auch die Anmuth und musikalische Weichheit in der Sprache hat man den deutschen Minneliedern noch nie abgesprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und der Tändeley. Der Vorwurf der Einförmigkeit ist eigentlich sonderbar; es ist, als ob man sich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel seyen. Freylich sollten Gedichte der Art nur wie einzelne

Blumen den Weg des Lebens schmücken, und nicht mit einem Mahle ausgeschüttet werden, was Überdruß erregt. Der Laura selbst hätte es zu viel werden mögen, wenn sie alle Gedichte, welche Petrarka noch bey ihrer Lebenszeit an sie gesungen hat, mit einem Mahle hätte lesen sollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von solchen Liedern, weil sie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander lesen, oder durchlaufen; wozu sie ursprünglich gar nicht bestimmt waren. Denn sind sie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet gewesen, sondern manche bloß ersonnen worden; so war es doch immer für den Gesang, und um gesungen, wo immer man Lust daran fand, das gesellige Leben zu erheitern und zu verschönern. Außerdem ist es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgesänge, sondern überhaupt alle lyrischen Gedichte, wenn sie ganz Natur sind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, sich in einem bestimmten Kreise von Gefühlen und Gedankengange bewegen. Dieß ließe sich selbst in der ernsthaften lyrischen Gattung durch Beyspiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewisse Hauptrichtung haben, wenn es sich eigenthümlich und poetisch aussprechen soll; und wo das Gefühl vorherrschen soll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannigfaltigkeit der lyrischen Gedichte findet sich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle mögliche Gegenstände in allen möglichen Formen behandelt, und nicht selten den Ton und den Geschmack der verschiedensten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beysammen, und um so mehr Abwechslung zum hintereinander Durchlesen findet, je mehr das Lied und der

Gesang zum Gelegenheitsgedicht herabgesunken ist, oder sich in sinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zersplittert und aufgelöst hat.

Der zweyte Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß sie tändelnd seyen, ist nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel ist. Selbst die Alten, obwohl sie in ihren erotischen Gedichten mehr die Gluth der Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke darzustellen streben, haben doch erkannt, daß auch dieses Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem sie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darstellen, und an diesen Begriff so manche sinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigste Leidenschaft auch in der Ritterzeit oft tragische Ereignisse und Handlungen hervorgebracht hat, läßt sich schon aus dem lebendigen Charakter dieses Zeitalters vermuthen. Die Geschichte biethet eine Menge Beyspiele der Art dar. Aber diese ernsthafte und leidenschaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern selten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platonischen Sinngedichte und Gesänge des Petrarka, sind die deutschen Minnelieder nicht. Doch in den meisten wird auch diese Seite nur zart berührt. Vorzüglich und fast ausschließend ergriffen diese Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Fantasie einen freyen Raum eröffnet. Es war also der Geist des Minnegesangs überhaupt, und des deutschen insbesondere etwa folgender. Aus der den Deutschen ursprünglich eignen Achtung vor den Frauen, entwickelte sich bey mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Christenthum strengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte,

ein Zartgefühl, das nur da, wo es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; was aber, so lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poesie ist. Die provenzalischen Liebeshöfe und Gerichte, die daselbst mit einer fast metaphysischen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe, sind dem deutschen Minnegesang eigentlich dur aus fremd. Er ist kunstlos im Vergleich mit dem sinnreichen Gedankenspiel des Petrarka oder der spanischen Lieder; dagegen aber ist er gefühlvoller, und besingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

Die epische Helden-Poesie gehört ganz der Vorzeit an: der Dichter eines schon kunstgebildeten Zeitalters, der es noch vermag, wie ein Sänger der Vorwelt, und wahrhaft episch zu dichten, ist immer als eine höchst seltene Ausnahme, und als eine in seinem Jahrhundert oder bey seiner Nation einzige Erscheinung und hohe Gabe der Natur betrachtet und verehrt worden. In der dramatischen Gattung behauptet dagegen die Kunst desto mehr ihre Vorrechte, und nur in einem ganz kunstgebildeten Zeitalter kann sie gedeihen. Für die lyrische Dichtung ist, wie die Jugend des Einzelnen an empfänglichsten, so auch das jugendliche Zeitalter der Nationen, sie hervorzubringen, das glücklichste. Eine solche freylich nicht bloß in der Blüthe des Gefühls schwelgende, sondern auch kriegerisch muthige und lebendig thatenreiche Jugendzeit war für die Nationen des Abendlandes, das Zeitalter der Kreuzzüge.

Nebst den Kreuzzügen selbst, haben vorzüglich die Normannen viel beygetragen, der Fantasie der europäi-

schen Nationen einen ganz neuen Schwung zu geben. Zwar waren die Grundzüge des Ritterthums schon überall vorhanden, so wie sie selbst aus der ursprünglich germanischen Verfassung hervorgehen; der poetische Glaube an das Wunderbare, an riesenstarke Helden, Berggeister, Meerfrauen, Elfen und zauberkundige Zwerge war noch aus der altnordischen Götterlehre in der Fantasie zurückgeblieben. Aber es war ein frischer Lebensgeist, den die Normannen noch unmittelbar von der Quelle her, aus dem Norden mitbrachten, und mit dem sie alle jene vorhandenen Elemente des Ritterthums und der Poesie jetzt von neuem befruchteten. Dieser Geist verließ sie nicht, als sie christlich dachten und französisch sprachen; vielmehr verbreitete er sich nun erst recht über ganz Frankreich und über das ganze christliche Europa, und folgte den Normannen nach England und Sicilien, und bis auf die kühnen Züge nach Jerusalem, an denen sie einen so ganz vorzüglichen Antheil nahmen. Nicht nur ihre Sinnesart, auch ihre Lebensweise war durchaus poetisch, und ganz auf den Hang zu Abentheuern gegründet, stets auch in den kriegerischen Unternehmungen das kühnste wählend und wagend, und immer auf das Wunderbare gerichtet, und so haben sie auf die Poesie des Mittelalters einen vorzüglich großen Einfluß gehabt. Besonders scheinen sie die Geschichte Karls des Großen mit Liebe aufgefaßt, und zum Rittergedicht gestaltet zu haben. Das historisch Wahre in dieser Geschichte, die Schlacht bey Roncesvall, wo das fränkische Heer von den Arabern und Spaniern überfallen ward, und eine große Niederlage erlitt, und wo Roland den Heldentod starb, war eher eine unglückliche als sehr ruhmvolle Begebenheit für Karl und die Franken. Daß die

Erinnerung daran dennoch in dem Andenken des Volks so werth blieb, und auch für die Poesie schon früh ein beliebter Gegenstand wurde, davon ist der Grund vielleicht darin zu suchen, daß ungeachtet jener unglücklichen Schlacht, es doch Karln im Ganzen gelungen war, den Fortschritten der Araber Schranken zu setzen, und selbst jenseits der Pyrenäen Vertheidigungsmarken, als ein gemeinsames Bollwerk für das gesammte Abendland zu gründen. Vorzüglich aber lag es wohl in der eigenthümlich christlichen Ansicht dieser Begebenheit. Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Christenheit gefallen; waren sie also gleich irdisch besiegt, so blieb ihnen doch die himmlische Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod gestorben, und wurden also als Märtyrer betrachtet. In einer solchen Ansicht war unstreitig das alte Rolands-Lied abgefaßt, dessen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bey den Normannen diente; denn ohne diese himmlische Tröstung wäre ein unglückliches Todeslied schwerlich geeignet gewesen, den Muth zur Schlacht zu beseelen. In dem Zeitalter der Kreuzzüge ward nun die Geschichte von Karls Thaten, von der Schlacht bey Roncesvall, und Rolands Tode, ganz als Kreuzzug dargestellt, anfangs in der Absicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beyspiel und hohes Vorbild unter dem schon verherrlichten und vielbesungenen Nahmen des großen Kaisers und seiner Helden aufzustellen; ja es ward Karln selbst ein fabelhafter Kreuzzug beygelegt. Allmählig brachte man nun alle Sultane und alle Zaubereyen des ganzen Orients in die Geschichte Karls, behandelte diese ganz fabelhaft, und früh genug scheinen

sich auch einige komische Charaktere und Dichtungen an das übrige angeschlossen zu haben. Durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer waren ohnehin zahllos viele fabelhafte Sagen und Mährchen verbreitet worden, und als endlich die Reisebeschreibung des Marco Polo bekannt wurde, der einen großen Theil von Asien durchstreift hatte, und der wegen seiner Übertreibungen und seiner großen Zahlen nur Messer Millione genannt wurde; da gab es zwischen Marokko und China nichts Wunderbares, es mochte auf einiges Wahre gegründet, und nur halb fabelhaft, oder ganz und gar erdichtet seyn, was nicht in diesen Poesien zusammengeflossen wäre. So verlohr diese geschichtliche Sage von den Thaten und Kriegen Karls des Großen, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt wohl Gegenstand für ein ernstes Heldengedicht hätte seyn können, allen festen Grund und Boden, und wurde bloß eine Form, oder Einfassung, worin sich alle mögliche beliebigen Dichtungen eintragen ließen, und bloß ein Vehikel für das kühne und willkührliche Spiel der Fantasie mit dem Wunderbaren. Diese Gestalt hat sie beym Ariost, und den andern, die ihm vorangingen oder nachfolgten, wo der Dichter des hinreissenden Zaubers seiner Sprache und seiner Darstellung gewiß, gar nicht mehr täuschen will durch seine luftige Gestalten, und vorüberfliegende Gemählde, sondern oft durch absichtliche Übertreibung, durch willkührliche Unordnung und scheinbare Verwirrung, in der bald hier bald dort hineilenden Erzählung, und durch eingestreute Scherze, die Täuschung selbst wieder zerstört.

Achte Vorlesung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder, und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach, wahre Bedeutung der gothischen Baukunst, Spätere Poesie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid.

Es sind vorzüglich drey Kreise von Fabeln und Geschichten, welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenstande dienten. Den ersten bilden die Sagen von den gothischen, den fränkischen und burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung; sie machen den Inhalt des Nibelungen-Liedes aus, und der verschiedenen unter dem Nahmen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Diese heroischen Sagen haben am meisten einen geschichtlichen Grund; sie athmen noch ganz den nordischen Geist, sie sind vielfältig auch in den skandinavischen Sprachen besungen und behandelt worden, und schließen sich zunächst an die heidnische Vorzeit, und an die altdeutsche Götterlehre an. Der zweyte Hauptgegenstand der Rittergedichte war Karl der Große, besonders aber sein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bey Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten sich sehr bald von der Wahrheit; der thätige Held ward in einen müßigen Beherrscher, ähnlich denen des Mor-

genlandes, verwandelt. Dazu kann beygetragen haben, daß die Normannen, welche diese Dichtung vorzüglich ausgebildet, sich Karln bey allem Ruhm, der seinen Nahmen umgab, in ähnlichen Verhältnissen dachten, wie sie die unthätigen Monarchen des alten Frankenreichs auf seinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch sey, eine gewisse, fast komische Übertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieser Geschichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkührliches hinzugedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Fantasie, wie wir es im Ariost sehen. Nicht ganz so erging es dem dritten Fabelkreise der Ritterdichtung, den Geschichten von dem brittischen König Artus und seiner Tafelrunde. Zwar ward auch hier das ursprünglich Geschichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, was die Kreuzzüge darbothen, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geschichtliche Artus, ein christlicher König von celtischem Stamm in Brittannien, und dessen Schicksale und Kriege gegen die Anfangs noch heidnischen Heerführer der Sachsen, wäre nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen. Desto mehr legte man hinein, indem man in dieser Dichtung vorzüglich das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten suchte, und man behielt hier weit mehr ein bestimmtes Ziel im Auge, als bey den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächst schlossen sich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den schönsten Verhältnissen des ritterlichen Lebens darzustellen bestimmt sind. Die vorzüglichste dieser Dichtungen ist durchaus elegisch, wie es selbst der Nahme Tristans bezeichnet. Dieser sanfte elegische Anstrich ist der Natur ei-

ner solchen Darstellung durchaus angemessen, schon wegen des Widerspruchs zwischen den äußern Verhältnissen, und dem innern Gefühl der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und selbst der Freude derselben immer schon eine gewisse wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugesellt, und besonders auch weil die höhere Sehnsucht doch nie sich ganz befriedigt fühlt. Die poetische Umgebung, das Wunderbare, und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schicksale der Liebe verwebt erscheinen, wirken durchaus verschönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darstellung in die Gegenwart und prosaische Wirklichkeit verlegte, durch psychologische Zergliederung und Feinheit, durch Welt- und Menschenkenntniß den Mangel an Poesie ersetzen wollen. Die Welt und die Menschen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poesie die Ahndung solcher Gefühle, die selbst schon eine natürliche Poesie sind, bey denen, die sie noch nicht kennen, wie die Erinnerung derselben bey jenen, die sie schon erfuhren, zu erwecken, und indem sie alles in dem schönsten Lichte zeigt, und mit einem magischen Zauber umgiebt, diese Gefühle nicht so wohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epischen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters, erhielt Tristan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, so ward jener mehr elegischen Dichtung die heitre und fröhliche vom Lancelott zugesellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und seiner Tafelrunde. Man suchte

in diesem Kreis, welcher den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in sich fassen sollte, besonders auch den Begriff eines geistlichen Ritters auszudrücken, wie derselbe einem hohen Gelübde getreu, durch strenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern ersteige, und zu immer höhern Graden der Weihe sich erhebe. Dieß hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abentheuern und Wundern des Kriegs und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Nahmen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von solchen ganz allegorischen Ritterdichtungen ersonnen, deren Ziel stets dahin geht, darzustellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung, sich der Geheimnisse und Heiligthümer würdig machen soll, deren Aufbewahrung hier als das höchste Ziel seines Berufs erscheint. Man darf aber annehmen, und es sind bestimmte Anzeichen und Beweise vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geistlichen Ritters, wie es damahls in dem Zeitalter, da die vornehmsten geistlichen Ritterorden entstunden und blühten, in den Gemüthern war, darin ausgesprochen wird, sondern auch manche von den sinnbildlichen Begriffen und Überlieferungen, welche einige dieser Orden, besonders die Tempelherren unter sich hatten, in diesen Dichtungen niedergelegt sind. Dieß ist auch in geschichtlicher Rücksicht merkwürdig. Lessing, welcher, soviel ich weiß, diese Bemerkung zuerst gemacht, und der eine sehr sorgfältige Untersuchung darauf gewandt hat, war wohl im Stande darüber zu urtheilen; und diejenigen, welche mit Gegenständen der Art bekannt sind, werden ihm unstrei-

tig beystimmen, wenn sie die alten Dichtungen mit diesem Gedanken aufmerksam betrachten wollen. Selbst in den französischen Romanen vom Graal ist dieß unverkennbar, noch mehr aber in der äußerst kunstreichen deutschen Behandlung.

So hat denn dieser dritte Fabelkreis der Rittergedichte, der von Artus und der Tafelrunde, einen ganz eigenthümlichen allegorischen Charakter. Diese drey Fabelkreise, der von den Nibelungen, der von Karl dem Großen, und der von der Tafelrunde, sind die vorzüglichsten Gegenstände der Poesie im Mittelalter gewesen; unzählige andere Dichtungen schlossen sich an jene, wie an ihren Mittelpunkt und Kern an. Es ist jetzt noch zu betrachten, welche Gestalt der Geist der Ritterdichtung, wie des Ritterthums selbst, bey jeder der vornehmsten Nationen Europa's angenommen, wie lange er gedauert hat, wie jene Poesie bald auf die eine, bald auf die andere Weise erloschen ist, und verlohren ging, und fast nirgends zu der vollendeten Entwickelung und kunstreichen Schönheit der Darstellung gelangte, deren sie wohl fähig gewesen wäre. Zuvor aber ist es nöthig, noch des Einflusses der Kreuzzüge auf die Poesie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und besonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poesie des Morgenlandes daran Antheil gehabt hat.

Die Hauptsache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiste worin sie unternommen ward, schon an und für sich haben mußte, die Fantasie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon, wurden noch in derselben

Zeit besungen, da sie eben erst geschehen waren; sie durften nicht erst in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetisch zu erscheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geschichten Karls des Großen, nebst denen von der Tafelrunde mehrentheils vor, weil hier die Fantasie noch freyern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poesie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, ist bey weitem nicht so groß gewesen, als man ihn früher oftmahls angab, und was davon wahr ist, gebührt wenigstens größtentheils, wenn auch nicht ausschließend den Persern und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientalischen Dichtkunst sind es vorzüglich zwey, welche diesen Einfluß, und den Geist darstellen, der durch denselben nach Europa herüber kam, oder auch schon ursprünglich dem Dichtergeist des Nordens verwandt war: die unter dem Nahmen, Tausend und Eine Nacht bekannte arabische Mährchensammlung, und das persische Heldenbuch des Ferdusi, den man bald den Homer, bald den Ariost des Morgenlandes genannt hat.

Die ältere Poesie der Araber vor Mahomet, bestand, so weit sie bekannt ist, aus lyrischen Heldengesängen, welche ohne eigentliche Mythologie die kriegerischen Thaten und die Gefühle der Liebe besangen, besonders aber den Ruhm des einzelnen Kriegers und seines Geschlechts. Alles ist auf den Stamm, der gepriesen werden soll, gerichtet, und um seine hohen Vorzüge vor andern minder geachteten, oder auch gehaßten und angefeindeten Stämmen in das hellste Licht zu setzen. Daneben Sittensprüche, sinnreiche Gedankenspiele, wie das ganze Morgenland sie liebt. Eine

eigentliche Mythologie, eine solche Welt von Dichtungen über Götter und Helden, Geister und andere wunderbare Naturen in ihrem Kampf dargestellt, wie die Griechen, die Perser sie hatten, und wie sie auch in der nordischen Götterlehre enthalten ist, findet sich nicht in jener altarabischen Poesie. Sie ist so ganz lokal, daß sie auch wohl kaum eine Verpflanzung leidet; vielmehr muß man sich ganz in die Lebensart jener arabischen Stämme versetzen, um ihre Poesie einigermaßen verstehen zu lernen. In der Abwesenheit einer eigentlichen Mythologie, und in der ausschließenden Richtung und Beschränkung auf den Ruhm, die Denkart, die Verhältnisse und Erinnerungen einiger kriegerischen Stämme vom arabischen Adel, haben diese Gesänge eine allgemeine Ähnlichkeit mit den ossianischen. Nur daß in diesen meistens der klagende Ton der herrschende ist, angemessen dem Gefühl einer schon erlöschenden Nation, oder wenn man will, einem vom Nebel umhüllten, von den Wogen des Nordmeers umrauschten Lande, unter trübem und rauhen Himmel. In den arabischen Stammgesängen herrscht dagegen ein stolzer, freudiger, muthiger Geist, wie einer siegreichen Nation, und dem südlichen Klima angemessen. Statt der Klage spricht hier auch oft der kriegerische Zorn und Haß gegen den angefeindeten Stamm. Solche Stammgesänge sind immer durchaus lokal, und bleiben ganz dem Boden eigen, auf dem sie entsprungen sind. Dagegen die Dichtungen einer mehr mythologischen Heldensage leicht von einer Nation zur andern übergehen, und bey allen Nationen, die eine solche besitzen, manche Ähnlichkeit und Übereinstimmung verrathen.

Eine dichterische Mythologie war so entfernt von dem Geiste der ältern Araber, daß die Erzählung bekannt ist, wie ein Araber zu Mahomets Zeit die persischen Heldengeschichten von Isfendiar und andern wunderbaren Rittern der Vorzeit als etwas Neues und Unbekanntes nach Mekka brachte, Mahomet aber diesem Einhalt that, weil er besorgte, daß man Gefallen daran finden, und seine Poesie, und seine Zwecke leicht darunter leiden möchten.

Gefallen fanden nun allerdings die Araber, als sie Asien beherrschten, an den Zaubergestalten der persischen Dichtkunst. Dieß beweisen die schon erwähnten arabischen Mährchen. Daß besonders diejenigen darunter, welche am meisten Wunderbares und Feerey enthalten, ursprünglich nicht alt und echt arabisch seyen, sondern die Poesie darin den Persern, zum Theil vielleicht selbst den Indiern angehört, das wird jetzt von den Kennern der orientalischen Litteratur für ausgemacht gehalten. Ob die Araber aber außer der von den Persern entlehnten, eine wahrhaft eigne, und von ihnen selbst ausgegangene und gebildete Ritterpoesie gehabt, von mehr Dichtung als jene alten lyrischen Stammgesänge, das ist wenigstens bis jetzt noch nicht erwiesen. Und wenn auch neuerdings eine oder die andere den Arabern wirklich originaleigenthümliche größere Ritterdichtung aufgefunden worden ist, so wird doch dadurch das Verhältniß im Allgemeinen nicht wesentlich verändert.

Elfen und Alraunen, Berggeister und Meerweiber, Riesen, Zwerge und Drachen waren in der nordischen Götterlehre lange bekannt vor den Kreuzzügen. Dieß ist nicht entlehnt, sondern eine ursprüngliche Verwandtschaft

zwischen der nordischen und persischen Götter- und Geisterlehre. Nur die südlichen Zaubergestalten jener Feerey, und den orientalischen Farbenglanz der Fantasie hat die Bekanntschaft mit dem Morgenlande in die Poesie des Abendlandes eingeführt. Es findet aber noch eine andere Art der Übereinstimmung Statt. Das persische Heldenbuch, worin der Dichter um das Jahr Tausend unserer Zeitrechnung, die Sagen und Geschichten der persischen Helden und Könige zusammentrug, und in der reinsten und blühendsten Perserſprache, die damahls noch möglich war, und mit einer Fülle der Fantasie besang, welche ihm den Beynahmen des Paradiesischen verschaffte, der nun sein geschichtlicher Nahme geworden ist, hat etwa folgenden Hauptinhalt in dem mythologischen Zeitraume. Die Herrlichkeit Dschemschids, auf dessen Nahmen alles zusammen gehäuft wird, wodurch ein Herrscher und ein Sieger als der Abglanz des Ewigen auf Erden erscheinen kann, steht am Anfange dieser Dichtung als das goldene Zeitalter des ehemahligen Perserreichs, und der gesammten asiatischen Welt. Als aber doch nach vielen glücklichen Jahrhunderten, jene Sonne der Gerechtigkeit sich verdunkelt, und der herrlichste Herrscher in Stolz und Übermuth versinkt, da fällt auch das Land des Lichts den feindlichen Gewalten anheim. Der Kampf zwischen Iran und Turan, zwischen dem heiligen Lande des Lichts, und dem Lande wilder Finsterniß, ist nun der Mittelpunkt, um den sich alle nachfolgenden Dichtungen drehen. Des herrlichen Feridun Sieg über den bösen Zohak, und wie er dann gegen den feindlichen Afrasiab vergeblich kämpft; wie dieser zur allgemeinen Herrschaft gelangt, und nun

eine dunkle Nacht das ganze Reich bedeckt; doch aber schon ein Retter der Perser gebohren ist in Rustan, welcher den wilden Beherrscher wieder verdrängt, bis er nach langen Abentheuern vom König Chosru endlich ganz besiegt wird, mit welchem als dem eigentlichen geschichtlichen Stifter des persischen Reichs, die historische Zeit beginnt; das sind lauter Dichtungen, in welchen überall der altpersische Begriff vom Kampf des Lichts und der Finsterniß in Heldensage eingekleidet ist. Auch in allen übrigen Dichtungen athmet derselbe Geist, und ist dieselbe Beziehung sichtbar. Einen ähnlichen, den Griechen in dieser Art wenigstens fremden Gegensatz und Begriff vom Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß bemerkt man leicht in vielen und wohl in den meisten christlichen Dichtungen des Mittelalters; ja man kann sagen, daß er durchgehends darin herrscht, so früh nur eigentlich christliche Dichtung und Sinnbilder der darstellenden Kunst sich zu entwickeln angefangen haben. Das Christenthum verwirft jene persische Vorstellungsart von dem ewigen Gegensatz und Kampf des Guten und Bösen, nur insofern derselbe auch auf die Gottheit ausgedehnt wird, und sodann zwey von einander unabhängige Grundkräfte angenommen werden. Aber dieß liegt in einer höhern Region; es ist eine Verschiedenheit, die, wenn man so sagen darf, nur die Metaphysik betrifft. Im übrigen erkennt das Christenthum in der Sinnenwelt wie in der Geisterwelt, in der Natur wie im Menschen jenen Gegensatz des Guten und Bösen, den Kampf des Lichts und der Finsterniß an, wie er sich denn auch in allen eigenthümlich christlichen Vorstellungsarten, Dichtungen und Sinnbildern kund giebt. Es

ist also auch diese Übereinstimmung, die neben dem ähnlichen allerdings auch manches unähnliche enthält, nicht für entlehnt zu halten, und aus bloßer Mittheilung und Nachbildung zu erklären; sondern es erfolgte ein ähnlicher Gang der Einbildungskraft, aus einer Weltansicht, die bey aller Verschiedenheit doch in mehreren wesentlichen Grundzügen übereinstimmt.

Die spätern romantischen Gedichte der Perser, wie Meschnun und Leila, Chosru und Schirin, erinnern, als epische Liebes- und Rittergedichte dieser Gattung nach, welche den Alten fremd war, immer noch an die Poesie des Mittelalters. Doch ist diese Schwelgerey der Bilderfülle dem Abendlande in dem Maaße selbst da fremd, wo man Gedichte am meisten als Blumenspiele betrachtet; noch weiter aber entfernt sich die darin herrschende Behandlung der Liebe selbst, und alles, was das sittliche Gefühl berührt, von der Weise der Europäer.

Vergleicht man die altfranzösischen Fabliaux und Erzählungen mit den arabischen Mährchen, so ergiebt sich, daß mehrere solche Geschichten aus dem Morgenlande nach Europa gekommen seyn mögen, vermuthlich durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer. Dieß lassen die Abweichungen vermuthen, und die eigne Gestaltung, welche die Geschichten angenommen haben. Indessen kann die Einwirkung vielleicht auch gegenseitig gewesen und manche Novelle auch aus dem Abendlande an die Araber gekommen seyn, zur Zeit jenes allgemeinen Völkerverkehrs. Ganze und vollständige Heldendichtungen scheinen die Europäer nicht aus morgenländischen Quellen entlehnt zu haben; selbst die fabelhafte Geschichte Alexanders, obwohl

sie auch den Persern den Stoff lieh zu einem romantischen Heldengedicht, haben sie nicht von diesen, sondern aus einem griechischen Volksbuche entlehnt, um sie dann zu einem Rittergedicht umzugestalten. Eben dieß geschah den Sagen der Alten von den trojanischen Abentheuern, die man auch nicht aus den großen Dichtern, sondern aus spätern Volksbüchern schöpfte. Unser Zeitalter, an historischem Wissen so reich, und in jeder Art von Nachbildung und Nachkünsteley das erste, kann freylich stolz herabsehen auf dergleichen ungeschickte Kinderversuche, wie die trojanischen und anderen Rittergedichte des Mittelalters von antikem Inhalt. Indessen hatte jenes Zeitalter, so weit es in allen den erwähnten Rücksichten nachstehen muß, doch einen Vortheil für sich, und es ist wenigstens leicht zu begreifen, wie jene griechischen Heldensagen die damahligen Menschen so ansprechen, ihnen so verwandt und nah dünken konnten. Es war das Mittelalter recht eigentlich die christliche Heldenzeit, und in der Heldensage der Griechen finden auch wir noch Einzelnes, was an die Ritterſitten erinnert. Tankred und Richard, sammt ihren Sängern und Troubadours standen dem Achill und Hektor, und den trojanischen Rhapsoden in mancher Hinsicht viel näher, als die Feldherrn und Dichter eines spätern kunstgebildetern Zeitalters. Alexanders Thaten wurden zu eben dem Zweck gewählt, weil sie, auch ohne fabelhafte Hinzudichtung, unter allen geschichtlichen, einem Heldengedicht am ähnlichsten sind, und das Wunderbare, was sie haben, mehr als bey allen andern Eroberern ein poetisches ist.

Überhaupt kamen jetzt bey diesem allgemeinen Völ-

kehrverkehr zur Zeit der Kreuzzüge, der auch die abendländischen Nationen in viel nähere Verbindung brachte, die Dichtungen aller Zeiten und Länder in Berührung, und wurden vielfältig vermischt. Diese chaotische Mischung ward in der Folge allerdings die Ursache, daß die vorzüglichsten, sinnvollsten, in Europa einheimischen Heldensagen größtentheils in ein bloßes Spiel der Fantasie sich auflösten, allen geschichtlichen Grund und festen Boden verlohren.

Für die große Menge romantischer Dichtungen, welche jetzt entstanden, entweder sich anschließend an jene drey Hauptkreise der Poesie des Mittelalters, oder auch unabhängig, zum Theil selbst auf wahre Begebenheiten gegründet, läßt sich nur ein allgemeiner Maaßstab angeben. Sie haben um einen desto höhern Werth, je mehr sie auf geschichtlichem Boden ruhen, und einen nationalen Gehalt und Charakter haben, je mehr darin auch das Wunderbare der Poesie, der eigentlich freye Spielraum der Fantasie, auf eine ungezwungene und natürliche Art seine Stelle findet; und je mehr sich in dem Ganzen der Geist der Liebe ausspricht. Ich verstehe darunter nicht bloß eine milde, schonende, und gleichsam liebevolle Behandlung alles dessen, was dargestellt wird, vielmehr überhaupt den Geist, der die eigentlich christlichen Dichtungen alle wesentlich unterscheidet; der auch da, wo ein tragischer Ausgang in der Natur der Sache liegt, oder von dem Dichter beabsichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerstörung, des Untergangs, oder eines unerbittlichen Schicksals endigt; sondern der vielmehr aus Leiden und Tod, ein neues höheres Leben in verherrlichter

Gestalt aufsteigen läßt, und auch den irdisch Besiegten, oder dem Leiden Unterliegenden durch eine solche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in dem Kranz eines höhern Sieges geschmückt darstellt.

Ich wende noch einen Blick auf die fernere Entwickelung der Ritterpoesie, oder ihrer frühen Entartung bey den vornehmsten Nationen Europa's, bis auf die Zeit der Reformation, indem ich mit der deutschen den Anfang mache, deren Litteratur in diesem Zeitraume und in dieser Gattung, wenn auch nicht an sich die reichste, doch wenigstens verhältnißmäßig vollständiger bekannt ist, und betrachte zuletzt die italiänische, weil bey dieser der Rittergeist am wenigsten Herrschaft und Einfluß gehabt hat, und eine eigenthümliche, mehr zum Antiken sich neigende Art und Weise auch in der Poesie derselben schon früh herrschend geworden ist.

Das eigentliche Erwachen und Aufblühen der deutschen Sprache und alten Poesie, beginnt mit Kaiser Friedrich dem Ersten im zwölften Jahrhundert. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ist die erste Blüthe schon vorüber; von da an geht eine in vieler Hinsicht noch ähnliche Art zu dichten, und die Sprache zu behandeln fort, bis Kaiser Maximilian. Die Prosa wird ausgebildeter, die Kunst der Verse geht aber mehr und mehr verlohren; die Sprache in der Poesie fällt immer mehr in das Rauhe zurück, und fängt an zu verwildern, bis dann im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer allgemeinen Erschütterung der Begriffe, auch eine gänzliche Veränderung in der Sprache vorging, die nun eine Art von Scheidewand zwischen uns und jener ältern deutschen Art und Kunst

auch in der Sprache und Dichtung bildet. Vor Barbaroſſa's Zeit, ſcheint die Cultur, durch welche ſich Deutſchland unter den ſächſiſchen und den erſten fränkiſchen Kaiſern allerdings auszeichnete, doch mehr eine lateiniſche als eine deutſche geweſen zu ſeyn. Es konnte auch nicht wohl anders ſeyn an dem Kaiſerhofe ſelbſt, und in allem, was von ihm ausging und abhängig war. Hier in dem Mittelpunkte, von welchem aus nicht nur Deutſchland, ſondern auch halb Italien, das zum Theil romaniſche Lothringen, das faſt ganz romaniſche Burgund beherrſcht und gelenkt, die Staaten-Verhältniſſe und Geſchäfte ſo vieler anderen Völker abgehandelt wurden, war die allgemeine Sprache, die lateiniſche, das nächſte und das dringendſte Bedürfniß. Aus eben dieſem Verhältniſſe erklärt ſich's auch, daß einige Kaiſer, welche oft ſo lang von Deutſchland abweſend waren, in romaniſcher Sprache dichteten, wie einige von den Hohenſtaufen, obwohl es von anderen mehrentheils in deutſcher geſchah. Jenes Bedürfniß der allgemeinen Geſchäftsſprache fand auch für Deutſchland ſelbſt Statt, wo nebſt der einheimiſchen auch die ſlaviſchen Sprachen ſo weit ausgedehnt, die beyden Hauptmundarten jener aber, die norddeutſche und ſüddeutſche, die ſächſiſche und allemanniſche damahls nicht wie ſpäter mehr und mehr verſchmolzen und bloß als Dialekte, ſondern noch faſt wie zwey abgeſonderte Sprachen von einander verſchieden waren. Das Aufblühen der deutſchen Sprache unter Friedrich dem Erſten ſcheint mir nicht ſowohl dem, was er ſelbſt unmittelbar für Geiſt und Bildung that, allein, als auch dem Umſtande zuzuſchreiben, daß jetzt mehrere einzelne Fürſten, und auch ſolche, die nicht ſo weitläuftige Län-

der beherrſchten, daß die Sorge der Herrſchaft ſie ganz hätte hinnehmen können, dennoch unabhängig, mächtig und reich genug wurden, um auf Verſchönerung ihres Lebens durch Geſang und Kunſt mehr als zuvor zu denken. So verſammelten nebſt den Landgrafen von Thüringen, beſonders auch die öſterreichiſchen Babenberger, die Dichter und Sänger an ihrem Hof. Von einem ſolchen in Öſterreich lebenden Dichter rührt wahrſcheinlich die letzte, jetzt noch vorhandene Bearbeitung des Nibelungen-Liedes her. Nicht bloß die genaue Lokalkenntniß; ſondern auch manche Rückſicht und abſichtliche Verherrlichung Öſterreichs verräth dieſes Vaterland und den Aufenthalt des Dichters. Daher ward nun auch der Lieblingsheld des Landes, der Markgraf Rüdiger, obwohl gegen die Zeitrechnung in das Gedicht eingeflochten. Selbſt auf die ſehr vortheilhafte Schilderung des Attila, kann dieß Einfluß gehabt haben; denn noch waren in dem nah mit Öſterreich verbundenen Ungarn, viele Sagen vom Attila vorhanden, er ward als ein einheimiſcher Held, und alſo nicht ohne Vorliebe betrachtet. Wenn der Markgraf Rüdiger der Chriemhild, da ſie Bedenken trägt, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, verſichert, daß viele chriſtliche Ritter und Herrn an Attila's Hofe leben, ſo iſt dieſes der Geſchichte gemäß. Auffallender ſchon iſt eine andere Stelle, wo es heißt, daß man beym Attila ohne Unterſchied, theils nach chriſtlicher Ordnung, theils in heidniſchen Sitten gelebt. Er habe jedem, wie ſein Leben und ſeine Thaten waren, genug gegeben und reichlich gelohnt. So hat die Dichtung nach der ihr eignen Willkühr den Eroberer Attila in einen milden großmüthigen Herrſcher, gleich einem chriſtlichen Kaiſer umgebildet,

während sie den thätigsten aller Selbstherrscher, Karl den Großen, in die müßige Figur eines Monarchen, der nichts selbst vollbringt, verwandelte.

Die Zeit dieser letzten Abfassung des Niebelungen-Liedes könnte man mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit Leopold des Glorreichen, des vorletzten Babenbergers setzen; und wollte man, da der Dichter eines solchen Werks kein Unbekannter gewesen sein kann, die Vermuthung auf einen bestimmten und bekannten Nahmen richten, so möchte es Heinrich von Ofterdingen gewesen seyn, der in Thüringen gebohren, in Österreich aber angesiedelt war. Welcher Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung man aber auch über diesen Gegenstand Raum geben oder den Vorzug ertheilen wolle, nachdem das herrliche Gedicht in Paraphrasen und Commentaren, von Chorizonten und Allegoristen, gleichwie es mit den homerischen Gesängen geschah, so vielfältig ist bearbeitet und hin und her untersucht und beurtheilt worden; gewiß bleibt, daß es in dieser seiner jetzigen Gestalt und letzten Abfassung und Vollendung, nicht durch den zufälligen Zusammenfluß von allerley Sagen-Fragmenten entstanden seyn kann, sondern von Einem Meister herrührt, dem größten jener Zeit, wie das Werk selbst unter allen übrigen von ähnlicher Art und verwandtem Inhalt desselben Jahrhunderts, in Sprache und Darstellung, in Geist und Anordnung, hoch abgesondert durch seine Vortrefflichkeit und ganz einzig dasteht.

Es ist dasselbe nicht bloß in der Sprache das vorzüglichste jener Zeit, sondern auch in der innern Einrichtung sehr regelmäßig. Es hat einen fast dramatisch vollkommnen Schluß, es ist in sechs Bücher abgetheilt, die wie-

der in kleinere einzelne Stücke und auch metrisch zusammen gehörende Abschnitte, oder Rhapsodien zerfallen, so wie sie zum Gesang bestimmt waren. Der Dichter muß sich sehr treu an seine alten Quellen gehalten haben, weil einzelne Worte ausgenommen eigentlich keine Spur von den Kreuzzügen sich in dem Gedichte findet, wenigstens durchaus nicht im Geiste des ganzen Gedichts, noch in der Weise der Dichtung, wie dieses doch sonst leicht in allen Werken jener Zeit bemerkt wird, und überall hervorsticht.

Ungleich mehr sichtbar ist dieser Einfluß der Kreuzzüge und der dadurch allen Dichtern so beliebten, und fast unentbehrlich gewordenen Fahrten nach dem Morgenlande dagegen, in den zum Heldenbuche gehörigen Stücken, die von sehr verschiedenem Werth sind.

Von den übrigen Ritterdichtungen, scheinen die von Karl dem Großen in deutscher Sprache zuerst, nachher aber keine mit so viel Liebe behandelt worden zu seyn, als die von Artus und seiner Tafelrunde. Sollte ich im Allgemeinen ein Urtheil von diesen altdeutschen Rittergedichten romanischen Inhalts fällen, oder besonders auch das andeuten, was ich an ihnen vermisse, so würde ich sagen, sie sind allzu sehr im Geist und im Ton der Minnelieder gedichtet. Nach meiner Meinung würde ein vollkommnes Rittergedicht dasjenige zu nennen seyn, was dadurch, daß es noch einen geschichtlichen festen Grund und Boden in der Nationalsage hätte, das Nationalgefühl so in Anspruch nähme, und in dem wunderbaren und heroischen Theile so groß und kraftvoll wäre, daß es auch ein Heldengedicht genannt werden könnte, in dem

Theile aber, der das Gefühl überhaupt anregen soll, so schön und zart, und ganz den Geist der reinen Liebe hauchend, wie ein Minnelied. Und wenn zugleich darin verwebt wäre, was die christliche Allegorie für den innern Sinn des Lebens und die geistige Naturbedeutung auch der Dichtkunst Schönes darbietet, so würde es um desto reicher an Klarheit und Tiefe zu nennen seyn. Ob die kunstreichen Dichter des romantischen Gesanges einer spätern Zeit, unter Italiänern, Engländern und Deutschen, dieses Ziel ganz erreicht haben, will ich nicht entscheiden. Nah scheint ihm Torquato Tasso zu stehen. — Noch sind aus jener alten Zeit einige deutsche Behandlungen, besonders vom Tristan vorhanden, welche in der musikalischen Weichheit der Sprache, und in der Zartheit des Ausdrucks ganz jenen Geist der Minnelieder athmen. Unter allen deutschen Dichtern dieser Zeit, war der kunstreichste, Wolfram von Eschenbach, welcher von den Geschichten der Tafelrunde, besonders jene allegorischen gewählt hat, von denen ich schon oben erwähnte, daß die darin liegende Allegorie der geistlichen Ritterschaft, nicht bloß Willkühr des Dichters, und eine Spielerey mit Begriffen seyn möge, sondern in deutlicher Beziehung auf die sinnbildlichen Überlieferungen der Tempelherrn zu stehen scheine. In seinem Zeitalter war Wolfram nicht minder berühmt und verkehrt in ganz Deutschland, wie Dante in Italien, dem er in seinem durchgehenden Hange zur Allegorie, und auch darin zu vergleichen ist, daß er bisweilen gern mit der Gelehrsamkeit prunkt, die damahls so selten war, und worin er die andern Sänger seiner Zeit und seines Landes weit übertrifft. In Rücksicht seiner Neigung zu einer

faſt orientaliſchen Fülle der Fantaſie in dem mahleriſchen Theile, könnte man ihn dem Arioſt verglejchbar finden. Es iſt mit alten Gedichten, wie mit alten Gemählden, oder andern Werken der bildenden Kunſt; wenn ſie zuerſt, wie ſo häufig, verſtümmelt und mit dem Roſt der Zeiten bedeckt, ans Licht kommen, ahndet man oft ihren wahren Gehalt, und hohe Vortrefflichkeit nicht, die wenn ſie erſt gereinigt, wieder hergeſtellt, und dem Sinne zugänglich gemacht worden ſind, ſich Jedem klar vor Augen ſtellt. Die Vergleichungen zwiſchen den Dichtern verſchiedener Zeiten und Völker ſind ſelten ganz angemeſſen, denn jeder bildet ein eignes Weſen für ſich. Ich wähle daher lieber eine andere Vergleichung, die eigentlich auch viel näher liegt. Es gleichen dieſe alten Gedichte in der hohen einfachen Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmucks, auffallend den Denkmahlen der gothiſchen Baukunſt, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemiſchten Gefühl von freudigem Erſtaunen, und von Verwunderung über das Seltſame ergreifen. Und um das Gleichniß vollkommner zu machen, ſo iſt auch die gothiſche Baukunſt, wie die Ritterpoeſie, größtentheils nur Idee geblieben, und nie ganz und zur vollſtändigen Ausführung gekommen. Die einzelnen, unvollendet gebliebenen, und ſchon wieder verfallenen Werke geben dem keinen ganz deutlichen Eindruck, welcher nicht viele der vorzüglichſten Werke der Art geſehen hat, und zu der Idee hindurchgedrungen iſt, welche allen gemeinſchaftlich zum Grunde liegt. Es ſpricht ſich der Geiſt des Mittelalters überhaupt, beſonders aber der deutſche, in keinen an-

dern Denkmahlen so ganz aus, als in denen dieser sogenannten gothischen Baukunst, deren Ursprung man gleichwohl immer noch nicht recht geschichtlich genau nach allen Veranlassungen und Abstufungen ihrer Entwicklung kennt. *) Zwar, daß sie nicht von den Gothen herrühre, ist nun anerkannt, da sie viel später entstanden ist, und fast ohne Übergang mit einem Mahle ziemlich vollendet hervortratt. Ich rede von demjenigen Styl der christlichen Baukunst, welcher durch die hoch empor strahlenden Gänge und Bogen, durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zusammengesetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterschmucks, die Blumen- und Blätterartigen Zierräthen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterschieden ist von der ältern Gattung, der nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel im neugriechischen Geschmack erbauten Denkmahle. Maurisch ist hierin nichts, oder nur wenig Bedeutendes; einige wahrhaft maurische Gebäude in Sicilien und Spanien dagegen, haben einen wesentlich verschiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande solche gothische Gebäude gefunden; aber von Christen erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherrn und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieser ganz eigenthümlichen Baukunst fällt ins zwölfte, dreyzehnte, vierzehnte Jahrhundert. In Deutschland hat sie allerdings am meisten geblüht, und deutsche Meister haben nach solchen Begriffen, zu nicht geringer Verwunde-

*) Mit Recht darf man hoffen, daß Boisserés Werk über den Kölner Dom hierin Epoche machen, und über vieles bis jetzt Unbekannte reichhaltigen Aufschluß geben wird.

rung der damahligen Italiäner, den Dom in Mayland erbaut. Aber nicht in Deutschland allein, besonders in den deutschen Niederlanden hat sie geblüht, sondern eben so sehr in England und im nordwestlichen Theil von Frankreich. Die eigentlichen ersten Erfinder sind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünstler kann nicht der Urheber dieser neuen Kunstart gewesen seyn; sein Nahme würde sich erhalten haben. Die Meister, welche diese wunderbaren Werke gebildet haben, scheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete, und unter sich eng geschlossene Gesellschaft gebildet zu haben. Wer sie aber auch gewesen seyen, sie haben nicht bloß Steine übereinander häufen wollen, sondern große Gedanken darin ausdrücken. Ein noch so herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weise zur schönen Kunst; unmittelbare Erregung des Gefühls, eigentliche Darstellung ist dieser ältesten und erhabensten aller Künste nicht verstattet. Nur durch die Bedeutung kann sie in einem gewissen Sinne Gedanken ausdrücken, und ist dadurch auch sicher, hohe Gefühle von ganz bestimmter Art zu erregen. Symbolisch muß daher alle Baukunst seyn, und mehr als jede andere ist es diese christliche des deutschen Mittelalters. Was zuerst und am nächsten liegt, das ist der Ausdruck des zu Gott empor steigenden Gedankens, der vom Boden losgerissen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieses ist es eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beym Anblick dieser, wie Strahlen empotschießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er sich dieses Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöst. Aber auch alles Andere in der ganzen Form ist

bedeutend und ſinnbildlich, wovon ſich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweiſe finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drey Haupteingänge nehmen die hereinſtrömende Menge von den verſchiedenen Weltgegenden her, auf. Drey Thürme entſprachen der Dreyzahl des chriſtlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob ſich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Geſtalt des Kreuzes war ſchon von früh in der chriſtlichen Kirche geſucht worden; nicht bloß willkührlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der ſogenannten ſchönen Form zu betrachten ſey; denn alle dieſe gewählten Formen ſtimmen innigſt zuſammen, und bilden ein Ganzes. Die runde Säule hatte die chriſtliche Baukunſt ſchon früh vermieden, da aber die aus drey oder vier runden Säulen zuſammengeſetzten, keine gute Form geben, ſo wählte man nun jene ſchlanken, wie aus einem Bündel verſchlungener Röhren in der mannigfaltigſten Fülle und Einheit leicht emporſteigenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieſer Baukunſt iſt die Roſe; daraus iſt ſelbſt die eigenthümliche Form der Fenſter, Thüren, Thürme in allem ihren Blätterſchmuck und reichen Blumenzierrathen abgeleitet. Das Kreuz und die Roſe ſind demnach die Grundformen und Hauptſinnbilder dieſer geheimnißreichen Baukunſt. Was das Ganze ausdrückt, iſt der Ernſt der Ewigkeit, ja wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdiſchen nähmlich, umflochten von der lieblichſten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

Ich habe nur an einem Beyſpiel im Vorübergehen

zeigen wollen, daß manche Erscheinungen des Geistes und der Kunst des Mittelalters noch vieler Erläuterung bedürfen, ungeachtet viele der allgemeinen Beurtheiler gewohnt sind, alles ohne Unterschied zu verwerfen, wovon sie oftmahls weder die wahre Herkunft wissen, noch auch mit der eigentlichen Bedeutung bekannt sind.

In dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ward in der deutschen Poesie der Hang zu moralischen Lehrgedichten, theils allegorischen, theils satirischen Inhalts herrschend, von denen allenfalls das Fabelbuch vom Reineke Fuchs als ein Beyspiel erwähnt zu werden verdient, wie auch dazumahl der Weltlauf beschaffen war, und wie unter Bürgern und Rittern, unter Volk und Königen, der Redliche meistens der Betrogene blieb, der schlaue Fuchs aber den Sieg, Glück, Ehre und Herrschaft, in dem gesammten Thierreich verdientermaßen davon trug. Hatten sich die Rittergedichte mehr und mehr in ein ganz von der Geschichte entferntes Spiel der Fantasie aufgelöst, so ging man nun zu dem entgegengesetzten Extrem über, und verfaßte ausführliche Chroniken in Reimen. So wurden also die beyden Elemente eines wahrhaften Heldengedichts getrennt. Als die beyden letzten bedeutenden Erscheinungen aus dem Zeitraum der ältern Poesie, kann man die beyden bekannten Ritterbücher ansehen, welche Kaiser Maximilian veranlaßt, wo nicht gar das eine zum Theil auch selbst verfaßt hat; das eine in Prosa, das andere in Versen, den Theuerdank und Weißkunig. Ritterbücher nach dem Geist, der darin weht, und insofern schätzenswerth; die Gattung und Einkleidung aber, welche halb der Geschichte, halb der Allegorie an-

gehört, ist keine glückliche, ja eher ein Hinderniß für jenen ehrlichen Geist, den letzten, welchen man einen altdeutschen nennen kann.

In Frankreich hat sich wie in England der Rittergeist selbst sehr lange erhalten, die Ritterpoesie ist aber schon früh, und noch ehe sie irgend eine Stufe kunstreicher Entwicklung erreicht hatte, wieder entartet. In Frankreich geschah dieses, indem sie sich ganz in Prosa auflöste, und in unermeßlich lange, weitschweifige Ritterbücher ergoß, welche den lebendigen Gesang der ältern Gedichte auf keine Weise ersetzen konnten. In England nahm die Sache eine weniger ungünstige Wendung, insofern wenigstens einzelne poetische Anklänge aus der frühern Zeit in Menge, Romanzen und Volkslieder, worin die Poesie sich hier zersplitterte, in lebendigem Gesang und Andenken aus dem alten Reichthum zurückblieben. Es giebt alte französische Romanzen von einem eignen rührenden und zärtlichen Ton, aber mit dem Reichthum der Engländer, und besonders der Schotten kann dieß nicht verglichen werden, eben so wenig wie der nordfranzösische Minnegesang, mit dem provenzalischen jemahls gleichen Ruhm erlangt hat. Unter den eigentlichen Dichtern jener alten französischen Zeit, scheint wohl Thibault, der Graf von Champagne, und König von Navarra, eine hohe und vielleicht die erste Stelle zu verdienen. Die Dichtungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde, sind nächst der lateinischen, zuerst in französischer Sprache ausführlich niedergeschrieben, oder in mündlichen Liedern und Überlieferungen erhalten worden. Aber nicht bloß in Frankreich selbst, sondern auch in England; beyde Länder lassen sich auch in

der Geschichte der Litteratur jener Zeit eigentlich nicht trennen, bey der man die damahlige politische Lage Frankreichs wohl vor Augen haben muß. Die Provence war, als der Minnegesang dort blühte, ein Lehn des deutschen Reichs, zu Burgund gehörig; und gerade von der Zeit, als Friedrich Barbarossa den Grafen Berengar mit diesem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegesangs und der Geistesbildung in den provenzalischen Ländern, welche also nicht bloß durch eine ganz verschiedene Sprache, sondern auch politisch von dem übrigen Frankreich getrennt waren. Die nördlichen und östlichen Provinzen dagegen, standen meist unter englischer Herrschaft, und nicht sowohl ausschließend den Franzosen, als den Normannen in England und Frankreich gebührt der schon oft erwähnte große und wesentliche Antheil an der Entwicklung des Ritterthums und der Ritterpoesie des Mittelalters.

Von den anfänglichen Fortschritten der Sprache, erregt der bekannte Roman von der Rose, wegen seines hohen Ruhms keine sehr vortheilhafte Meinung. Die französische Litteratur ist im vierzehnten Jahrhundert nicht sehr reich, außer daß die Ritterbücher fortdauernd fleißig vermehrt wurden; was aber davon bekannt ist, beweist nur, daß die Sprache damahls nicht auf derselben Stufe stand, und bey weitem noch nicht so entwickelt und ausgebildet war, als es Prosa und Poesie zu dieser Zeit schon bey den Spaniern und Italiänern waren. Die vollkommne Gestaltung der französischen Sprache war einer viel spätern Zeit vorbehalten. Eben so blieb auch England jetzt noch zurück; wie wir um so mehr annehmen müssen, da ihr Chaucer in seinem Zeitalter doch so ausgezeichnet an Kennt-

niß und Talent war, daß er wohl als ein allgemeiner Maaßstab betrachtet werden kann, nachdem er auch in der Sprache Epoche gemacht hat. Vielleicht sind es die furchtbaren Kriege gewesen, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert England mit Frankreich führte, so wie die blutige Fehde der York und Lancaster, welche die schnellere und glücklichere Entwickelung der Sprache und der Dichtkunst in beyden Ländern hemmten; vielleicht ist aber auch noch manches Unbekannte aus jener Zeit zurück, was bekannt zu werden verdiente. Nach dem Bekannten zu urtheilen, besteht der eigenthümliche Reichthum der Franzosen, wie der der Engländer in Romanzen, vorzüglich in den Fabliaux und kleinen Erzählungen oder Novellen; diese waren die Quellen, aus welchen Boccaz so oft geschöpft hat, denen er aber durch seinen schönen Styl erst ihren Werth geliehen hat.

Ungleich bedeutender und ganz eigenthümlich scheint mir daher in der altfranzösischen Litteratur der Vorrang, den sie vor andern Nationen, auch damahls schon in derselben Gattung behaupten, worin sie in neuern Zeiten so reich gewesen ist. Ich meine die geschichtlichen Denkwürdigkeiten einzelner Männer oder Zeiten, die einen lebhaften, gesellschaftlich entwickelten Beobachtungsgeist erfordern, und als Sittengemählde und in der Darstellung der einzelnen Züge, eine Art von Ähnlichkeit mit dem Romane haben. Schon mit Ludwigs des Heiligen treuherzigen Begleiter, dem Herrn von Joinville, beginnt dieser der französischen Litteratur ganz eigenthümliche Reichthum, in einer Gattung, welche erst später ihre volle Entwicklung erreichte.

Spanien beſitzt in dem hiſtoriſchen Heldengedichte von ſeinem Cid, einen eigenthümlichen Vorzug vor vielen andern Nationen; dieſes iſt die Gattung der Poeſie, welche auf Nationalgefühl und Charakter eines Volkes am nächſten und am mächtigſten wirkt. Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, iſt mehr werth für eine Nation, als ganze Bücherſäle voll von Geiſteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das alte Heldengedicht auch nicht wie behauptet wird, ſchon aus dem eilften Jahrhundert ſeyn, ſo gehört die ganze Dichtung doch ihrem Geiſte nach durchaus dieſer ältern Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientaliſchen, zum Wunderbaren und Fabelhaften ſich hinneigenden Geſchmack iſt hier gar keine Spur. Es iſt der reine, treuherzige, edle, altcaſtiliſche Geiſt, und iſt die Geſchichte des Cid, wahrſcheinlich ſehr bald nachdem ſie ſich zugetragen, als hiſtoriſches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden. Ich habe ſchon oft bemerkt, wie die Heldenſage beſonders in der Mythologie der verſchiedenen Völker meiſtens, von einem gewiſſen elegiſchen, und ſelbſt tragiſchen Gefühl begleitet iſt. Es giebt aber doch auch eine andere minder ernſthafte Seite des Heldenlebens, welche ſelbſt die Alten bisweilen hervorhoben. So wurde Herkules und deſſen ungefüge Leibes-Stärke von ihnen oft nicht ohne komiſche Übertreibung geſchildert, auch Ulyſſes führt mancherley Abentheuer und Liſten aus, die eher Schwänke zu nennen ſind. Am meiſten tritt aber dieſe Seite in der hiſtoriſchen Betrachtung großer Helden- und heroiſcher Menſchen hervor. Wie ſehr auch die Geſchichte ſelbſt, des Helden Übergewicht an Seelenſtärke, Tapfer-

keit und an Körperkraft ſchildern mag; er erſcheint doch nicht in der poetiſchen Ferne einer wunderbaren Welt, ſondern mitten in der gemeinen Wirklichkeit; je größer nun der Gegenſatz iſt, den ſeine heroiſche Kraft und Überlegenheit mit dieſer, mit ihren Verhältniſſen, Bedürfniſſen und ihm in den Weg gelegten Hinderniſſen macht, je mehr giebt eben dieſer Gegenſatz, Anlaß zu mancherley komiſchen Zügen, welche dem Eindruck der heroiſchen Größe nichts ſchaden, welche dadurch vielmehr treuherziger erſcheint, und dem Gefühl um ſo näher rückt. Komiſche Züge der Art ſind mehrere im ſpaniſchen Cid; z. B., wie er auf eine freylich nicht ganz zu billigende Weiſe, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdiſchen Wucherer einen Kaſten mit Steinen, als einen koſtbaren Schatz verſetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach ſeinem Tode einer aus dieſem Geſchlecht, dem aufgeſtellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erſchütterung das furchtbare Schwerdt eine Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen. Dieſes ſind die Volksſpäße, wie ſie einem ſolchen alten Gedichte allenfalls wohl anſtehen; eine feinere Ironie herrſcht in den Klagreden und Klagebriefen, womit Donna Ximene über die lange Abweſenheit ihres Gemahls den König ſo oft heimſucht, und in den Antworten, welche dieſer ihr giebt. Die Romanzen, welche Herder überſetzt hat, ſind ungleich ſpäter, aber der Charakter der alten Dichtung iſt treu darin bewahrt, und ſie haben in der Urſprache eine ganz eigenthümliche ungekünſtelte Anmuth, die nur in der etwas nachläſſigen Überſetzung nicht mehr ſo fühlbar iſt.

An Romanzen haben die Spanier einen eben so großen Reichthum als die Engländer; der Vorzug der spanischen besteht aber darin, daß sie nicht bloß Volkslieder sind in dem beschränkten Sinne des Worts, sondern die besten derselben sind in einer größern und allgemeinern epischen Weise gedacht und abgefaßt, und wahrhaft national, dem Volke klar und anziehend, für die Gebildetsten aber im Sinn und Ausdruck edel genug. Die Volkslieder sind als einzelne poetische Anklänge einer der Poesie günstigern Vorzeit von großem Werth; doch ist es an sich immer nicht das rechte Verhältniß, wenn die Poesie, welche den Geist und das Gefühl der gesammten Nation ergreifen, rege erhalten, und weiter entwickeln soll, dem Volke allein überlassen bleibt. Auch werden solche einzelne verlohrne poetische Anklänge, mit der Zeit immer mehr unverständlich; sie finden sich am häufigsten bey solchen Nationen, deren Sinn zwar poetisch ist, deren Poesie, Sage und ganze National-Erinnerung aber, etwa durch lange Bürgerkriege, oder durch eine allgemeine Erschütterung und Veränderung der Denkart, unterbrochen und zerstückelt worden ist.

Friedrich Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweyter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

Geschichte
der
alten und neuen Litteratur.

Vorlesungen
gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zweyter Theil.

Geschichte
der
alten und neuen Litteratur.

Zweyter Theil.

Neunte Vorlesung.

Italiänische Litteratur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich versucht, ein Gemählde der verschiedenen europäischen Nationen, der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier, und besonders ihrer Dichtkunst und Geistesbildung im Mittelalter und bis zum sechszehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Litteratur der Italiäner ist noch zurück, der ich diese Stelle anweise, weil sie den Übergang macht von der Poesie des Mittelalters zu der neuern Litteratur der letztern Jahrhunderte, seitdem die Wissenschaften und durch sie auch die Künste im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewissem Sinne wieder hergestellt worden.

Die ältere italiänische Dichtkunst schließt sich auf der einen Seite ganz an die Philosophie des Mittelalters, in dem allegorischen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber haben die antiken Vorbilder am meisten auf sie eingewirkt und ihre künstlerische Ausbildung stand in

genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprachen. Die beyden Dichter Petrarca und Boccaz, waren selbst Gelehrte, welche an dem Verdienst der wieder erweckten und neu belebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeist und die Ritterpoesie haben überhaupt in Italien am wenigsten geherrscht und Einfluß gehabt. Selbst Dante wollte sein Werk zuerst lateinisch dichten; Petrarca spricht von den Ritterdichtungen sogar mit Abneigung und Geringschätzung; und wenn auch Er dem Geist des Zeitalters durch seinen kunstreichen Minnegesang huldigte, so war es mehr die herrschende Gefühlsweise, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Überzeugung von dem eigentlichen Wesen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieser neuern Dichtkunst. Denn nicht auf jenen Minnegesang, der ihn unsterblich gemacht hat, sondern auf ein lateinisches, jetzt nur durch seinen Verfasser noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er seinen Ruhm zu gründen. Dieses in dem ehemahligen Vaterlande des römischen Geistes so natürliche Schwanken zwischen der altlateinischen und neuitaliänischen Sinnesart, Kunst und Sprache, zeigt sich auch noch in dem dritten großen Schriftsteller der ersten italiänischen Zeit, im Boccaz. Die spitzfindigen Geistesspiele der provenzalischen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzösischen Erzähler suchte er in dem für diesen Zweck fast zu ernsten, zu kunstreichen, und geschmückten Styl der Alten, in der Weise eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere seiner Werke enthalten einen mißlungenen Versuch, die Mythologie der Alten in christliche Ge-

schichten einzuflechten, oder auch christliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieses ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupiter, den Sohn Apollo, und den Fürsten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Versen nahm er den Stoff nach der Weise des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freylich besser kannte als andere deutsche oder französische Dichter, welche vor ihm Ähnliches versuchten. Auch in dieser nicht glücklichen Wahl zeigt sich seine Vorliebe für das Antike, und sein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damahligen Poesie zu vereinen.

Der reichhaltigste, wichtigste und erfindungsreichste unter diesen drey alten italiänischen Dichtern war unstreitig Dante, dessen Werk alle Wissenschaften und Kenntnisse damahliger Zeit, das gesammte Leben des spätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach seiner Vorstellungsweise umfassend, schlechthin einzig in seiner Art ist, und unter den Begriff keiner Gattung sich fügt. Es hat zwar mehrere solche allegorische Gedichte im Mittelalter, besonders auch in provenzalischer Sprache gegeben; aber diese sind verlohren oder unbekannt, und Dante hat alle anderen dieser Art so weit übertroffen, daß er sie verdrängte und nun allein vor uns steht. Wollte man die Poesie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunstformen der Alten, die nicht darauf passen, bloß historisch, und ganz nach ihrem eignen Geiste betrachten und beurtheilen; so würde man drey

Hauptgattungen als die wesentlichsten finden, das Rittergedicht, den Minnegesang und die Allegorie. Solche Gedichte nähmlich, in denen der Zweck und Gegenstand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form schon allegorisch ist, wie in dem Werke des Dante. Denn sonst ist dieser allegorische Geist freylich in der gesammten Poesie des Mittelalters verbreitet und herrschend. Wie sehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegorischer Geist und Sinn sich regt und darin verhüllt ist, habe ich schon bey der deutschen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterschied liegt darin, daß in diesen allegorischen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt ist in eine Darstellung des Lebens, dahingegen beym Dante die Darstellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeschaltet sind, in das künstlich abgetheilte Gehäuse und Gebäude seiner weltumfassenden Allegorie. Diesen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter so herrschend war, daß man ihn fast überall voraussetzen muß, und nicht genug im Auge behalten kann, und alles richtig zu verstehen, hat das Christenthum allerdings viel beygetragen, zu erregen und zu verbreiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen sie auf die gesammte Litteratur und Poesie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche sie als ein Buch, und in Rücksicht der äußern Form auf Sprache, Kunst und Geist der Darstellung haben mußte, und an sich haben könnte, so sind vorzüglich zwey Eigenschaften daran auffallend. Die erste ist die Einfalt des Ausdrucks, die Ent-

fernung von aller Künsteley. Indem alle diese Schriften vorzüglich oder fast ausschließend von Gott und von dem innern Menschen handeln, ist der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet sich nirgends, was man eigentlich Metaphysik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegensätze, todten Begriffe und leeren Abstractionen, von denen die Philosophie aller Völker, von den Indiern und Griechen bis auf die neuern Europäer, sich niemahls frey erhalten konnte, so oft sie es unternahm, jene höchsten Gegenstände alles Nachdenkens, Gott und den Menschen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darstellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Übel unauflöslicher Verwirrung, und eines stets mit sich selbst streitenden Denkens und der Verstandeskünsteley auch dann nicht entgehen, wenn sie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenständen entsagend, sich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwissenheit einhüllte. Dieselbe Einfalt und Entfernung von Künsteley zeichnet auch den poetischen Theil der heiligen Schrift aus, so reich die dichterischen Bücher desselben auch an schönen und besonders an erhabenen Zügen sind. In Rücksicht auf die kunstreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieser heiligen Poesie der Hebräer auf keine Weise mit dem Reichthum der griechischen Darstellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in diesen, an die vollkommenste Blüthe der Schönheit fast immer unmittelbar schon die Entartung, und der höchsten Vollendung der Kunst folgt nicht selten, ja meistentheils ein üppiger und ausschweifender Geschmack, der sich in überflüßigem Schmuck, in Überladungen und in Künsteleyen

gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menschen, in seiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange seiner Neigungen und Gefühle, um diese allgemeine Erscheinung in der Kunstgeschichte herbeyzuführen und zu erklären; viele Einflüsse, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn sie kaum entfaltet ist, verderblich einwirken und sie im Innersten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch schon wirklich erreicht war, sofort wieder verfälschen und in Künsteley verkehren. Daher sind auch die christlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poesie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Tasso, Milton und Klopstock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß sie ihm in Rücksicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künsteley durchaus gleich kämen. Eine zweyte unterscheidende Eigenschaft der Schrift in Rücksicht auf die äußere Form und Darstellungsweise, welche den größten Einfluß auf unsere neuere Sprache und Poesie gehabt hat, ist die durchgehende Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit, die nicht bloß in den dichterischen, sondern auch in den lehrenden und geschichtlichen Büchern und Abschriften herrscht. Bey den Hebräern kann man sie zum Theil als eine nationale Eigenschaft betrachten, welche mehreren orientalischen Völkern, wie den nächsten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein ist. Das Verbot einer sinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bey den Hebräern dazu beygetragen haben diesen Hang zu verstärken, weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beschränkt,

deſto mehr auf der andern einen freyen Ausweg ſucht. Eben dieſelbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darſtellung bey den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientaliſche Bildlichkeit und eigentliche Poeſie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den chriſtlichen Büchern der Schrift, da iſt gleichwohl ein ſinnbildlicher, ſymboliſcher Geiſt herrſchend. Dieſer hat ſeinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geiſtesbildung aller chriſtlichen Völker verbreitet. Durch dieſen ſymboliſchen Geiſt, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, iſt die Bibel für die Poeſie und bildende Kunſt des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weiſe daſſelbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Anſichten und Dichtungen. Freylich, wo der tiefere Sinn jener ſinnbildlichen Geheimniſſe nicht vollkommen verſtanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr ſo ernſt und heilig blieb, entartete dieſer Hang ſehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen ſpielende und inhaltsleere Allegorie; weil ſinnreicher Schmuck leichter iſt als edle Einfalt, und auch die glänzendſte Kunſt ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rückſicht der beyden zuletzt genannten Eigenſchaften, wenn ſie nur allgemein gefühlt würden, hätte allerdings die Schrift für alle chriſtliche Völker ein hohes Vorbild ſeyn können, noch allgemeiner als die Kunſt und ſchöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geiſt des Chriſtenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, ſchon dadurch ſelbſt in der Sprache und

Darstellung, in der Wissenschaft wie in der Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. An und für sich aber ist das Christenthum selbst nicht eigentlich Gegenstand der Poesie; lyrische Gedichte, als unmittelbare Äußerungen des Gefühls ausgenommen. Das Christenthum selbst kann wohl weder Philosophie noch Poesie seyn, es ist vielmehr das, was aller Philosophie zum Grunde liegt, ohne welche Voraussetzung diese sich selbst niemahls versteht, sich in leere Zweifelsucht, oder einen eben so leeren und nichtigen Unglauben, und in endlose Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber ist das Christenthum dasjenige, was über alle Poesie hinausgeht, dessen Geist allerdings wie überall so auch hier herrschen, aber nur unsichtbar herrschen soll, und nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden kann.

Das Verhältniß des Christenthums zur Poesie und darstellenden Kunst ist von der größten Wichtigkeit, sobald die Frage ist, wie sich die Geistesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern sie hierin mit diesem wetteifern, und eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poesie und Kunst, welche immer nur wieder jene Gestalten und Formen des Alterthums, deren Geist nicht mehr vorhanden ist, wie todte Schatten heraufführen; oder die das jetzige und neuere Leben darstellen wollte, aber immer nur die Oberfläche desselben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Ansichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeit-

alter, und ſo vieler großen Talente, das Chriſtenthum nicht bloß durch die bildenden Künſte, ſondern auch in der Poeſie darzuſtellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf dieſe wichtige Frage ſcheint mir in der ſchon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darſtellung des Chriſtenthums, der indirecte Einfluß ſeines Geiſtes auf die Poeſie, wo nicht an ſich der einzig richtige und wahre, ſo doch unſtreitig bis jetzt der ſicherſte, und am meiſten gelungene ſey. In dieſem Sinne iſt die Ritterpoeſie des Mittelalters, die freylich eben ſo, wie die gothiſche Baukunſt, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft chriſtliche Heldenpoeſie zu nennen; denn eben das, was ſie von der Heldenpoeſie der andern Völker, und der ältern Vorzeit unterſcheidet, iſt ſeinem Urſprunge und ſeinem Weſen nach unläugbar chriſtlich. Es iſt der Geiſt der nordiſchen Vorwelt, der in dieſen Dichtungen weht, es ſind die Geſtalten der alten Heldenſage, aber verändert und verklärt, durch das herrſchende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verſchönert, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Verſucht es der Dichter aber die Geheimniſſe des Chriſtenthums unmittelbar zu ergreifen, ſo ſcheinen ſie ſich als ein faſt unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenſtand, der Darſtellung eher zu entziehen. Wenigſtens iſt noch kein Verſuch dieſer Art, ſo große Talente ſich demſelben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieſes gilt auch von dem erſten und älteſten der großen

christlichen Dichter, dem Dante noch einigermaßen, wie es bey den spätern Nachfolgern, dem Tasso, Milton, Klopstock, oft bemerkt worden ist. Mehr als jedem andern ist es dem Dante gelungen, himmlische Erscheinungen, und paradisische Entzückungen uns wirklich anschaulich zu machen, und doch zugleich wahrhaft dichterisch darzustellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poesie und das Christenthum auch bey ihm nicht in vollkommner Harmonie sind, und daß sein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch Stellenweise nur ein theologisches Lehrgedicht sey. So ganz poetisch und zu den kühnsten Visionen seine Einbildungskraft geneigt war, so hatte doch auch wieder die damahlige Scholastik einen großen Einfluß auf diesen sonderbaren Geist. Sonst ist dieses in seiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreise der drey dargestellten Welten, der Finsterniß, der Reinigung, und des vollkommnen Lichtes, stellt er uns eine Reihe der mannichfaltigsten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verschiedensten Zuständen dar; von dem tiefsten Abgrund innrer Zerstörung und rettungsloser Qual, durch jede Stufe der Hoffnung, und des Leidens hindurch, bis zu der höchsten Verklärung hinauf. Weiß man sich ganz in seinen Geist und seine besondern Ansichten und Absichten zu versetzen, dringt man ein in die Zusammensetzung seines Werkes, so findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zusammenhang; wie dann dieses Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung, und die eigne Zusammensetzung, sondern auch dadurch als ganz einzig erscheint, daß der Dichter einen solchen Entwurf mit dieser Kraft und Ausdauer durchzu-

führen vermochte. Aber das ist eben das Uebel, daß dieser Zusammenhang und diese Einheit, nicht klar und leicht verständlich dem Auge erscheinen, sondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüstung der verschiedensten Kenntnisse und Wissenschaften erfordert, ehe man dieses Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verstehen kann. Seinen Zeitgenossen, und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war seine Geographie und Astronomie nicht so fremd wie uns, die vielen Anspielungen aus der florentinischen Geschichte lagen ihnen viel näher, und selbst die Philosophie des Dichters war die des damahligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für sie eines Commentars, und so ist es denn gekommen, daß der größte und nationalste aller italiänischen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter seiner Nation geworden ist. Zwar wurde er einige Menschenalter hindurch, wie ein zweyter Homer, durch einen öffentlich bestellten Lehrer in seiner Vaterstadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk selbst und der Geist des Ganzen, sondern nur einzelne Stellen aus ihm sind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter seiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen, in Schilderung des Charakters und der Leidenschaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italiänischen Geist und Charakter so tief ergriffen, und so sprechend darzustellen gewußt. Das Einzige, was man in dieser Hinsicht an ihm vermissen, oder tadelhaft finden könnte, ist die überall verbreitete ghibellinische Härte. Es zeichnete diese im spätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrschaft kämpfenden Ghibellinen, ein ganz eigner stolzer, hochfah-

render Geist und eine fast grausame Strenge und Härte des Gemüths aus, welche man aus den Geschichten und Denkmahlen jener Zeit kennen muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Auch die spätern Zeiten bis auf die unsrige haben ihre Ghibellinen gehabt, die alles Heil der Menschheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrschaft erwarten, und die Macht des Unsichtbaren läugnen möchten, die sich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt; aber diese Ghibellinen einer spätern überverfeinerten Zeit zeichnen sich mehr durch die Biegsamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher sie wie eine weiche Masse den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um so größer und herrlicher erscheint, je mehr sie sich auch durch zerstörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrschbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroische Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegeneinander standen, und der großen Charaktere, die sich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein solcher hätte seyn können. Es entstand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächst noch nicht die gleichförmige Erschlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, sondern auch veranlassende Gelegenheit und mitwirkende Ursache des Despotismus ist. Immer aber bleibt die ghibellinische Härte, welche sich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Gestalt darstellt, am Dichter ein Tadel, da sie nicht bloß auf die äußere Schönheit und Form, son-

dern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweise ihren rauhen Einfluß erstreckt.

Dieß sind die Flecken, welche ich der verdienten Bewunderung unbeschadet, an diesem größten aller christlichen und aller florentinischen Dichter glaubte bemerken zu müssen.

Dem Petrarka habe ich schon seine eigentliche Stelle angewiesen, da ich die ihm eigne kunstreiche Vollendung bey der allgemeinen Schilderung des Minnegesangs der verschiedenen Nationen erwähnte. Dieß ist die Gattung, zu der seine Gedichte gehören, und mit dem deutschen oder spanischen Minnegesang muß man diesen italiänischen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen, und seinen eigenthümlichen Charakter aufzufassen. Dieser besteht eben darin, daß Petrarka kunstreicher, geistiger, Platonischer ist als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige seiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verstanden, sondern unter diesem Nahmen nur sein geistiges Urbild und eine bloß sinnbildliche Idee besungen habe. Dagegen ist man denn mit authentischen Beweisen von ihrer wirklichen Existenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältnissen, und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die sie hinterlassen; und auf eine andre, schönere Weise überführt uns das liebliche Bildniß von Memmi in der Sammlung der Petrarkischen Gedichte zu Florenz von der wahrhaften Existenz und Wirklichkeit dieser holden Frauenseele, in ihrer hohen klaren Anmuth. So viel ist indessen gewiß, daß auch ein allegorischer Sinn und Geist in Petrarka's Gedichten sich ausspricht, der oft

ganz deutlich und ohne alle andere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie schon oben bemerkt wurde, man bey den Werken des Mittelalters fast überall voraussetzen und aufsuchen darf. In der Verskunst und als Bildner seiner Sprache ist Petrarka einer der ersten Künstler, welche in irgend einer der romanischen Sprachen jemahls gedichtet haben.

Eben so kunstreich wie Petrarka zur Poesie, suchte Boccaz die italiänische Prosa auszubilden; doch leidet sie auch bey ihm an der langen periodischen Verwicklung, von welcher der einzige Machiavell ganz frey ist.

Jene drey florentinischen Dichter, Dante, Petrarka, Boccaz, bilden eine ältere, strengere Schule der abendländischen Poesie, in welcher das allegorische Streben überwiegend war. Sie hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darstellende Kunst von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die große allegorische in Weltumfassenden Visionen und der ganzen Fülle der christlichen Sinnbilder; Petrarka nebst jener, in der er aber weit hinter seinem Vorbilde zurück blieb, die ihm eigenthümliche Art der lyrischen Dichtkunst, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darstellung in Prosa, allein oder mit eingemischten Gedichten. Auch bey diesem letzten ist auf eine andre Weise, besonders in den größeren Dichtungen, die allegorische Richtung sehr auffallend sichtbar; und aus einem ähnlichen Bedürfniß und dunkel gesuchtem Ziele, ging auch sein Streben hervor, die alte heidnische Mythologie neu zu beleben und christlich umzudeuten, was auch Dante schon hie und da auf seine Art sehr eigenthümlich versucht hatte. Alle drey fanden eine Menge von

Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in seiner Art, gar nicht geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkischen Lieder, wie die Novellen in Prosa, durch die häufige Wiederhohlung, und den Überfluß, bald ermüden mußten. Erst spät im funfzehnten Jahrhundert, nachdem auf diesen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu erndten waren, entschlossen sich die Italiäner das eigentliche Rittergedicht zu versuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechischen Mythologie und der trojanischen Fabel hatte versetzen wollen. Der erste bekannte unter den Vorgängern des Ariost, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der mit den Alten schon sehr vertraut, in der Gesellschaft der Mediceer seine Rhapsodieen absang, sollte man ein günstiges Vorurtheil hegen; aber das Werk selbst entspricht der Erwartung nicht ganz; es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz, den Mangel an Poesie, oder doch den Zusammenhang der unwahrscheinlichen und sinnleeren Erdichtungen, selbst darüber spottend, ersetzen sollen. In der Erzählung weiß man selten recht, was Parodie oder Ernst ist; der Witz ist so ganz local und florentinisch, daß er uns kaum verständlich bleibt; und das Ganze ist nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italiänischen Geist zuerst das eigentlich Romantische war. Weit glücklicher ist Bojardo, der nächste Vorgänger des Ariost, dessen unvollendetes Werk dieser zuerst nur fortsetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergessenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Fantasie, die man ihm sonst wohl zutraut, verliert Ariost viel, sobald man seine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Er-

findungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet sich schon bey seinem Vorgänger, und auch die mahlerische Kraft der Beschreibung ist dieselbe; nur die größere Sorgfalt, die Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Verskunst hat Ariost voraus, und etwa den Vorzug, daß er Stellen aus der Odyssee, dem Ovid, oder sonst einzelne Blumen aus den alten Dichtern mit noch glücklicherem Kunstsinn zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es ist bemerkenswerth, daß die Ritterpoesie der Italiäner nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt ist, sondern in der Lombardey, wo auch die deutsche Baukunst des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Styl der Mahlerey mit dem der Deutschen verwandter, oder ihm doch nicht so ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptstaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeist hier weit weniger herrschend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunst seyn konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geist schon früh ganz demokratisch; in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Kunst manches mehr dem orientalischen, oder neu griechischen Geschmacke nachgebildet, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeist seit den Normannen wohl nicht ganz erloschen, aber von fremden Königen beherrscht, und im Wechsel der Herrschaft oft beunruhigt, oder auch sonst durch was immer für ungünstige Umstände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geistesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas

andres gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künste bedacht, welche die Kirche zu verherrlichen bestimmt waren, als auf die ritterliche Poesie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, so nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlohr sich in leere Gedanken von der Wiederherstellung einer Republik, und des alten Rom in seiner ehemahligen republikanischen Größe; wie es sich bey den Verirrungen des Rienzi zeigte, die selbst Petrarka theilte und bewunderte.

Dieß sind die Ursachen, warum die Poesie der Italiäner, welche durch ihre kunstreiche Vollendung am meisten auch bey andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und fast ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden ist, im Ganzen mehr zum Antiken und zur Philosophie sich neigte, weniger aber, und erst in ihrer spätern Epoche vom Rittergeiste beseelt war.

Ungleich glänzender als in der Poesie war das funfzehnte Jahrhundert für Italien in der Mahlerkunst, deren eigentlicher Flor in demselben begann, und etwa bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebst der wieder erweckten alten Litteratur, hat die Kunst am meisten beygetragen dieses Zeitalter als das der Medicäer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Mahler in Italien mögen schon früh die Überbleibsel von der bildenden Kunst der Alten für eine strengere Zeichnung, und genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannichfaltigen hohen Ideen von Form und Schönheit begeistert worden seyn. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, selbst bey denen Mahlern nicht, welche am mei-

sten wissenschaftliche Kenntnisse vom Alterthum besaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Ersten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im sechszehnten Jahrhundert, begann auch schon das Sinken der Kunst. Früher, als sie in ihrer Blüthe stand, war der Geist dieser Mahlerey ein durchaus neuer und eigner, bald ein allgemein christlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italiänisch, in den glücklichsten und vollkommensten Hervorbringungen beydes gleich sehr. Daher hat die Mahlerkunst in diesem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poesie; denn welchen Dichter desselben könnte man wohl dem Raphael gleich stellen? Wir suchen hier vergeblich einen Tasso, der zugleich Dante wäre.

Und auch abgesehn davon, daß hier erhabener Tiefsinn des dichterischen Geistes mit seelenvoller Anmuth nicht so glücklich in einem Punkte der Vollendung zusammentrafen; blieb die Poesie gleich nach ihrem ersten Aufflug und so wie sie ein reiferes Wachsthum erreichte, nicht so selbstständig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Litteratur, und der allgemeinen Verbreitung so vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigten sich bey allen Nationen des neuern Europa, und zuerst bey den Italiänern, verunglückte Versuche der Nachahmung der antiken Dichtkunst, welche ihr Wesen in der äußerlichen Form oder durch die Zufälligkeit des Inhalts nachkünsteln wollten. Selbst das wahre Genie blieb nicht immer ganz frey von diesem schädlichen Einfluß; Camoens und Tasso, die größten epischen Dichter der Neuern, wür-

den ſich ungleich mächtiger, freyer und ſchöner entwickelt haben, wenn nicht die virgiliſche Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen geſtanden, ihren Dichtergeiſt beſchränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weiſe ward die alte Litteratur, der Poeſie und ſelbſt der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an ſo allgemein lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten, daß man die Landesſprache darüber vernachläſſigte. Nebſt Italien hat beſonders Deutſchland, wo die alte Litteratur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter ſind auf dieſem Abwege für die Sprache und Nation verlohren gegangen; indem man es erſt zu ſpät erkannt hat, daß keine Poeſie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiſer Maximilian wurden wohl lateiniſche Dichter gekrönt, aber ſo viel mir bekannt iſt, keiner in deutſcher Sprache, ungeachtet der Kaiſer dieſe vor allen liebte, und ſelbſt übte; ſogar Schauſpiele wurden lateiniſch vor ihm aufgeführt. Die ſichtbare Entartung und Verwilderung der deutſchen Sprache in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, ſchiebt man gewöhnlich den Streitigkeiten und bürgerlichen Kriegen des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben dieſe das Übel vermehrt; allein da ſich jene Entartung der Sprache, wenigſtens der Poeſie, auch ſchon vor der Reformation zeigt, und bey ſolchen Schriftſtellern, die ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, ſo ſcheint mir die erſte Urſache darin zu liegen, daß jetzt die meiſten und vorzüglichſten Schriftſteller und Dichter wieder anfingen die Landesſprache zu ver-

ſchmähen, lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten. In Deutſchland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieſes noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den erſten großen florentiniſchen Dichtern und Schriftſtellern aus dem vierzehnten Jahrhundert ſchon eine feſter beſtimmte und kunſtgebildete Norm für die Landesſprache beſaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrängen vermochten.

Nicht an der alten Litteratur lag die Schuld, ſondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Dieſe große Erweiterung des hiſtoriſchen und dadurch auch alles übrigen Wiſſens im funfzehnten Jahrhundert, die Bekanntſchaft mit ſo vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmahlen der Kunſt und Geiſtesbildung, war an ſich ein großes und unſchätzbares Gut. Aber irren würde man ſich freylich, wenn man glaubte, die volle Ausſaat habe überall gute Früchte, und nirgend Unkraut getragen; die ſo plötzlich erworbenen geiſtigen Reichthümer ſeyen gleich gut angewandt und ſo verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einſehen und verlangen, daß ſie verarbeitet und ſelbſtthätig angeeignet werden ſollen. Ich finde in dieſer Hinſicht den Geiſt der neuern Europäer in den verſchiedenen Jahrhunderten ſich viel ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich ſehe überall die gleiche leidenſchaftliche Wißbegier, welche mit raſtloſer Thätigkeit umherforſchend, jede dargebothene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte ſagen, mit Wuth an ſich reißt, ſich ganz darin verliert, dieſe neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf

eine Zeit lang für das Andere, was eben so wesentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erschütterung und Gährung die zerstörenden Wirkungen um sich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geistes und der Geistesbildung mit sich führen, und wo denn ein großer Theil von allem dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was sich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthümern, für die Kunst und Erkenntniß, für die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzüge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes, die Wissenschaft der Araber bekannt, und die Philosophie des Aristoteles herrschend wurde, die verschiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geistige Thätigkeit mit einem Mahl unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen im Umlauf gekommen. Daß aber auch diese besonders im dreyzehnten Jahrhundert mit einem Mahle sich kundgebende Erweiterung und Revolution des menschlichen Geistes gar nicht so angewandt worden, wie es zu wünschen gewesen wäre, das ist jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächst und im Allgemeinen daraus ein Sectengeist, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarey erschien, bald aber seine zerstörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geistig befruchteten Zeitaltern Europa's ist das funfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendste, als durch den systematischen Gebrauch des Compasses, durch immer fortschreitende Bemühungen und Entdeckungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden ward, und nun zum ersten Mahle vor den An-

gen des erstaunten und gleichsam mündig gewordenen Menschen, sein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Größe und Beschaffenheit, klar und offen da stand; während zu derselben Zeit und schon früher die wieder erweckte alte Litteratur dem Verstande eine neue geistige Welt geöffnet hatte, und nun auch die Buchdruckerkunst, ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntnisse, und zur Erregung des Geistes darbot, was bey der ersten Bekanntwerdung einem Wunder gleich scheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gemachten Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich schon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln werde. Die dritte allgemeine Revolution im wissenschaftlichen Gebiete, und im Geiste des neuern Europa, liegt unsern Zeiten näher. Durch die unermeßlich großen Fortschritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im siebzehnten Jahrhundert machte, und die im achtzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgesetzt wurden, sind zugleich alle mechanischen Kenntnisse und technischen Fertigkeiten so unglaublich erweitert worden, daß fast die ganze Lebenseinrichtung des menschlichen Geschlechts dadurch völlig verändert ist. Wer möchte wohl läugnen, daß diese Kenntnisse an sich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender ist als diese Herrschaft des Menschen über die Körper- und Sinnenwelt, die seiner ursprünglichen Hoheit und Bestimmung entspricht? War aber diese Herrschaft über die Körperwelt auch mit der Herrschaft über sich selbst verbunden? War die durchaus physische und mathematische Denkart, welche aus jener Richtung des Gei-

ſtes, auch über ſittliche Gegenſtände ſich verbreitete, die richtige und angemeſſene? Die Folgen, welche dieſe Denkart, und die daraus erzeugte Philoſophie auf Religion und Sitten, auf die Staaten und das Leben hervorbrachten, haben ſich ſo ſchnell und ſo klar entwickelt, daß ſie jetzt ſchon allgemein genug, als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verſchiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

Ich kehre zurück zum funfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächſt des Nachtheils erwähnte, welchen die ausſchließende Vorliebe für die alte Litteratur und Sprache ſchon damahls der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr ſich darſtellenden Poeſie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um ſo weniger befremden, wenn wir hier mancherley Schwankungen, und einzelne Verirrungen gewahr werden, da die Geſchichte der Geiſtesbildung der Neuern uns überhaupt nichts anders darbietet, als einen ſteten Kampf zwiſchen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich iſt, und dem Neuen, Eignen und Vaterländiſchen, was der eigentliche Lebensgeiſt jeder lebendigen, wirkſamen und nationalen Litteratur und Poeſie ſeyn und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des funfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernſtliche Abſicht gehabt haben, die Vulgarſprache ganz zu verdrängen, und die alte römiſche wieder allein herrſchend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpaſſendſten Anwendung auf neuere und

christliche Gegenstände; und wohl ist es bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Person zu reden, sondern statt dessen nach Art der Alten „die Götter" sagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien mit einem thörichten Eifer, soll man sagen, nachgeahmt oder nachgeäfft. Nicht bloß die Staatsverfassung, sondern auch die Religion der Alten wieder einzuführen, mag bey einigen wohl der ernstliche Wunsch, oder wenigstens der vorübergehende Gedanke entstanden seyn. Doch solche Verirrungen, die ohnehin nie zur Ausführung kommen konnten, möchte man als unbedeutend übergehen. Ungleich ernsthafter und von dem größten Einfluß auf die Staaten und das Leben, erscheint die mit der alten Litteratur auch wieder erwachte altrömische Denkart in einem großen Schriftsteller dieses Zeitalters, dem Machiavelli. Im Styl und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht bloß unter den Italiänern, sondern überhaupt unter den Neuern, und den Ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Caesar, ist er dabey tief und gedankenreich, wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend Einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geist des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur andern Natur geworden, stark, lebendig, und angemessen zu schreiben, wie die Alten. Die Kunst der Darstellung findet sich bey ihm nur, wie von selbst, sein stetes Ziel ist der Gedanke. Aber, wie läßt sich nun seine Denkart, und die ihm eigne Staatskunst, welche nur allzu herrschend geworden ist, recht-

fertigen, oder auch nur erklären, wie ist sie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchlosen Tyrannen, wie ein Exempel- und Lehrbuch für Herrscher und Fürsten aufgestellt, sucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, daß man sagt, es sey nicht so gemeint gewesen, er habe seinem Zeitalter und seiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politischen Verderbens aufstellen wollen. Ungeachtet nun gewiß ist, daß Machiavelli durchaus republikanisch dachte und ein glühender Patriot war, so will doch jene Erklärung durchaus nicht recht passen. Richtiger mag es daher seyn, die Erklärung eben in seinem Patriotismus zu suchen, mit seinen übrigen Staatsansichten und Grundsätzen zusammen genommen. Es ist, als ob er den Ersten seiner Nation stillschweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreyen, müsse man eben die, wenn auch noch so verzweifelten, oder unsittlichen Mittel ergreifen, wodurch andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; so müsse man den Feind mit seinen eignen Waffen bestreiten; das Vaterland zu retten, sey alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann seine äußerst merkwürdige kurze Vergleichung der Franzosen und der Deutschen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfsinn zeigt er, daß die Deutschen gar nicht so mächtig seyen, als man sie glaube, und daß dagegen die Macht der französischen Könige äußerst furchtbar und in stetem Anwachs sey. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavelli's kurze Charakteristik beyder Nationen erscheinen mag, ist sie nichts weniger als schmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue

und Glauben vor, die er faſt als eine angebohrne Eigenſchaft zu betrachten ſcheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freyheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitſucht, welche ihr Reich ſchon aufgelöst habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bey den damahligen Schickſalen Italiens, ſeiner Vaterſtadt, und ſeiner ſelbſt wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundſatz aber, die gefährlichſten Feinde Italiens, nähmlich die innern, mit ihren eignen unſittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt ſich auf keine Weiſe billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieſer kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück geſtürzt hatten, ſondern die weit allgemeiner verbreiteten Grundſätze und Geſinnungen, welche ſolche Thaten möglich machten und herbeyführten.

Das Auffallendſte am Machiavell aber liegt nicht hierin, auch nicht allein in dem oft beſtrittenen Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ſondern darin, daß er mitten in dem neuern chriſtlichen Europa eine Politik aufſtellte von ſolchem Inhalt und ſolchem Geiſt, als ob ſo etwas, wie das Chriſtenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Chriſtenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten Europa durch dieſen geiſtigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie ſie ſelbſt Gott dienten, glaubte man, ſeyen die Könige würdig und berechtigt, über die Menſchen und Völker zu herrſchen; in dieſem Sinn ſeyen ſie und

ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesem, von der ganzen christlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht bloß wie ein Alter der heidnischen Vorzeit, sondern er denkt auch so, und zwar im allerentschiedensten und strengsten Sinne, und wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobey die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebensache erscheint, so sind auch Kraft und Verstand die einzigen Hebel in Machiavells Politik. Von Gerechtigkeit ist dabey gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes, und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben so wenig gibt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menschen, die mehr als eine bloß äußere Form und heuchlerische Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener sich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und List. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unsichtbares weg. Das Unsichtbare aber ist es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, so hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menschen, die Nationen, und die Staaten zusammen. Ist diese Seele, dieser innere Lebensgeist dem Ganzen einmahl entzogen, so zerfällt es und löst sich auf, oder bleibt den einzelnen Theilen des organischen Körpers, den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft

übrig, so ist es doch nun bloß ein eignes, abgesondertes, aus seinem wahren Zusammenhange weggerissenes, seinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern sich selbst, und nach außen sich gegenseitig unter einander zerstörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, so steigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finsterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlassenen Gerechtigkeit ein.

Die politische Auflösung selbst, von der sich ungeachtet der standhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft christlichen Könige und Herrscher mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erscheinungen zeigten, kann freylich keinem Einzelnen beygemessen werden; sie hatte viel tiefere Gründe. Indessen wer irgend eine schon vorhandene Kraft des Schlechten auf bestimmte Grundsätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen systematisch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und insofern läßt es sich nicht läugnen, daß Machiavelli's Politik auf die nachfolgenden Zeiten einen äußerst schädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beyden großen Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunst und die Magnetnadel, welche wenn auch schon früher angewandt, doch erst damahls zu ihrem großen Resultate unter Columbus gelangte, waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von wichtigem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers, und des Papiers. Als Erfindungen

sind beyde ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erst in jenem Zeitalter Wirksamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle diese Erfindungen zusammen genommen, haben der menschlichen Gesellschaft eine ganz veränderte Gestalt gegeben. So wie die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eisens, und mit diesem meistens auch mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geschieden sind von den Wilden, welche unbekannt waren mit diesen Werkzeugen der Verbindung zwischen dem Menschen und der Erde, den verschiedenen Völkern und Ländern, der Vorwelt und der Nachwelt, durch welche erst alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird, und eine gemeinschaftliche Entwicklung des Menschen beginnt; eben so ist auch nun die neue Zeit diesseits der Buchdruckerkunst und Magnetnadel, wenn man so sagen darf, durch eine eben so große Kluft von der alten Welt jenseits dieser Entdeckungen getrennt.

Aber eben an diesen Erfindungen zeigt sich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Mensch von ihnen macht, als auf die Erfindungen selbst. Der Compaß war schon früher auch andern Völkern bekannt, welche aber demungeachtet weder die Erde umsegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunst, und das Papier, dienen seit lange in China, um Zeitungen, Anschlagezettel und Visitenkarten in großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geist der Chinesen darum einen besondern Aufschwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde selbst in den Zeiten, da sie in allgemeinen Gebrauch kam, für durch-

aus schädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Arioſt, beklagten es als eine unſelige Erfindung, welche der perſönlichen Tapferkeit entgegen ſtehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; ſondern auch Staatsmänner und Krieger dachten ſo, und ſtimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieſer Seite waren die Klagen und Beſorgniſſe wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß ſich überall Raum zu ſchaffen. Bey andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neueſten Zeiten, Beyſpiele von Heroismus aufgeſtellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerſtörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich ſyſtematiſcher geworden ſind, wohl nicht unter die glücklichen gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des erſten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erſte Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer, durchaus nicht ſo zerſtörend und verwüſtend ſeyn können. In dieſer Hinſicht möchte es ſcheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenem herrlichen Werkzeuge der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinüber führten, gleich ein Mittel der Zerſtörung, zum Nachtheil der Menſchlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunſt auf Verbreitung der Kenntniſſe und Geiſtesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Fol-

gen vermischt worden. Durch dieses allzu leichte Mittel der Verbreitung, nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunst, an sich eine der größten und herrlichsten Erfindungen, in der unglaublich schnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugschriften, bisweilen etwas von den zerstörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Überhaupt würde bey einem etwas seltnern und kostbarern Material, der Druck vielleicht mehr seiner ursprünglichen Bestimmung, alle wahrhaft bedeutenden Denkmahle der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben seyn. Statt dessen ist nun mit häufiger Vernachlässigung der wichtigsten Urkunden der Geistesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Überschwemmung und zweyte Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch selbst die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geist des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verliehren.

Zehnte Vorlesung.

Einige Worte über die Litteratur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa, über die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters.

In der bisherigen Darstellung der Geistesbildung der neuern Europäer haben wir vorzüglich nur die südlichen und westlichen Nationen Europa's betrachtet, die Deutschen, und die ganz oder halb romanisch redenden Völker, Italiäner, Franzosen, Spanier und Engländer. Die Litteratur dieser Völker ist auch unstreitig sowohl an sich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigste und die wichtigste. Gleichwohl würde es meinem Wunsche und meiner Idee von einer wahrhaft welthistorischen und in einem nationalen Geiste abgefaßten Geschichte der Litteratur sehr entsprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichsten und östlichen großen Nationen in mein Gemählde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und selbstständige Nation hat, wenn man so sagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Litteratur zu besitzen, und die ärgste Barbarey ist diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder sie von aller höhern Geistesbildung ausschließen will. Auch ist es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachlässigte, oder unbekanntere Sprachen sehr häufig einer höhern Vervoll-

kommnung für unfähig hält. Einige Sprachen gibt es wohl, welche der Poesie in einem gewissen Maaße widerstehen, und ihr weniger günstig sind; eine regelmäßige, und für die wesentlichsten Zwecke des Lebens und des wissenschaftlichen Gebrauchs zureichende und angemessene Ausbildung in Prosa, leidet fast jede Sprache. Hat die Litteratur einer minder bedeutenden Nation auch keinen unmittelbaren Einfluß auf die andern Völker, so ist die Geschichte ihrer Geistesentwicklung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schicksalen und der übrigen Geschichte eines Volkes doch schon an und für sich ein sehr anziehendes und belehrendes Schauspiel. Doch kann ich in dieser Hinsicht mehr nur andeuten, was ich wünschte weiter ausführen zu können, als daß ich selbst meinen Forderungen an eine vollständige Geschichte der europäischen Litteratur Genüge zu leisten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es bestätigt gefunden, daß man in der Geschichte der Litteratur sich weniger als irgendwo sonst auf das Zeugniß und den Bericht anderer verlassen kann, wenn man nicht durch eine zureichende Kenntniß der Sprache im Stande ist, selbst zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde also nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beschränken müssen, indem ich hier bey der Epoche des Anbeginns einer neuen Litteratur und der Wiederherstellung der Wissenschaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das gesammte Europa richte. Für diese allgemeine Übersicht ist hier beym sechszehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die schicklichste Stelle. Was die Sprache selbst

und ihren auch auf andere Völker ſich verbreitenden Einfluß betrifft, ſo hatten die romaniſchen hier einen entſchiedenen Vortheil und Übergewicht. Sie ſind ſo nah verwandt unter ſich, und alle auch mit ihrer Mutter, der lateiniſchen, damahls der allgemeinen Sprache des chriſtlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern urſprünglichen Stammſprache. Daher waren ſie auch ſchon früh und ſelbſt im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politiſche Urſachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutſche und die übrigen nördlichen und öſtlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken iſt jedoch, daß Spanien, wie ſchon durch ſeine geographiſche Lage und eigenthümliche politiſche Entwicklung, Verfaſſung und Sitten, ſo auch in ſeiner Geiſtesbildung und Sprache von dem übrigen Europa mehr abgeſondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl dieſe von dem übrigen Europa abgeſonderte Geiſtesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur iſt noch das von dem ehemahligen Vorurtheil geblieben, daß man dieſe Vorzüge zu ſehr bloß auf die Dichtkunſt beſchränkt, da gerade einer der eigenthümlichſten Vorzüge der ſpaniſchen Sprache, man darf wohl ſagen, der ſpaniſchen Nationalbildung, darin beſteht, daß auch die Proſa in dieſer Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romaniſchen ausgebildet ward. Die portugieſiſche Mundart wurde zwar ſchon frühe, auch für die Proſa, weich und angenehm gebildet; ſpäterhin aber blieb ſie zu-

rück gegen die höhere Kunst und die reiche Mannichfaltigkeit der spanischen Schwestersprache. Die italiänische Sprache ist, den einzigen Machiavelli ausgenommen, für den praktischen und politischen Gebrauch nie sehr glücklich und angemessen ausgebildet gewesen. Die frühern Versuche der andern romanischen Sprachen in der Prosa, sind meistens unförmlich. Die französische und englische haben erst im siebenzehnten Jahrhundert, also ungleich später sich zur praktischen Angemessenheit und politischen Beredsamkeit ausgebildet, und es ist dieser Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptstadt und auf die höhern Stände beschränkt geblieben. Früh schon ward in Spanien die Landessprache zur Gesetzgebung und zu den wichtigsten Lebensgeschäften, und zwar sehr glücklich angewandt, und vielleicht hat selbst die Absonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beygetragen, die an gut geschriebenen geschichtlichen Werken sehr reich ist, und in der eine männliche Beredsamkeit sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat; eine Beredsamkeit voll von dem feurigsten Geiste, deutlich und scharf, und wo es angemessen ist, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philosophie hat Spanien weniger bedeutende Nahmen, als Italien, Deutschland und die andern gebildeten Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftsteller aufzuweisen.

Die deutsche Sprache war als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel schwerer als die romanischen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet seyn, wie diese; welche Unbekanntschaft der andern Nationen mit

der Sprache, oft auch eine Verkennung der deutschen Geistesbildung und Litteratur zur Folge gehabt hat. Dessen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutschen Nation in dieser Geschichte der Litteratur angewiesen habe, historisch vollkommen rechtfertigen zu können. Ist gleich die deutsche Sprache weniger verbreitet, so ist dennoch der gründlichere Geschichts- und Sprachforscher auch bey den südlichen und westlichen Nationen durchaus genöthigt zu der Quelle ihres deutschen Ursprungs zurück zu gehen, da mit der germanischen Verfassung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germanischen Geist, was sonst nicht verständlich seyn kann, auf die andern Nationen übergegangen ist. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und seiner Geschichte, ist ohne Kenntniß der deutschen Geistesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht möglich; denn, wie Frankreich und England im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politisch, sondern auch litterarisch das Übergewicht hatten und herrschten, so waren Italien und Deutschland in aller Bildung die ersten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Litteratur folgenreichste Entdeckung im funfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunst, war eine deutsche Erfindung, und von Deutschland sind im sechszehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erschütterungen ausgegangen, welche den großen Zwiespalt im Glauben zur Folge hatten, und welche dem christlichen Europa auch in Rücksicht der Geistesbildung eine neue Gestalt und Richtung gegeben haben. Ist die deutsche Sprache, für die gesellschaftlichen Kreise, für das praktische Leben, die höhern Geschäfte und politische Bered-

samkeit bis jetzt noch nicht so mannichfaltig brauchbar und überall angemessen ausgebildet, als die englische und französische, so ist sie dagegen, wie die italiänische, welche derselbe Tadel eben so sehr trifft, der Dichtkunst günstig, und für den höhern wissenschaftlichen Gebrauch, seit der griechischen, vielleicht die reichste. In der bildenden Kunst, woran die meisten andern auch sehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutschen wenigstens die zweyte Stelle neben und nach den Italiänern. In der neuern Litteratur, die sich seit den Erschütterungen des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutsche Sprache und Geistesbildung fast zuletzt ihren neuen Aufschwung genommen; doch ist dieß wohl an sich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigstens in wissenschaftlicher Rücksicht, in Geschichte und Philosophie sollte die spätere Litteratur allerdings auch die reichste und reifste seyn. Und diese Reichhaltigkeit wenigstens wird man der deutschen Litteratur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht absprechen können, in einem Zeitraume, wo bey manchen andern Nationen ein Stillstand und Rückfall, oder auch ein fast gänzliches Ermatten und Erlöschen in der Litteratur und der Geistesbildung sich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen sich überall noch finden mögen, sieht man auf das Ganze, so ist der Zeitpunkt wohl nicht sehr entfernt, wo die Kenntniß der deutschen Sprache und Litteratur, für wissenschaftliche Bildung auch bey andern Nationen unentbehrlich scheinen und sich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichsten und östlichsten Nationen, nahmen die skandinavischen im Mittelalter an der Poesie und an der Geistesbildung des übrigen Abendlandes den nächsten und unmittelbarsten Antheil. Der Einfluß, welchen sie selbst als wandernde Normannen auf Europa und dessen Poesie gehabt, ist schon früher berührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und also auch an allem, was diese für Geist und Einbildungskraft Neues herbeyführten oder hervorbrachten. Als wissenschaftliche Seefahrer durchreisten forschende Isländer ganz Europa, sammelten überall Kenntnisse, oder auch Dichtungen ein. Die älteste noch unverfälschte Quelle der Poesie der germanischen Völker und des gesammten Mittelalters hatten sie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten sie aus dem südlichen Europa die christlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derselben, besonders in den deutschen Heldenbüchern war die Ähnlichkeit mit ihrer nordischen Sage auffallend, selbst einzelne dem Norden angehörige Gestalten fanden sich in denselben wieder. Diese behandelten sie nun mit besonderer Liebe in mannichfachen Werken und Formen; und wir dürfen diese ganze Richtung, zusammengenommen mit den gothischen und deutschen Heldengedichten aus demselben Kreise, als eine eigenthümlich nordische Schule in der abendländischen Poesie betrachten, die in mancher Rücksicht von dem romantischen Geist der südlichen Fantasie bey den lateinischen Völkern noch sehr abweichend und verschieden ist. Was in jenen skandinavischen Dichtungen noch heidnischen und nordischen Ursprungs war, die einzelnen Gestalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Göt-

derlehre herstammte, faßten sie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tieferen Gefühl auf. Dieses Wunderbare, was in der Poesie der südlichen Völker fast bloß ein flüchtiges und bedeutungsloses Spiel der Fantasie, ein müßiger Schmuck geworden ist, hat in der nordischen Dichtkunst einen ernsten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieser Seite hat die nordische Behandlung der Nibelungen selbst vor dem deutschen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Island und Skandinavien überhaupt im Mittelalter seine eigenthümlich gestaltete Ritterpoesie, welche auch auf ähnliche Weise, wie bey andern Nationen sich aus der Poesie erst in prosaische Ritterbücher auflöste und dann in einzelne Volkslieder zersplitterte. Dieß letzte geschah in Dänemark, wie in England und Deutschland, besonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensstreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfassung auch in der Überlieferung der alten Nationalandenken und Heldensage eine große Unterbrechung verursachte, so daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachlässigt und nur unter dem Volke sich erhaltend, vielfach verstümmelt, und halb unverständlich geworden. Indeß auch so, und wären sie nur ein schwacher undeutlicher Nachhall von der Poesie der vorigen Zeiten, sind Volkslieder, wie England und Deutschland, Schottland und Dänemark, deren so viele und in mancher Hinsicht auch geschichtlich merkwürdige besitzt, der sorgsamsten Aufmerksamkeit und Aufbewahrung, einer schonenden, sorgfältigen und verständigen Behandlung werth. Die alte Litteratur des Nordens war allen skandi-

naviſchen Völkern gemein. Mit der Reformation ſcheint eine ſtarke Unterbrechung Statt gefunden zu haben; die einheimiſchen Geſchichtſchreiber der däniſchen, wie der ſchwediſchen Litteratur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutſche Sprache mit der erſten Einführung des Proteſtantismus bey ihnen bekam, als ſchädlich für die Entwicklung der Landesſprache. Die ſpätere ſchwediſche Litteratur wird ſelbſt von einheimiſchen Beurtheilern, welche jetzt und für die Zukunft eine neue und beſſere Bahn zu gründen ſuchen, in vieler Hinſicht als ein Beyſpiel aufgeſtellt, wie wenig auch die Gefühl- und Charaktervollſte Nation, zu einer ſelbſtſtändigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Litteratur gelangen kann, wenn ſie immer nur einer fremden Sprache und ausländiſchen Vorbildern ausſchließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat ſich dagegen in neuern Zeiten die däniſche Litteratur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutſche, und obwohl ſelbſtſtändig, auch in Geiſt und Charakter dieſer und der engländiſchen verwandter, als der franzöſiſchen. Wie unſre Sprache eine noch verwandte mit der jener andern nordiſchen Völker, ſo iſt auch die deutſche Poeſie innig zuſammenhängend und faſt eine gemeinſame, beſonders mit der däniſchen und engländiſchen zu nennen. Für die deutſche Philoſophie aber findet dieſe Gemeinſamkeit in der neuern Zeit nicht mehr Statt, und doch wird es vorzüglich die Theilnahme an dieſer und das gemeinſame Fortſchreiten in ihr ſeyn, was für die künftige Weltepoche und die Beſtimmung der Völker von deutſchem Stamme, jene neue Zeit

wissenschaftlich zu begründen, über den Antheil einer jeden einzelnen Nation an diesem Ruhm entscheiden wird.

In einer Rücksicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nähmlich, daß beyde Länder bey einer sehr hohen Stufe innerer politischer und geistiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgesondertes und ganz für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten. Freylich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier Theil an dem allgemeinen Rittergeiste des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; sie bereicherten sich auf Reisen mit der Kenntniß des südlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für sie, noch für Spanien, ein so inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwischen England und Frankreich vom eilften bis zum funfzehnten, oder zwischen Italien und Deutschland, vom neunten bis zum sechszehnten Jahrhundert. Auch die Geistesbildung von Skandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poesie, Geschichte und andere Kenntnisse gerichtet, weniger auf die höhere Philosophie; wenigstens haben sie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen sehr bedeutenden Nahmen in derselben aufzuweisen. Es ist auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutschland, Frankreich und England, so wie sie in der politischen Geschichte des neuern Europa am dauerndsten eine Hauptstelle einnehmen, auch in der Geschichte der Litteratur sich dadurch auszeichnen, daß sie von dem ersten Erwachen des Europäischen Geistes, unter Karl dem Großen bis auf die neueste Zeit, an der Entwicklung der

Philoſophie, an ihren Fortſchritten oder Rückſchritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigſten Antheil genommen haben, und mit wenig Ausnahme alle große und ausgezeichnete Nahmen in der Geſchichte der neuern Philoſophie dieſen vier Nationen angehören. Die ſehr beſtimmte und in den verſchiedenſten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverſchiedenheit und Richtung in der Philoſophie dieſer Völker, werde ich in der Folge zu beſtimmen verſuchen.

Unter den ſlaviſchen Nationen beſaß Rußland ſchon in dem frühern Mittelalter ſeine Nationalgeſchichtſchreiber in der Landesſprache; ein unſchätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geiſtesbildung. Daß dieſe überhaupt vor der mogoliſchen Verwüſtung in Rußland allgemeiner und verbreiteter geweſen ſey, iſt aus dem blühenden Handel, dem alten Zuſammenhang mit Conſtantinopel und andern hiſtoriſchen Umſtänden ſehr wahrſcheinlich. Aber eben, weil es der griechiſchen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit, politiſch und geiſtig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den ſlaviſchen Nationen, welche ganz dieſem angehörten, hatte Böhmen unter ſeinem Karl dem Vierten eine vollſtändige, und ſehr reiche Litteratur, welche näher bekannt zu machen, auch hiſtoriſch wichtig ſeyn würde; doch ſcheint ſie nachdem, was darüber bekannt geworden, im wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Fache reicher geweſen zu ſeyn, als in Gedichten. Ob die pohlniſche Sprache, deren Fähigkeit für Poeſie in neuern Zeiten ſehr gerühmt wird, nicht auch ſchon in frühern Epochen und im

Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen beſeſſen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, iſt mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall ſeyn, ſollten die ſlaviſchen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine ſo reiche und eigenthümliche Poeſie gehabt haben, als die germaniſchen oder die romaniſch redenden Völker, ſo läßt ſich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeiſt ihnen wo nicht urſprünglich fremd und unbekannt, ſo doch ungleich weniger allgemein und alles beherrſchend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Chriſtenthums beſaßen, weniger reich, als die germaniſche, oder ward ſie bey der Einführung deſſelben plötzlicher, ſtrenger und allgemeiner vertilgt. Die ſlaviſchen Sprachen, obwohl den edelſten alten und neuen in der Abſtammung verwandt und kunſtreich in ihrem grammatiſchen Bau, ſcheinen auch von Natur weniger zur Poeſie geneigt oder geeignet zu ſeyn.

Gewiß iſt es, daß die Ungarn in ihrer Stammſprache eine eigenthümliche Heldenpoeſie auch ſchon in ſehr alten Zeiten beſeſſen haben. Der nächſte Gegenſtand derſelben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes ſelbſt unter den ſieben Heerführern. Daß dieſe Sagen aus der heidniſchen Zeit auch nach Einführung des Chriſtenthums nicht ganz verlohren gegangen, ſieht man aus den Chronikſchreibern, die mehrere Lieder von ſolchem Inhalt vor ſich zu haben bezeugen. Ja es hat ſogar

ein ungarischer Gelehrter, Revaj, eines der Art, welches die Ankunft der Magyaren nach Ungarn, zum Gegenstande hat, noch aufgefunden und der Vergessenheit entzogen. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht die Chronik von dem sogenannten Schreiber des Königs Bela, der in der ungarischen Geschichte und selbst in dem ungarischen Staatsrechte eine so wichtige Rolle spielt, dem größten Theile nach aus solchen geschichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Prosa aufgelöst, und wo er denn wohl allerley eigne Meinungen und seynsollende Erklärungen aus seinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritischen Geschichtforscher zu bekämpfen pflegen. Man sollte in diesem Buche lieber ein, wenn gleich verstümmeltes Denkmahl der alten Heldensage und Poesie der Magyaren erkennen, und es als solches schätzen, und nicht staatsrechtliche Folgerungen daraus ziehen, oder Streitigkeiten daran knüpfen, die einer solchen Sagensammlung ganz fremd sind. Ein anderer Gegenstand der ungarischen Dichter war Attila, den sie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden sich in den Chroniken Beweise, daß Attila und die gothischen Helden, welche die deutschen Dichtungen in dem Niebelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugesellen, auch in ungarischer Sprache besungen worden, und daß Lieder dieser Art noch bis in ziemlich späten Zeiten vorhanden gewesen. Wahrscheinlich ist diese ganze alte Poesie vorzüglich erst unter Matthias Corvin untergegangen, der seine Ungarn mit einem Mahle ganz lateinisch und italiänisch umwandeln wollte, worüber denn die Landessprache, wie natür-

lich, vernachläſſigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergeſſenheit geriethen. So ging es den Ungarn im funfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutſchen im achtzehnten ergangen ſeyn würde, wenn ein großer König dieſer Zeit, der wie Matthias auch nur ausländiſche Geiſtesbildung ehrte und kannte, eben ſo unumſchränkt über das geſammte Deutſchland geherrſcht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieſer ausländiſchen Bildungs-Barbarey noch von der alten Sage, von Sprachdenkmahlen und Dichtkunſt entging, das mag dann in der türkiſchen Verwüſtung vollends zu Grunde gegangen ſeyn. Indeſſen hat ſich doch die Neigung zum hiſtoriſchen Heldengedichte bey den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im ſechszehnten, wie im ſiebenzehnten Jahrhundert berühmte Meiſter und Werke in der epiſchen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Geſang, den er zuerſt der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalſage zugewandt.

Ich beſchließe dieſe Betrachtungen über die Litteratur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verſchiedenen europäiſchen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich ſchon vorhin berührte. Eine jede ſelbſtſtändige und bedeutende Nation, hat, wenn man ſo ſagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Litteratur, d. h. eine eigne Sprachbildung zu beſitzen, ohne welche auch die Geiſtesbildnng nie eine eigne, allgemein wirkende, und nationale ſeyn kann, ſondern in einer ausländiſchen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas barbariſches behalten muß. Thöricht würde es freylich ſeyn, die Liebe zu der vaterländiſchen Sprache bloß dadurch zu beweiſen,

daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbst für allgemeine Geistesbildung sind außer den alten Sprachen, auch mehrere der neuern, nach dem besondern Zweck eines jeden die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird sie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältnisse nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Gesetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeschäfte ist allemahl höchst bedrückend, ja man kann sagen, schlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Staatsgeschäfte und was damit zusammenhängt, auch für das höhere gesellschaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimische Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieser Art einmahl eingeführt worden, da ist es, wenigstens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier ist es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Classe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwischen beyden Extremen, durch ihren Einfluß, allmählig zu dem allgemeinen zu machen; der Nothwendigkeit zu geben, was sie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergessen. Denn, als eine recht eigentliche und unerlaßliche Pflicht, betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, besonders von Seiten der höhern Classe. Jeder Gebildete sollte dahin streben, seine Sprache rein und richtig, ja so viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden; er sollte sich, wie von der Geschichte seines Volkes, so auch von ihrer Sprache und Litteratur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verschafften. Eine Pflicht, die im

Grunde um so leichter zu erfüllen ist, je mehr der Verstand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen schon geübt worden sind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber, sollte man allerdings auf das Nothwendige beschränken. Die Pflicht für die Sprache sollte besonders der höhern Classe heilig seyn; denn je größer der Antheil ist, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für sich besitzt und genießt, je mehr ist er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung seiner Nation, nach seinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zustande erhalten wird, muß selbst barbarisch und roh werden. Eine Nation, die sich ihre Sprache rauben läßt, verliehrt den letzten Halt ihrer geistigen, innern Selbstständigkeit, und hört eigentlich auf zu existiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländischer Idiome erscheinen mag, wenn auf der einen Seite ein absichtlicher Plan systematischer Sprachausrottung vorhanden ist, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze dessen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheischt; die Gefahr ist niemahls groß, sobald sie nur als solche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wagespiel des Augenblicks, sondern in der Entwicklung der Zeiten entschieden wird, ist die gemeinschaftliche, stillschweigende Opposition der Gutgesinnten jederzeit unüberwindlich. Der Tyran wirkt ohne es zu wollen, mehrentheils selbst seinem Zwecke entgegen, indem durch die beabsichtigte Unterdrückung nur das wi-

derstrebende Nationalgefühl um so lebhafter erweckt, oder doch allgemeiner verbreitet wird. So bestätigte es sich auch in der neuesten Zeit, da es der größten despotischen Übermacht nicht gelingen wollte, der deutschen Nation ihr intellektuelles Leben zu entreißen.

Nach dieser Übersicht der verschiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geschichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wissenschaft und der Litteratur einen neuen Aufschwung gegeben, gehören der äußern historischen Erscheinung und dem letzten Resultate nach dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre ganze Richtung und neue Gestalt aber erhielt diese Geistesbildung, die sich im achtzehnten Jahrhundert so mächtig entwickelte, im sechszehnten durch die Reformation. Diese bestimmte bey dem einen, wie bey dem andern Theile der nun in Zwiespalt gerathenen Christenheit, die Wege, welche diese neue Geistesbildung jetzt einschlug, das Ziel, dem sie nachstrebte, die Schranken, innerhalb, deren sie sich bewegte. An und für sich lag der Streit beyder Theile eigentlich ganz ausserhalb der Sphäre der Geistesbildung und Litteratur; er ging entweder die Politik an, insofern er die kirchliche Verfassung, das Wesen, die Grenze, und die Ausübungsweise der geistlichen Macht betraf, oder er hatte solche Geheimnisse der Religion zum Gegenstande, welche größtentheils selbst der Philosophie unzugänglich sind.

Indessen hat die Reformation, die alles erschütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wissenschaften, auf Litteratur und Geistesbildung einen vielfachen, indirecten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils

einen nachtheiligen. Zu dem ersten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechischen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion selbst unentbehrlich gehalten wurden, und die daher in protestantischen Ländern, in Holland, England, dem protestantischen Deutschlande, wo nicht mit größern Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt sind. Indessen war die Liebe zu den alten Sprachen schon vor der Reformation in Italien und Deutschland besonders so herrschend, daß man diese hier nicht als das erste belebende, sondern nur als mitwirkende Ursache betrachten darf. Der gegenseitige Streit und Wetteifer beyder Theile konnte zwar über die Hauptgegenstände der Uneinigkeit zu keinem Fortschritte und keiner Entscheidung führen, weil diese Gegenstände gar nicht geeignet sind, auf solche Weise durchgestritten und entschieden zu werden; die Religion überhaupt Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Disputirens, und eines dialektischen Streits ist. Für die gründliche historische Untersuchung ist aber allerdings der Streit vortheilhaft gewesen. Freylich ist dieß mehr ein indirecter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meistens, wie alle wohlthätige Folgen der Reformation erst später, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergestellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künste; nicht nur durch einige Zerstörungen, die hie und da Statt gefunden, sondern vorzüglich dadurch, daß die Kunst ihrer ursprünglichen und natürlichen Bestimmung entrückt wurde. Auch die nachfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie sie es immer

sind, den Künsten noch schädlicher, als der Litteratur. Besonders Deutschland ist dadurch augenscheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Mahlerey gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein so herrlich zu blühen angefangen. Diese Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden jetzt keine Nachfolger. In den protestantischen Niederlanden richtete sich die Mahlerey jetzt auf andere, geringere Gegenstände, wo sie auch bey der vollkommensten Behandlung, der ältern religiösen Mahlerey an Würde nie gleich kommen konnte. Überhaupt verursachte es eine große, schädliche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfassung zugleich das ganze Mittelalter und alles, was es hervorgebracht, dessen Geschichte und Denkart, selbst Kunst und Poesie in einem revolutionären Umschwung zusammen verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergessen ward. Für Deutschland war dieser Verlust besonders empfindlich. Eine solche Unterbrechung und Wegwerfung der geistigen Erbschaft der Vorfahren ist von einer jeden sehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigstens aber sollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und seiner Kunst und Bildung nicht länger fortsetzen. Der Behauptung, daß die Reformation die wahre Geistesfreyheit hervorgebracht habe, kann man nicht ohne große Einschränkung beystimmen. Die allgemeine Freyheit, ja völlige Ungebundenheit des Geistes, am Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigstens erst zu den später erfolgten Wirkungen der

Reformation; es haben außer ihr noch andere Urſachen dazu mitgewirkt, auch iſt es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſe Ungebundenheit in dem Maaße eher verderblich, als lobenswerth und heilſam war. Die Reformation iſt weder die erſte und einzige Urſache, noch iſt die ihr beygemeßne Geiſtesfreyheit die rechte geweſen. Die nächſte und erſte Wirkung der Reformation auf Philoſophie und Denkfreyheit aber, war vielmehr beſchränkend. Von einer ſolchen liberalen Geiſtesentwicklung, wie ſie in Italien und Deutſchland unter den Mediceern, unter Leo dem Zehnten und Kaiſer Maximilian Statt gefunden, ging ſogar der Begriff im ſechszehnten, und in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ganz verlohren. Ein politiſcher und geiſtiger Despotismus, wie ihn Heinrich der achte beym erſten Ausbruche des Sturms, dann nach der vollendeten Zerreißung Europa's, Philipp der Zweyte in den katholiſchen Ländern und Cromwell von der andern proteſtantiſchen Seite im Zuſtande revoluzionärer Demokratie ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich geweſen. Wer an der Spitze einer neuen Parthey und großen Revolution ſteht, die zugleich eine politiſche und religiöſe iſt, beſitzt eine ſo unumſchränkte Macht, auch über die Denkart und den Geiſt, daß es wenigſtens nur von ſeiner Willkühr abhängt, ſie nicht zu mißbrauchen. Allerdings ſchien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp den Zweyten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beyſpiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit,

und noch aus dem funfzehnten Jahrhundert anführen, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweisen, so wird man finden, daß bey solchen traurigen Ereigniſſen stets auch politiſche Gründe mitgewirkt haben, und man wird leider ähnliche Beyſpiele auch nach der Reformation, aus dem ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert genug finden. Und zwar bey beyden Theilen; der erſte große Selbſtdenker und allgemein wirkende Schriftſteller, welchen die Proteſtanten nach der Zeit der erſten Gährung beſaßen, Hugo Grotius, konnte in dem freyeſten Lande, welches es damahls gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geiſtesfreyheit machten, zur Beſchränkung und Unterdrückung. Dadurch iſt beſonders Italien, um die Entwicklung ſeiner im funfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philoſophie gekommen; ſo, daß es faſt verkannt wird, was mir unläugbar ſcheint, daß dieſe ſcharfſinnige Nation auch zur höchſten geiſtigen Forſchung eine urſprüngliche Neigung und eine angeſtammte Fähigkeit beſitzt. Die ausgezeichneten philoſophiſchen Talente, welche Italien im ſechszehnten und im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine ſo unglückliche Richtung, daß ſie für ihr Vaterland meiſtens verlohren gingen, da ihre Lehren nicht bloß dem Geiſte der Kirche entgegen, ſondern auch ſelbſt mit dem allgemeinen ſittlichen Glauben der Menſchheit unvereinbar, und für ihn zerſtörend waren. In dem geiſtigen, wie im politiſchen Gebiet führt Anarchie den deſpotiſchen Druck herbey, dieſer aber, wenn er ſeinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder

noch heftigere Empörungen, und Reactionen ohne Maaß und Ende. So bleibt nichts als ein stetes Hin- und Herschwanken von einem Extrem zum andern, zwischen Despotismus und Anarchie, die beyde gleich schlimm und verwerflich sind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mittel tritt, oder wo sie, wenn auch noch vorhanden, doch nicht mehr anerkannt wird, weil das Band des Ganzen einmahl aufgelöst ist.

Wenn einige Lobredner der Reformation diese so ansehen und darstellen, als sey sie schon an und für sich ein Fortschritt des menschlichen Geistes und der Philosophie gewesen, als Befreyung von Vorurtheil und Irrthum, so setzen sie eben das, als schon ausgemacht voraus, was der Gegenstand des Streites ist. Man sollte sich dieses Arguments um so weniger jetzt noch bedienen, da es durch das Beyspiel so großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholische Frankreich im siebzehnten Jahrhundert, und die Geistesbildung des südlichen Deutschlandes in neuern Zeiten wohl hinreichend auch für die anders Denkenden erwiesen seyn sollte, daß eine hohe, und selbst die höchste Stufe der Geistesbildung vollkommen vereinbar ist mit jenen Überzeugungen, welche die Stifter des Protestantismus als Vorurtheile verwarfen. Es sollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die sie gehabt hat; da einige derselben auch nachtheilig waren, viele nur sehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache selbst entscheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für sich verwerflich

und mit ihrer religiösen Überzeugung unvereinbar finden, gar kein Bedenken tragen, anzuerkennen, daß dieselbe besonders späterhin auch viele äußerst wohlthätige und heilsame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeschichte mit dem Gefühl und in dem höheren Lichte des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schicksal der Menschheit die lenkende Hand der Vorsehung gewahr, so bietet sich überall fast das gleiche Schauspiel dar. Überall werden dem Menschen die glücklichsten Gelegenheiten und Veranlassungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen, und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen; denn er selbst muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich seyn sollte. Selten zieht der Mensch allen Vortheil von den ihm dargebotenen Mitteln, sehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon, und stürzt sich nur immer tiefer in seine alte Verwirrung zurück. Die Vorsehung aber ist, wenn man so sagen darf, unermüdlich in diesem Kampf mit der Ungeschicklichkeit und Verkehrtheit des Menschen; kaum ist durch seine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines, furchtbares Uebel entstanden, so gehen unmittelbar aus dem Schooß des selbstverschuldeten Unglücks, neue unerwartete Wohlthaten hervor; Warnungen und Lehren, die sich lebendig in Thatsachen und Begebenheiten aussprechen, immer wiederhohlte Anforderungen zur Rückkehr, um den Menschen dahin zu bringen, daß er endlich zur Besinnung gelange, daß er sich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit der Kunst und Poesie stand der Protestantismus eigentlich nicht in unmittelbarer Berührung, wirkte zuerst vielmehr störend für diese; Geschichte und Sprachkunde wurden auf seine Veranlassung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philosophie aber stand er in dem nächsten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort seyn, ihre Geschichte und ihren Zustand sowohl vor der Reformation, als in dem ersten Jahrhundert nach derselben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in sofern die Philosophie einen wesentlichen Einfluß auf die allgemeine Geistesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbstdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, sind schon erwähnt worden. Am meisten brachte Deutschland deren hervor, in einer fast fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen, bis auf die Reformation, und noch nach derselben. Überhaupt ist Geistesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigsten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, so ist es der, daß sie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, so oft sich ihrer rastlosen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntnisse darbot. So bekamen sie von den Arabern, nebst den mathematischen, chemischen und medicinischen Kenntnisse, worin ihnen diese überlegen waren, auch das ganze astrologische und alchemische Wesen und Unwesen zugleich mit überliefert; und mit dem Aristoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wissens erschien, einen ganzen Wust von dialektischen

Streitigkeiten und sophistischen Künsten, wie sie auch schon bey den Alten, vornehmlich bey den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beste in der Philosophie des Aristoteles ist der Geist der Kritik; diesen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine so umfassende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie sie damahls zu erwerben, fast unmöglich war, und wie sie auch jetzt noch selten ist. Der Geist der Kritik verläßt den Aristoteles nur in dem Gebiete der Metaphysik, weil hier die einzigen beyden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung durchaus nicht zureichen. Aus der Anhänglichkeit an diese, schon in dem Meister selbst unverständliche Metaphysik, entstand die sogenannte Scholastik. Einigen Ersatz für dieses Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Physik des Aristoteles, besonders seit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter gewesen sey, kann man wohl nicht behaupten; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechische Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfassung. Man hatte ja längst an der christlichen Sittenlehre eine viel reinere und bessere, und bereicherte diese aus dem Aristoteles zunächst nur mit einer Menge überflüssiger Eintheilungen, und bloß dynamischer Gegensätze, mit manchen falschen Voraussetzungen aus dem heidnischen Leben verwebt. Ein sehr auffallendes Beyspiel von dem schädlichen Einfluß der aristotelischen Sittenlehre in der praktischen Anwendung, bietet sich uns in einem schon sehr gebildeten und gelehrten Zeitalter dar. In Spanien wurde im sechszehnten Jahrhundert die grosse

Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Aristoteles war, und der so, wie dieser nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverey annahm, ganz gegen die gute Sache, und sehr gegen den Geist des Christenthums entschieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer der aristotelischen Philosophie im Mittelalter zuerst diesen Sectengeist verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demselben entgegengewirkt, so viel es ging, weil gleich Anfangs mit der aristotelischen Philosophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die aristotelische Philosophie, wo sie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch sehr oft bey den Arabern, wie im Mittelalter und im sechszehnten Jahrhundert dahin führte, statt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltseele zu verehren, und besonders die persönliche Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderstehlich war, und die aristotelische Philosophie nicht mehr abgehalten werden konnte, so suchten einige christliche Philosophen, eben so eifrig, die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, sich des Aristoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigstens zu lenken und Verderben zu verhüten. Das Urtheil über den Werth dieser an Geist zum Theil sehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin bestimmen: was ihre

Philosophie übles und Scholastisches enthält, das rührt von der aus dem Alterthum noch fortgeerbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterscheidung aufgenommenen Sophistik, aus den ursprünglichen Mängeln des Aristoteles in der Metaphysik, so wie auch seiner arabischen Commentare, und von dem leidenschaftlichen Sectengeist ihres Zeitalters her; welcher letztere überhaupt und überall von ansteckender Art ist, so daß selbst der, welcher ihn bestreitet, nicht immer sich ganz rein davon erhalten kann. Diesen Sectengeist zu nähren und zu entflammen, trugen besonders die Universitäten viel bey, wo viele Tausende von Jünglingen von der leidenschaftlichsten Wißbegier entflammt, für Gegenstände und Streitigkeiten dieser Art, Parthey ergriffen. Das Gute, was aber die besten Philosophen des Mittelalters enthalten, das verdanken sie dem Christenthum, welches sie meistens auch vor den größern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil sehr großen Genie und Verstande. Man würde übrigens sich irren, wenn man die eigentlich so zu nennende Scholastik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geistes in leeren Begriffen und unverständlichen Formeln ausschließend, für einen Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieses Uebel in der griechischen Philosophie sehr häufig sich geäußert, ja den höchsten Grad erreicht, selbst in der Zeit der blühendsten Cultur. Dasselbe kann man auch von den neuern Zeiten sagen, und nicht bloß von Deutschland gilt es; auch in Frankreich und England ließen sich Beyspiele der Art anführen, oft selbst von denen, welche am meisten gegen die Scholastik und den Aristoteles streiten; wenn man

nähmlich auf das Wesentliche des Uebels sieht, und nicht etwa die Sophistik, wo sie in ihrer Form biegsamer und eleganter ist, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und todten Abstractionen, welches immer eintritt, sobald die Wahrheit verlohren gegangen, ist die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geschwätzige Kunst und Beredsamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beschränkt bleiben. Ein der Wahrheit entgegenstehender Sectengeist ist in beyden Fällen damit verbunden.

Die Philosophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß sie noch nicht ganz und durchaus christlich war, daß der Geist des Christenthums noch nicht alle Kräfte, Kenntnisse und Begriffe der Menschen vollkommen durchdrungen hatte. Es lag in der von den Alten ererbten Philosophie der neuern Europäer, nach den beyden schon früher von mir geschilderten Hauptarten und Formen derselben, der Platonischen und Aristotelischen, der Keim zu zwey verschiedenen Abwegen des Irrthums. Der eine ist der schon geschilderte der Vernünfteley, wozu die Dialektik der Alten und Aristoteles führten. Der andere an sich bessere und höhere Weg war der Platonische, der sich jedoch auch in Schwärmerey verirren konnte, sobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren keine Thätigkeit des Menschen entbehren kann, entledigt ward. Beyspiele davon liefert uns die zweyte Gattung der Philosophie des Mittelalters, die der sogenannten Mystiker. Sobald sie sich bloß an das religiöse Gefühl hielten, und ihrem innern Berufe folgten, in stiller Frömmigkeit nach

der evangelischen Vollkommenheit zu streben, so standen sie auf dem festen Boden der christlichen Wahrheit und wirkten unendlich viel Gutes, nicht bloß für ihre Zeitgenossen, sondern für die ganze katholische Welt aller Zeiten, wie unser Thomas a Kempis; und dieser Weg war im Gegensatz des scholastischen unstreitig ganz der rechte. Doch findet sich auch bey den bloß religiösen Mystikern des Mittelalters, neben einem frommen Herzen und der tiefsten Innigkeit des Gefühls oft ein Anstrich von pantheistischer Verneinung und Selbstvernichtung, welcher dem Geiste des Christenthums eigentlich fremd und für die höhere Entwicklung desselben sogar störend ist. Wollten sie aber zugleich das Gebiet der Wissenschaft umfassen, so war das religiöse Gefühl allein ohnehin nicht zureichend und es wurden dann noch andre Quellen der Erkenntniß hinzu genommen, besonders für die Erkenntniß der Natur, welche nicht immer hinreichend lauter und gesichtet waren. Der Platonismus, mit vielen andern orientalischen, öffentlichen und geheimen Überlieferungen verbunden, gab der Fantasie einen zu freyen Spielraum, und besonders in der Naturwissenschaft war diese Denkart fast immer mit dem Glauben an Astrologie und der Neigung zu magischen Geheimnissen verbunden. Besonders in Deutschland war dieß der Fall; man darf dessen wohl um so eher erwähnen, da diese Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrschaft gewinnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeschreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit sonst einem frommen Wunsche oder Gedanken anfingen, so wird es jetzt wieder Sitte, sie mit der Nativität, und mit dem astrologischen

Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob sie an und für sich ganz regellos, unzusammenhängend und unbegreiflich wären, sondern weil sie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforscher sie zum Gegenstande ihrer Untersuchung machen. Nur müssen dergleichen siderische Einflüsse, insofern sie wirklich Statt finden, um alle falsche Anwendung und Gefahr, die damit verbunden seyn kann, zu vermeiden, nothwendig einem christlich erleuchteten Sinne untergeordnet bleiben, welcher allein im Stande ist, diese geheimen Kräfte richtig zu deuten und sicher zu leiten. Wenn man diesen astralischen Erscheinungen und Mächten aber so viel Gewalt einräumt, daß die menschliche Freyheit dem Einfluß der Gestirne ganz unterworfen wird, dann ist der Glauben an Astrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unser Schiller in dem Charakter eines von diesen Glauben beherrschten Helden so vortrefflich dargestellt hat. Eben weil der Mißbrauch so leicht, die Mittheilung so gefährlich ist, sind die Dinge dieser Art wohl oft als Geheimnisse behandelt worden. Ich finde es selbst historisch nicht unwahrscheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im funfzehnten Jährhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cusa, der biedere Bischof Trithemius, dann Reuchlin, der Erste seiner Zeit in aller orientalischen Gelehrsamkeit, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt vielleicht nicht überall bekannt seyn mag. Man würde auch sehr unbillig seyn, wenn man den großen Geist, die Kenntnisse, die biedern Gesinnungen und

Grundsätze der genannten Männer, wegen der beygemischten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beynah auch wieder die der unsrigen zu werden scheinen, verkennen wollte. Aber andere sind wohl nicht so rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntnisse dieser Art in eine fast betrügerische Geheimnißkrämerey mit Charlatanerie übergehen, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieses Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen; auch Paracelsus ist nicht frey von solchen Flecken. Indessen hatte Deutschland in den frühern Zeiten vorzüglich eine große Anzahl von jenen reinern und bloß vom religiösen Gefühl beseelten, mystischen Philosophen, welche noch kein Vorwurf dieser Art treffen kann. Keine neuere Sprache ist so früh für die höhere Philosophie und die geistigsten Gegenstände angewandt und ausgebildet worden, als die Deutsche. Dieser Schriftsteller gab es vom dreyzehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutscher und oberdeutscher Sprache sehr viele. Sie standen in Verbindung untereinander, bildeten eine Art von Schule, und nannten sich Diener der heimlichen Weisheit, oder der himmlischen Sophia, worunter sie die göttliche und höhere Wahrheit verstanden, welcher sie nachstrebten und deren Betrachtung sie ihr Leben widmeten. Ich will aus der Menge nur einen anführen, der für die Geschichte der Sprache sehr wichtig ist. Dieser ist der Prediger oder Philosoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Protestanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergessenheit auch ihn traf. Die elsassischen Gelehrten, welche nachdem sie politisch schon Frankreich angehörten, sich oft durch

gründliche deutsche Geschichts- und Sprachforschung, ruhmwürdig als wahre Deutsche bewährten, haben das Verdienst, daß sie in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf diesen vergessenen Denker und Weisen zuerst wieder hinlenkten, und dessen hohe Wichtigkeit wenigstens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die seinige mit der in Luthers Zeit, oder hundert Jahre nach ihm, bey ähnlichen Gegenständen üblichen, so ist der Unterschied ungefähr eben so groß, wenn man Prosa mit Poesie vergleichen darf, wie der zwischen dem sanften Wohllaut der schönsten Rittergedichte des dreyzehnten Jahrhunderts, wie etwa des Nibelungenliedes und den rauhen Knittelversen des sechszehnten Jahrhunderts. So ist also auch in diesem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere gewesen, sondern wie im Geist und in der Gesinnung besser, so auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man also jetzt bisweilen der deutschen Nation ihre Neigung zur Mystik zum Vorwurf macht, so ist dieser Fehler viel älter als die Tadler selbst vielleicht wissen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja von den Zeiten Karl des Großen an, mit historischen Beweisen und Belegen in fast ununterbrochner Reihe, als allerdings gegründet durchführen. Weit entfernt aber, daß dieses in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, ein Tadel seyn sollte, können wir vielmehr nur das höchste Lob der geistigen Richtung einer Nation darin sehen, wenn wir in dem welthistorischen Fortgange der intellektuellen Entwicklung, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst den Indiern und Griechen, die Deut-

schen als das dritte unter diesen metaphysischen Völkern bemerken und jenen in diesem Stücke beyzählen müssen; indem bey diesen drey genannten Völkern die Anlage zur Metaphysik, oder der Wissenschaft von den göttlichen Dingen, so wie die Richtung darauf, in allen Höhen und Tiefen, Wegen und Abwegen, welche dieses Streben mit sich führt, nicht erst von außen eingepflanzt und angeregt, sondern ganz bey ihnen einheimisch und gleichsam angebohren war.

In der Philosophie des Mittelalters ist übrigens, wie in der neuern Zeit ein sehr starker und entscheidender Einfluß des Nationalcharakters sichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbstdenker, so wie auch kühne Zweifler und Sophisten hervorgebracht; und mehrere unter den sogenannten Scholastikern, welche Franzosen oder Engländer waren, tragen für jene ältere Zeit ganz dieses Gepräge. Die Italiäner unterscheiden sich in der ältern Zeit durch eine ganz besonders feste Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächstdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutschland zu einer höhern, geistigen, oft auch schwärmerischen Philosophie. Die Neigung zum Platonismus ist selbst in ihren Dichtern sichtbar. Es hat also mit einem Worte der eine Hauptweg des Nachdenkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philosophie, in welcher unter den Alten Aristoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meisten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beyde Nationen, ungeachtet alles poli-

tiſchen Zwieſpaltes, in dem Innerſten ihrer Anſichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beym erſten Blicke denkt, zuſammenſtimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platoniſchen Art von Philoſophie theilt der kunſtliebende Italiäner, mit dem tief empfindenden Deutſchen, daher bey aller Verſchiedenheit der Abſtammung, Sprache und Sitten, eine gewiſſe Sympathie und Annei-gung zwiſchen beyden Nationen unverkennbar iſt.

Eilfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiäner. Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes.

Der Zustand der allgemeinen Geistesbildung, und der Gang der Philosophie kurz vor der Reformation und in dem ersten Jahrhundert nach derselben, war zuletzt der Gegenstand unserer Betrachtung. Ich fasse die wesentlichen Resultate dieser Untersuchung in folgende allgemeine Bemerkung zusammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherstellung der alten Litteratur und der Reformation der leere logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bey dem großen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranstalten herrschend. In Deutschland und nächstdem in Italien war aber im funfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphilosophie, eine andere, höhere Philosophie verbreitet, welche sich theils an die platonische, theils an die orientalische anschloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber sie war wenigstens im Ganzen auf dem bessern Wege, sie war auf jeden Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbst in der Art, wie sie, und in der Person derjenigen, von de-

nen ſie gelehrt ward, zeigt ſich ihr Vorzug. Sie herrſchte nicht auf den Univerſitäten und in den Schulen, ſie war überhaupt keine Secte, ſondern wahrhaft Philoſophie nach dem alten Sinne des Worts, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer ſelbſt willen geſucht und verbreitet, von ſolchen die zur höchſten Erkenntniß den unwiderſtehlichen Beruf in ſich fühlten. Die größten Naturforſcher und Mathematiker, die umfaſſendſten Kenner des griechiſchen Alterthums, und die erſten Orientaliſten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutſchland hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntſchaft mit der griechiſchen Litteratur hatte auf die Philoſophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß ſie der myſtiſchen und mehr platoniſchen Art zu philoſophiren, mit ſo vielen Schätzen und Denkmahlen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge, ſich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannichfaltige Veranlaſſung gab zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platoniſchen oder andern orientaliſchen Schwärmereyen. Durch die Wiederherſtellung der alten Litteratur gewann alſo die eine damahls herrſchende Hauptart der Philoſophie an Umfang der Erkenntniß und Entwicklung; aber auch an Einfluß zur Verbreitung ſchwärmeriſcher Meinungen, überhaupt alſo an Wirkſamkeit zum Guten, wie zum Irrthum.

Auf die andere Art der Philoſophie, auf die ariſtoteliſche, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieſelbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt; ſie war ſchon bey den Scholaſtikern mit vielen platoniſchen Begriffen vermiſcht geweſen, da man ſie zugleich immer dem Chri-

stenthum unterordnete. Als man sie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen selbst, und in dem ganzen Zusammenhange der griechischen Geistesbildung kennen lernte und auffaßte, so war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigstens das äussere scholastische Wesen, und kleidete sie in ein Gewand, welches dem classischen Vortrage des Alterthums und dem kritischen Scharfsinn des Urhebers nicht mehr so ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je besser und tiefer man aber in den Geist der griechischen Philosophie eindrang, je häufiger ereignete es sich, daß einzelne Anhänger derselben auf solche Folgerungen ihres Systems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar sind; wie z. B. als erste Ursache an Gottes Statt, bloß eine allgemeine Weltseele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bey mehreren Anhängern des Aristoteles, besonders in Italien im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert der Fall. Geringeren Einfluß wenigstens keinen gleich Anfangs so deutlich sichtbaren, hatte es auf den Gang der Philosophie, wenn einige Kenner und Verehrer der alten Litteratur jetzt mehr und mehr auch andere Systeme des Alterthums, wie z. B. das stoische zu erneuern suchten. Plato und Aristoteles haben die beyden Hauptwege des menschlichen Denkens und Erkennens so entschieden bezeichnet und gebahnt, daß sie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben sind, und bleiben mußten. Die andern Systeme des Alterthums erhalten meistens nur durch ihre Beziehung auf jene beyden ihren Werth, es

ſind nur Abweichungen oder Nebenwege, die ſich doch bald wieder in jene beyden Hauptwege verliehren. Daher machten jene Verſuche, den Stoicismus, oder andere Philoſophien des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und hatten dieſe Verſuche keine andere Wirkung als die Mannichfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das ſchlechteſte unter allen Syſtemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und entſtehen läßt, fand ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert vielen Beyfall; und darin lag freylich ſchon ein hinreichender Beweis von dem großen Verfall der echten Wiſſenſchaft und tieferen Philoſophie. Späterhin fand dieſe rohe Atomiſtik, die im Grunde nichts iſt, als die wieder hervorgerufne und durch die neuen Entdeckungen der Naturkunde bereicherte und erweiterte Lehre Epikurs, immer mehr Anhänger, und ward endlich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur eigentlich herrſchenden Secte, beſonders in Frankreich, durch die Verbreitung der franzöſiſchen Sprache aber auch im übrigen Europa.

Man nennt die Epoche des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wiederherſtellung, oder gar eine Wiedergeburth der Wiſſenſchaften. Eine Wiederherſtellung war es allerdings, wenigſtens in Rückſicht auf die erneuerten Kenntniſſe der griechiſchen Litteratur und des Alterthums, wodurch das hiſtoriſche Wiſſen zwar noch nicht bis zur Vollſtändigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburth des menſchlichen Geiſtes und der Wiſſen-

schaften kann es durchaus nicht gelten, denn so würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereicherung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, sondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zustande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine solche innere, den Geist selbst neu belebende totale Veränderung in der Philosophie hat die Reformation zunächst nicht hervorgebracht; die beyden Hauptwege der Philosophie, die Aristotelische und Platonische, blieben im Wesentlichen die nähmlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beyder die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platonisch-orientalischen, die vor ihm und zu seiner Zeit in Deutschland so viele Freunde hatte, scheint Luther selbst wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen desto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholastik und auch gegen ihren vermeintlichen Stifter, den Aristoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden" zu nennen pflegte. Dem ungeachtet war selbst Luthers nächster Freund und Nachfolger, Melanchthon schon wieder ein Anhänger derselben; ja derjenige, welcher dem Aristoteles und der geläuterten scholastischen Philosophie von neuem das Übergewicht gab. Die Ursache war folgende; die höhere und geistige Philosophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmahl schwankend geworden, der Schwärmerey und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte diese Wirkung, in den ersten anarchischen Zeiten der Reformation, besonders in Deutschland in vollem Maaße gehabt. Daher entstand ein allgemeines Mißtrauen gegen

dieſelbe. Es ward die ariſtoteliſche Philoſophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrſchend bey beyden Theilen, in Spanien, wie in Deutſchland; weil man dieſes alte Formelweſen, je geiſtloſer es getrieben wurde, um ſo eher dem einen, wie dem andern Glauben anſchmiegen konnte. War damit auch einige beſſere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde, wie ehedem vereint, ſo war es doch im Ganzen das alte Uebel, derſelbe logiſche Wortkram, den die beſſere Philoſophie ſchon im funfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wiſſenſchaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philoſophie, die jetzt wirklich den Charakter der gefährlichſten und wildeſten Oppoſition annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente, wie Jordanus Brunus, wurden ein Opfer dieſes Kampfes. In Deutſchland und England ward die höhere Philoſophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mit unter verfolgt, wenigſtens aus dem allgemeinen Kreiſe der gelehrten Bildung ausgeſchloſſen. Um ſo mehr ward ſie dagegen in geheimen Überlieferungen oder Verbindungen fortgepflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beyden Wegen mußte ſie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgeſetzt ſeyn, und konnte um ſo weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirkſamkeit gelangen. Zwar ſind die Gaben der Natur nicht nach menſchlicher Rangordnung eingezirkelt und geſchloſſen, ſondern mit freygebiger Hand ſind ſie überall verbreitet und oft verſchwenderiſch ausgeſtreut,

und das Licht der göttlichen Offenbarung steht jedem christlichen und empfänglichen Sinne offen, der damit begnadigt wird; der Geist des tiefern Nachdenkens und der höchsten Erkenntniß ist nicht auf die sogenannten gebildeten Stände beschränkt, und auch von der Gelehrsamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigsten unter den griechischen Philosophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiseste unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner seyn. Die ersten Verkündiger des Christenthums waren Männer aus dem Volke, wir sehen sie gleichwohl mit den höchsten Gegenständen und Geheimnissen des Nachdenkens durchaus vertraut. Ähnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgestanden. Es liegt überhaupt in dem starken und weniger zerstreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare sittliche und auch geistige Kraft. Staaten und Secten sind oft durch geringe Männer aus dem Volke gestiftet worden; und auch die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion, ist nicht selten von solchen Männern ausgegangen, wenn sie dazu berufen waren und von reiner Begeisterung ergriffen wurden, wovon auch die Geschichte der katholischen Kirche so viele erhebende Beyspiele enthält. Das geschah freylich meistens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderischen Geist und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philosophie mit der Dichtkunst, so ist auch in dieser Hinsicht das Genie kein ausschließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakspeare, der sich doch ganz an die Volkspoesie

anſchloß, eine Höhe und Tiefe der Darſtellung erreichen, in welcher den kunſtreichſten und gelehrteſten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen; ſo läßt ſich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutſchland alle Höhen und Tiefen des geiſtigſten Nachdenkens, und jener höhern und geheimen Philoſophie erſchöpfen konnte, welche damahls aus dem Kreiſe der Wort- und Schriftgelehrten verſtoßen war. Dieß findet ſeine volle Anwendung auf jenen Mann, deſſen Nahme ſchon den Aufgeklärten ein Ärgerniß und den Gebildeten eine Thorheit iſt; den ſogenannten teutoniſchen Philoſophen, Jakob Böhme, der zu ſeiner Zeit nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch ſein Unglück ſo berühmte König Karl von England gehörte.

Ich habe ſchon mehrmahls meine Überzeugung geäußert, daß ich auch das Daſeyn einer Volkspoeſie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflöſung der wahren Dichtkunſt anſehen kann; denn dieſe ſoll nicht ausſchließlich dem Volke ſo wenig, wie den Gelehrten überlaſſen ſeyn, ſondern dem Volke, den Gebildeten, und der geſammten Nation gemein ſeyn. Kann aber ſelbſt die Volkspoeſie nicht allen nachtheiligen Spuren dieſes getrennten Zuſtandes, und der daher rührenden Vernachläſſigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall ſeyn, mit einer ſolchen Volksphiloſophie, deren Begriff ſogar ſchon beynahe etwas Widerſtreitendes in ſich ſchließt? Wie ſehr auch das Genie des Einzelnen ſich in dem ungünſtigen Verhältniß bewähren mag; es iſt

dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philoſophie eigentlich im Ganzen einnehmen ſoll. Das merkwürdige Syſtem dieſes teutoniſchen Philoſophen ausführlicher zu ſchildern und zu erklären, bleibt einem andern Orte vorbehalten. Vor allen ähnlichen und ſonſt theologiſchen Schriftſtellern unter den Proteſtanten der damaligen Zeit, zeichnet er ſich durch einen beſonders frommen, ſtillen und chriſtlichen Sinn aus. Die mannichfaltigen Entwicklungen der Seele in ihrem innerlichen Leben bilden die Grundlage ſeines Nachdenkens; eine höhere Sehnſucht aber führte ihn ſchon früh weit über die Gränzen des gewöhnlichen proteſtantiſchen Unterrichts und Glaubens hinaus und richtete ſeinen Geiſt zunächſt und faſt ausſchließend auf die Morgenröthe einer beſſern Zukunft, einer neuen Zeit und allgemeinen Verherrlichung. Die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in den Wundern ſeiner Schöpfung aber ſuchte er vorzüglich aus den verborgnen ſieben Quellen der Natur und ihrer innerlichen Kräfte zu enthüllen; und für dieſe geheime Tiefen und Quellen der Natur hat er wohl allerdings einen ſehr offnen und hellen Sinn, ein eignes nicht allen zu Theil gewordnes inneres Gehör, und ihm ganz eigenthümliche glückliche Anſchauungsgabe beſeſſen. Zu bemerken iſt indeß, daß ſo ſehr Böhme's Syſtem auch das Gepräge eines durchaus aus ſich ſelbſt und der eignen Quelle ſchöpfenden Geiſtes an ſich trägt, es doch nicht ohne Zuſammenhang iſt mit andern Formen der geheimen Philoſophie, die man um dieſe Zeit immer mehr Einfluß gewinnen ſieht. Begreiflich iſt es wohl, wenn der unverſiegliche Durſt nach Wahrheit ſich damahls andre, verborgnere, von dem leeren Wortweſen der Gelehrten weit

entfernte Wege suchte, auf denen manche Überzeugungen und Entdeckungen, Erkenntnisse oder auch Schwärmereyen und Irrthümer sich schnell verbreitet zu haben scheinen. Nachdem das zugleich sichtbare und unsichtbare Band der Kirche für einige Länder Europa's zerrissen war, trat nun eine unsichtbare Verbindung andrer Art hie und da an die Stelle, oder sollte sie wenigstens einnehmen. Es gibt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können schwerlich in dem Zustande der noch kämpfenden Menschheit allgemein seyn. Ich will zugeben, daß es nach Lessings Meinung, unter den Erkenntnissen auch an sich geheime gibt, nähmlich solche, die es ihrer Natur nach sind, weil bey demjenigen, der sie ergriffen, oder erhalten hat, nicht wohl der Entschluß Statt finden kann, sie zur Unzeit allgemein und öffentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Daseyn solcher Überlieferungen ist historisch fast zu allen Zeiten deutlich; auch wird man schwerlich jemahls verhindern können, daß sich Ansichten und Überzeugungen dieser Art in einer oder der andern Form unsichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine solche Überlieferung auch ganz reine und lautre Wahrheit, ohne alle beygemischte falsche Schatzgräberey nach leeren Geheimnissen enthielte, so würde doch die Opposition dieser geheimen und der öffentlichen Wahrheit schon an sich als ein großes Uebel zu betrachten und immer schlechthin verwerflich seyn. Die äußere Zerspaltung der sichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation, von allen Gutgesinnten mit Recht als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der christlichen Volker getrennt,

der Körper der Menschheit zerrissen werde. Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der sichtbaren, so würde diese Trennung noch schrecklicher, und wie eine Scheidung von Körper und Seele seyn, und uns mit einer gänzlichen Auflösung bedrohen. Doch dem ist nicht also; Leib und Seele der Menschheit sind noch nicht getrennt, und die Wahrheit ist nur Eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen. Die Wunder der Natur und die Geheimnisse der Wissenschaft und der Geisterwelt sind nur einzelne Strahlen an dem ewigen Leuchter der göttlichen Offenbarung, wie er von Anbeginn bis an das Ende der Zeiten in Gottes Kirche besteht und bestanden hat; und so wie jene Strahlen einzeln von diesem Baume des Lebens, dem wahren Glauben, abgerissen werden, muß ihr Licht, so herrlich es sonst auch glänzen möchte, unwiederbringlich erlöschen und sich verfinstern. Die Schule und die Wissenschaft so wie ihre exoterische oder esoterische Fortpflanzung und Anknüpfung, kann und muß in den meisten Zeitaltern in der äußern Verfassung, Gestaltung und lebendigen Anwendung von der Kirche und Religion verschieden und getrennt werden; aber im innersten Geiste müssen sie ewig Eins seyn, denn das Wort des Lebens, welches sie beyde auf verschiedenem Wege, zu verkünden, zu deuten und wirksam zu verbreiten haben, ist überall dasselbe und ebenfalls nur Eines.

Dieß waren also die Wirkungen der Reformation auf die Philosophie. Jene geistigere platonisch-orientalische Art zu philosophiren, welche im funfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutschlands öffentlich

angebaut hatten, ward nach der Reformation im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Naturdenkern überlassen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunstaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Öffentlich aber und bey den Gelehrten des Tags herrschte der alte logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, fast noch zwey Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Systeme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da sie bis auf unsre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

Die Wirkungen der Reformation für Geistesbildung und Wissenschaft, müssen also in einem richtigen und umfassenden historischen Sinn ganz anders aufgestellt werden, als sie nach dem beschränkten Partheybegriffe in unbedingter Lobrede gewöhnlich erscheinen. Überhaupt aber muß man eine große Weltperiode dieser Art nicht nach den Wirkungen und Folgen, sondern nach dem innern Wesen beurtheilen. Wenn nun das Wesen jener Epoche mehrentheils als ein Erwachen der Vernunft geschildert, das Mittelalter aber als der Zeitraum der vorherrschenden Fantasie bezeichnet wird, so ist dieses im Allgemeinen allerdings richtig; es bedarf aber noch sehr vieler nähern Bestimmungen, damit nicht ganz falsche Folgerungen daraus hergeleitet werden. Wohl ist in jedem Weltalter eine von den Elementarkräften des menschlichen Bewußtseyns vorwaltend, welche eben in diesem Zeitraum besonders verarbeitet, und dem letzten allgemeinen Ziele gemäß gestaltet

werden soll, mithin den eigenthümlichen Charakter desselben bildet. So ist in dem dritten Weltalter, welches von Constantin bis zur Reformation zwölf Jahrhunderte umfaßt, und welches wir als die Übergangs-Periode von der alten in die neue Welt, die mittlere Zeit zu benennen pflegen, das vorherrschende Element die Fantasie gewesen, aber nicht die alte heidnische, sondern eine neue christlich völlig umgewandelte und erleuchtete Fantasie, und eben daraus, aus diesem neuen Frühling, und der christlichen Wiedergeburth dieser Einen Elementarkraft des Menschen ergeben sich die eigenthümlichsten Erscheinungen jener Welt-Periode; womit gar nicht gesagt ist, daß nicht auch die andern Kräfte des Verstandes oder des Willens in manchen großen Ereignissen und Erzeugnissen jener Zeit sich herrlich kund gegeben, da unter jener Angabe, nur ein Übergewicht des vorherrschenden Elementes zu verstehen ist, wovon sich das Verhältniß zu den andern Elementen in dem Einzelnen ihrer Entwicklung nach dem ganzen Stufengang derselben durch alle Perioden jenes Zeitraums wohl nachweisen läßt. Auch die dialektische Spitzfindigkeit der Scholastiker kann gegen jene Herrschaft der Fantasie im Mittelalter keinen gegründeten Einwurf bilden, da vielmehr wo eine Elementarkraft im Ganzen eines Zeitalters herrschend ist, sich die entgegengesetzte um so mehr als Ausnahme in einigen wenigen Individuen zu concentriren, und im grellen Gegensatz und höchster Einseitigkeit zu gestalten und zu entwickeln pflegt. So tritt auch in unsrer Vernunft-Epoche die Poesie und künstlerische Fantasie aus dem Zeitalter in isolirter Absonderung heraus, wie damals auf der entgegengesetzten Seite die Scholastik; wie überhaupt die intel-

lektuelle Entwicklung in jedem Weltalter ihre eigenthümlichen Mängel und Schlacken mit sich führt. Wenn aber das vierte Weltalter, welches mit dem Anbeginn des sechszehnten Jahrhunderts in dem entscheidenden Wendepunkt der damaligen Zeit eintrat, als die Periode der vorherrschenden Vernunft ganz richtig bezeichnet wird, mußte es gerade ein solches Erwachen derselben seyn? Ein Rückfall in die heidnische Vernunft, in den alten Stolz und Ungehorsam, statt einer höheren Erleuchtung des christlichen Denkens und Wissens in angemeßner Entwicklung und immer steigendem Fortschritt? Dazu war es eben so unnöthig als frevelhaft, erst den Glauben zu zerreißen, dann das Wissen mit dem Glauben auf drey Jahrhunderte hinaus in unauflöslichen Zwiespalt zu versetzen, wodurch das Erste in sich selbst verderbt, verschlechtert und ganz und gar verwildert, das andre aber von diesem feindlich abgesondert, und durch die feindliche Absonderung auch innerlich gehemmt, und in seinem lebendigen Wirken gelähmt werden mußte. Eben so wenig war es nöthig, jedes Heiligthum der Erinnerung und allen Schmuck des Lebens, mit welchem eine kindlich fromme Fantasie es wohlthätig umkleidet hatte, mit einem Mahle wegzuwerfen, um der Vernunftbestimmung der neuen Welt-Periode nachzukommen. Auch jenes Mittelalter der aufdämmernden Fantasie hat seine eigenthümlichen Verirrungen hervorgebracht; aber so ganz hat diese, obwohl nur einem Gestirne der Nacht vergleichbar, doch nicht des rechten Weges verfehlt, wie das helle Tageslicht der Vernunft, während der ganzen ersten Hälfte ihres Weltenumlaufs, nachdem sie sich einmal von Gott abgewandt hatte. Nicht aber in dem Vernunft-Charakter

der modernen Zeit liegt das Uebel, da dieſe wie jede andre Elementarkraft in dem Cyklus der intellektuellen Entwicklung, wenn die Zeit da iſt, an die Reihe der Herrſchaft kommen mußte, wie ſie gleich damals entſcheidend in die Weltgeſchichte eintrat, ſondern in dem ſchlechten Gebrauch, welchen der Menſch als ein freyes Weſen, von der neu erweckten Kraft gemacht hat, da er ſie nicht in liebevoller Eintracht zu immer höherer Verherrlichung des Chriſtenthums, als des koſtbaren Unterpfandes der göttlichen Überlieferung und Offenbarung gebraucht, ſondern durchgehends faſt nur in einem Geiſte des Zwieſpalts und der Trennung angewendet hat, bis in unſern Tagen aus dem Übermaß des langen Uebels ſelbſt, die Rettung hervorgegangen iſt.

So wie die Nationen Europa's ſeit der Epoche des Zwieſpalts feindlich auseinander traten, ſo fand auch zwiſchen den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Studien eine vielfach ſchädliche Trennung Statt. Beſonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verurſachte, daß es keine rechte Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die erſten Stifter dieſes erneuerten Studiums waren Philoſophen, und Männer die das Mittelalter und ihre Zeit eben ſo lebendig kannten, als das Alterthum, und die orientaliſche Gelehrſamkeit mit der griechiſchen verbanden. Ihnen erſchien daher alles im Ganzen mehr an ſeiner rechten Stelle, im großen Zuſammenhange der Weltgeſchichte, und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Trennung eingetreten, die Philoſophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergeſſen war, beſchränkte ſich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr

einheimisch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Römer, welches sie bewunderten, ohne doch das Schöne desselben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künstlern ward dieses etwa lebendig aufgefaßt; bey den Gelehrten entstand jetzt, da die classische Gelehrsamkeit mit Philosophie fast nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erst im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbst für Kunst und Poesie kann man als nachtheilig ansehen, daß sie fast ganz außer Berührung mit der Philosophie kamen, daß die Bildung der Fantasie von der Bildung des Verstandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der ersten nicht selten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poesie und Kunst in diesen stürmischen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philosophie und Geschichte mit Antheil nehmen mußten, beynah noch das einzige freye Asyl, wo Gefühl und Geist sich ungestört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poesie der katholischen Länder, die spanische, italiänische, portugiesische, bildet in diesem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, so daß ich sie in der Betrachtung zusammen nehmen werde. Die Spanier hatten schon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid; ihr Minnegesang blühete im funfzehnten Jahrhundert später als bey irgend einer andern Nation. Überhaupt erhielt sich der Rittergeist und die damit verbundne Poesie hier länger als irgend wo sonst in Europa. Ihre Ritterbücher von meist selbst erfundenem Inhalt, der den übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten sich aus, wenigstens das älteste und bekannteste derselben, der Ama-

bis, durch eine gebildetere und schöne Schreibart, und durch den vorherrschenden Hang zu sanften und idyllischen Darstellungen. So bestätigt sich auch hier die schon bey Gelegenheit der Ritterpoesie, und besonders der altdeutschen gemachte Bemerkung, daß grade heroischen Naturen, und sehr kriegrischen Nationen dieser Hang zum Sanften und Zarten in der Poesie oft eigen ist. An die Ritterbücher schloß sich schon früh bey Spaniern und Portugiesen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung an. Die Poesie überhaupt, und besonders der Minnegesang ward im funfzehnten Jahrhundert, durch zwey Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die Ersten des Reichs waren; Villena und Santillana. Überhaupt ist die Poesie in Spanien seit ihrem *ersten Anfang* mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künstlern geübt worden, und keine andre Nation zählt unter ihren Dichtern so viele, die auch das Schwerdt für ihr Vaterland geführt hätten. Die Poesie, welche wir mit einem allgemeinen Nahmen, die spanische nennen, sollte in ihrer ältesten Zeit richtiger die castilische genannt werden; denn anfänglich war sie nur dieser Provinz eigenthümlich, und mehrere andre Länder der spanischen Halbinsel hatten ihre eigne, von der castilianischen verschiedene Kunst. In Catalonien blühete eine eigne Poesie, die man der Mundart nach, zu der provenzalischen rechnet. Der letzte bekannte Gesang derselben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schicksale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als seinen eignen Fürsten geliebt zu haben scheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erster Ehe jenes Ferdinand, der nach-

mahls unter dem Nahmen des Katholiſchen, auch in Caſtilien herrſchte, und deßhalb in einigen arragoniſchen Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünſtigen Augen angeſehen ward. Arragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgeſonderten Selbſtſtändigkeit des Landes hörte auch die, demſelben eigenthümliche Poeſie auf, und ſo wie Caſtilien das herrſchende Land ward, ſo vereinigte ſich auch in der caſtiliſchen Dichtkunſt alle Schönheit der Poeſie, die ſonſt in den verſchiedenen Provinzen des dichteriſchen Landes zerſtreut vorhanden war. Nur die Portugieſen behielten, ſo wie ſie ein eignes Volk und Reich bildeten, allein auf der ſchönen Halbinſel ihre eigne Sprache und Poeſie; doch blieb von alten Zeiten her ein inniger Verkehr mit Caſtilien; viele Portugieſen ſchrieben caſtiliſch, und manches, was für altcaſtiliſch gehalten wird, ſtammt von den Portugieſen her. Ja ſo verwandt iſt die Poeſie der einen und der andern Nation, daß es nicht leicht iſt abzuſondern, was der Erfindung nach der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bey, die ſpaniſche Poeſie zu bereichern und zu verſchönern. Zwar die altcaſtiliſchen Gedichte ſind ganz rein von einem ſolchen arabiſchen Einfluß, oder orientaliſchen Anhauch. Sprache und Geiſt iſt vielmehr ſtreng und ſchlicht, treuherzig und einfach. Man kann um ſo beſtimmter ſagen, daß in dieſer altſpaniſchen Dichtkunſt gar nichts arabiſches iſt, je deutlicher und ſichtbarer in der ſpätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derſelbe ſich kund gibt. Die Trennung, welche die Verſchiedenheit des Glaubens verurſachte, und die gegenſeitige Abneigung iſt auch vollkommen hinreichend zu er-

klären, warum ein solcher Einfluß früher hin nicht sichtbar seyn konnte, der eine ganz besondere Veranlassung hatte. Als Isabella und Ferdinand der Katholische, ich nenne Isabella zuerst, weil diese von einem ganz besondern Eifer beseelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreyt zu sehen; — als diese mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in diesem glorreichen Augenblick nach sieben Jahrhunderten, Spanien wieder frey, und ganz sein war, da war in diesem letzten Kriege das arabische Königreich in Granada in zwey Partheyen getheilt gewesen; an deren Spitze zwey edle Stämme standen. Der eine derselben, die Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu dem Christenthum über; der andre floh zu den Mauren nach Afrika. Noch sind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen, und ihre Feindschaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabischen Granadiner besingen. Stolze Lieder der glühendsten Liebe und Ruhmbegierde; abgerißne Heldengesänge von hohem Zartgefühl; einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientalische Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyrische Stammgesänge noch ganz arabisch, und der ursprünglichen alten Poesie dieser Nation, so weit wir sie kennen, ähnlich. Hier in diesen Romanzen, den schönsten meines Bedünkens, die es in spanischer oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache gibt, ist der arabische Geist, und die orientalische Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben sie auf die ganze nachfolgende Poesie der Spanier einen entscheidenden Einfluß gehabt. So blühete der Garten der spanischen Poesie, auf altcastilischem

Boden durch portugieſiſche Erfindungen und provenzaliſche Blumen, und nun auch durch arabiſche Farbengluth verſchönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Arioſt als den erſten Dichter Italiens krönte, ward die kunſtreichere Poeſie der Italiäner durch Garcilaſo und Boſcan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rückſicht auf die eigne Sprache und Poeſie, und ohne die ältere Weiſe derſelben ganz aufzugeben. Dieſer hing die Nation ſo feſt an, daß die Einführung der italiäniſchen Kunſtweiſen Anfangs viel Widerſpruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andre Poeſie iſt aus ſo mannichfaltigen Elementen entſtanden, als die ſpaniſche; aber dieſe Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Fantaſie und des Gefühls, die zuſammen erſt einen vollen Accord bildeten, und der ſpaniſchen Dichtkunſt eigentlich den höchſten Zauber des Romantiſchen verleihen. Nicht bloß reich iſt dieſe Poeſie, ſondern auch durchaus Eins in Geiſt und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholiſchen und Karl dem Fünften, iſt überhaupt keine Litteratur ſo ganz national geweſen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Litteratur nach den Grundſätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunſt, ſo iſt des Streits über die Vorzüge oder Mängel, ſo wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer geſammten Litteratur kein Ende, ſo daß meiſtens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erſte reine Eindruck ganz vergeſſen wird. Es gibt aber noch ei-

nen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Litteratur und aus dem sich die Frage ungleich leichter und sichrer entscheiden läßt. Dieß ist der moralische Gesichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Litteratur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiste angemessen ist. In dieser Hinsicht wird fast jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poesie und Litteratur der Italiäner, die bloß als Kunstwerk betrachtet, an Bildung und im Styl unstreitig den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie sehr muß sie in dieser Beziehung zurück stehen gegen die spanische! Einige der ersten Dichter sind ganz ohne Beziehung auf die Nation, und ohne Gefühl von der Nationalwohlfahrt, wie Boccaz, Ariost, Guarini; oder es lassen sich nur einzelne Anklänge der Art, wie beym Petrarca vernehmen, und auch in diesen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherstellung des alten Rom. Dante und Machiavelli sind am meisten Nationalschriftsteller, aber der erste mit seinem herben ghibellinischen Partheyhaß, wo er die wirkliche Welt berührt und auf die Zeithistorie anspielt, ist doch kein allgemeiner, da der Lichtstrom seiner dichterisch religiösen Visionen sich ohnehin dem Auge der Menge ganz entzieht, und nur sehr wenige ihm folgen können, und der florentinische Staatsdenker in den politischen Grundsätzen höchst verderblich und heidnisch, steht aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen und muß durchaus nachtheilig auf sie einwirken.

Wie groß erscheint von dieser Seite die spanische Lit-

teratur und Poesie. Alles in ihr ist vom edelsten Nationalgefühl durchdrungen; streng, sittlich und tief religiös, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede ist. Nichts was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Überall ein und derselbe Geist der Ehre, der strengen Sitte, und des festen Glaubens. Den Reichthum an gut geschriebenen geschichtlichen Werken, die früh entwickelte und sich immer gleich bleibende männliche Beredsamkeit, habe ich schon erwähnt. Aber auch ihre Dichter sind ächte Spanier. Fast könnte man sagen, nur die Kunst macht den großen Unterschied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; sonst aber herrscht in allen ihren Schriftstellern so zu sagen, nur eine Denkart, die spanische. Dieser hohe Nationalwerth der spanischen Litteratur muß sehr in Anschlag gebracht werden, wenn man sie nur gar zu oft bloß nach dem Kunststyl der Alten oder der Italiäner beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des französischen Geschmacks. In Rücksicht auf jenen Nationalwerth, nimmt die spanische Litteratur wohl die erste Stelle ein; die englische vielleicht die zweyte. Nicht als ob diese weniger reich wäre, sondern weil sie schon mehr Elemente des Kampfs, und mancherley antinationale Bestrebungen und Abwechslungen enthält. Die Nationaleinheit der englischen Litteratur, wird ungeachtet solcher Gegenwirkungen, oft mehr nur absichtlich aufrecht erhalten, wie nach einer stillschweigends anerkannten Übereinkunft, als daß sie schon von selbst aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Gesichtspunkt für den einzigen zu halten, aus

dem der welthiſtoriſche Werth einer Litteratur zu beurtheilen iſt. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf iſt, der einem großen Theil der franzöſiſchen und der geſammten deutſchen Litteratur ihre hohe und wichtige Bedeutung gibt; wenn es nämlich nicht bloß geringfügige weltliche Intereſſen und politiſche Partheyzwecke gilt, ſondern ein Kampf der Wiedergeburth iſt, aus dem eine neue Epoche des geiſtigen Lebens, in allgemeiner Anerkenntniß des Göttlichen, und der gereinigten Wiſſenſchaft wie des höhern intellektuellen Friedens, hervorgehen ſoll.

Man betrachtet den Garcilaſo unter Karl dem Fünften nebſt einigen andern Dichtern derſelben Zeit, als ein Muſter ſchöner Sprache und eines edeln Geſchmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beyſpiel darin gegeben, an das es ſpäterhin um ſo nöthiger war zu erinnern, je mehr die Fantaſie einiger Dichter verwilderte oder in Künſteley verfiel. Daß Garcilaſo oder einige andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetiſchen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bey den Römern, Racine bey den Franzoſen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte ſelbſt ſind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große claſſiſche Werke. Ein lyriſcher und idylliſcher Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poeſie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung desſelben umfaſſen; weil lyriſche Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beſchränktem Inhalt ſind. Nur ein epiſcher oder ein dramatiſcher Dichter vermag auf ſolche Weiſe allgemeine und bleibende Norm für die Kunſt und Sprache ſeiner Nation zu werden.

Das Leben der Spanier selbst war damahls noch so ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa so glorreich und groß, die Abentheuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Fantasie so auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantische der alten Ritterbücher gegen diese Wirklichkeit weit zurückstehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das fantastische Spiel der alten Rittergedichte im Epischen zu verwerfen; aber die Spanier sind dabey in das entgegengesetzte Extrem eines allzu historischen Inhalts verfallen. Wenigstens ist dieß der Fall mit dem berühmtesten epischen Versuch in dieser Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem sehr tapfern und Freyheitsliebenden amerikanischen Volke, soll man sagen, besungen oder erzählt werden. Die Beschaffenheit des fremden Landes und seiner wilden Bewohner, Wildnisse und Naturerscheinungen, Kämpfe und Schlachten, sind mit einer Wahrheit geschildert, bey der man überall fühlt, daß der Dichter das alles als Augenzeuge sah und mit erlebte. Es hat dieses erste epische Gedicht der Spanier einzelne poetische Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen ist es zu sehr nur eine versifizirte Reisebeschreibung und Kriegsgeschichte. Das Heldengedicht muß beydes vereinen, historische Wahrheit und Größe, und das freye Spiel der Fantasie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythisch seyn, oder selbst auf dem geschichtlichen Gebiete sich darbieten. So bleibt also wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, was die Spanier besitzen. Viel glücklicher als Ercilla, war hierin der portugiesische Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikani-

ſche Wildniß, ſo war ſeiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenſtand. Auch bey ihm fühlt man, daß er ſelbſt Krieger und Seefahrer, Abentheurer und Weltumſegler war. Er ſtützt ſich ganz auf die hiſtoriſche Wahrheit und hiſtoriſche Herrlichkeit ſeines Gegenſtandes und fängt ſeinen Heldengeſang an mit einem Gegenſatz gegen den Arioſt, deſſen Dichtungen er durch ſeine heroiſche Geſchichte zu beſiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles übertrafen, was jener von dem erdichteten Ruggiero geſungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat beſonders im Anfange einigermaßen den virgiliſchen Zuſchnitt, der damahls nicht ohne beſchränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernſten epiſchen Dichtkunſt galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küſte verläßt, ſich ins freye Meer hinauswagend, ſo verliehrt auch Camoens bald ſein Vorbild aus den Augen in dieſem Gedichte, wo er mit ſeinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umſegelt, bis das Ziel erreicht iſt, und die frohen Sieger das erſehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauſchende Wohlgerüche, ſchon von fern anwehend, in Wellen und Mühſal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden; ſo weht ein blühender, ja berauſchender Duft durch dieſes unter dem indiſchen Himmel erſonnene Gedicht; es iſt der ſüdlichſte Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernſt in der Abſicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Fantaſie bey weitem den Arioſt, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen. Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens beſingt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrſchaft

und Heldenthaten der Portugiesen, sondern Alles was irgend aus der ältern Geschichte seines Volks, ritterlich, schön, groß, edel und liebevoll rührend war, ist in dieses Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poesie seines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit, ist keines in dem Grade national, und niemahls ist auch seit dem Homer, ein Dichter von seiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, so daß sich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes, bey dieser gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgesunkenen Nation, fast an diesen Einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht statt vieler andern Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann. Am würdigsten erscheint Camoens, als Dichter seiner Nation, in dem Anfang und Schluß seines Gedichts, wo er den nachmahls unglücklichen, das blühende Reich in sein Schicksal mit hinabreissenden jungen König Sebastian mit Liebe und Begeisterung anredet, aber auch ermahnend und ernst warnend, wie der begeisterte Greis, der selbst so lange das Schwerdt geführt hatte, zu seinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens, ist Tasso, der uns schon durch seine Sprache, und zum Theil auch durch seinen großen, christlichen Inhalt näher steht, welcher auf das glücklichste gewählt ist, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernst der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine Zeit noch mehr, als für die unsre; denn noch dauerte der alte Kampf zwischen der Christenheit und den Mächten Mahomets fort. Noch unter Karl dem Fünften, schmeichelten sich

ſpaniſche Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlohrne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an ſich nicht unmöglich, und ſobald die ſpaniſche Seemacht im Mittelmeer einmahl entſchieden herrſchte, ſogar weniger ſchwer ſcheinen konnte, als der furchtbaren türkiſchen Landmacht in Europa ſelbſt Grenzen zu ſetzen. Nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit, beſeelte den eben ſo ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum deſſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn ſo zu ſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die virgiliſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſogenannten epiſchen Maſchinenwerk. Doch hat den Camoens dieſelbe Idee von der einem epiſchen Gedichte nothwendigen Form, nicht verhindern können, alles darin zu verweben, was ein poetiſches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und ſeinen Gegenſtand ganz zu erſchöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bey richtigern Begriffen von der epiſchen Kunſt dem Taſſo gelungen ſeyn. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſte klar aufzufaſſen, und ihr eignes Selbſt in dieſer zu verliehren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedichte, ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden, in jedem andern Werk ſchön ſeyn würden, und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Clorindens Schönheit und Erminias Liebe, dieſe und ähn-

liche Stellen sind es, die uns an den Tasso fesseln. Gestalten, von denen der deutsche Dichter den Tasso selber so schön sagen läßt:

„Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;"
„Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

In Tasso's lyrischen Gedichten ist eine Gluth der Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erst an die Quelle jener schönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunstreichen Petrarka sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter, und wie Ariost durchaus mahlerisch, so ist über Tasso's Sprache und Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten mit beygetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiäner zu machen, was er selbst beym Volke mehr als Ariost ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind oft gesungen worden, und da die Italiäner sonst eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für den lebendigen Gesang sich auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelost; die wohllautendsten, edelsten, dichterisch schönsten und schmuckvollsten, die wohl irgend ein anderes Volk besitzt. Diese Art ihren Dichter zu nehmen und Stellenweise vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefuhl die beste; denn an dem innern Zusammenhang des ganzen Werks als eines solchen, möchte nicht sehr viel verlohren seyn. Wie wenig Tasso sich selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen konnte, zeigen seine mannichfachen Abänderungen, und mißlun-

genen Versuche. Zuerst versuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreyte Jerusalem, dem er seinen schönsten Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, ganz umarbeiten; die schönsten, reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er seiner jetzigen sittlichen Strenge oder Ängstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein christlich episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem glücklichsten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Mosis, zu eben so viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst auseinander gesetzt werden. Ich habe schon beym Danke über die poetische Behandlung solcher Gegenstände gesprochen, und erwähne des Gedichts von Tasso hier nur, weil es besonders dieses war, was Milton vor Augen hatte. In diesem Gedichte von der Schöpfung, entsagte Tasso sogar dem Gebrauch des Reims, dessen Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte, als er. So streng war er eigentlich gegen sich selbst; man sollte also bey so vielen Schönheiten, wegen einiger Gedankenspiele, oder sogenannten Concetti's, nicht so streng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poesie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abspricht, daß sie ein Spiel der Fantasie ist, und seyn darf! Wenn man jeden Gedanken so streng prüfen und zerlegen will, so kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Prosa. Und selbst in dieser finden sich, wenn man streng analysiren will, auch bey den nüchternsten Schriftstellern, hie

und da Bilder, die ganz genau genommen, nicht durchaus richtig sind, und etwas falsches enthalten. Viele von diesen spielenden Gedanken beym Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind solche Gedankenspiele am ersten erlaubt; sie finden sich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man sonst immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von classischer Strenge, der spielenden Fantasie der romantischen Dichter entgegen hält.

Betrachten wir nun den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen Sinne einförmig, und daß er so durchgehends sentimental ist. Von derjenigen Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmahl unzertrennlich zu seyn; und ich finde eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beym Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig seyn, er muß eine Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Seite des Gefühls zu berühren und anzuregen verstehen. In diesem epischen Reichthum steht Camoens weit über den Tasso; auch in seinem Heldengedichte sind Stellen von Zartgefühl und Liebe in Menge, den schönsten im Tasso vergleichbar; auch bey ihm bricht ungeachtet des südlichen Glanzes und des sinnlichen Reizes, der über alles verbreitet ist, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er ist auch darin

ein romantischer Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen ist von der Gluth und Begeisterung der Liebe. Aber er vereinigt die mahlerische Fülle des Ariost mit dem musikalischen Zauber des Tasso, und verbindet damit noch das Große und den Ernst des wahren Heldendichters, was Tasso doch mehr seyn wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf also nicht mehr hinzusetzen, daß unter jenen drey großen epischen Dichtern der Neuern, dem Ariost, Camoens und Tasso, dem zweyten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch gestehe ich gern, daß bey solchen Urtheilen das persönliche Gefühl, mehr oder minder mitwirkt; denn nur einiges von dem, was den Werth eines Dichters bestimmt, läßt sich auf Begriffe und Grundsätze zurückführen, und aus ihnen bestimmen und erweisen; über anderes kann nur das Gefühl entscheiden. Ich erinnere hiebey an die bekannte Anekdote vom Tasso, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italiänischen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Ariost sey der zweyte. Die Ruhmbegier der Dichter, war immer leicht verletzbar, und so sind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eifersüchtig auf dessen Vorzüge.

Schon im Tasso hatte die italiänische Dichtersprache so viel von dem Adel und der Würde der alten römischen angenommen, als sie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte sich die italiänische Poesie immer mehr zum Antiken, nicht allein im Styl und der Form, sondern auch in der Wahl der Gegenstände. Der letzte große Dichter der noch blü-

henden Zeit, Guarini, ein Liebesdichter wie Taſſo, iſt in ſeinen lyriſchen Gedichten, und nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Taſſo, und auch im Styl meiſtens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreiſſender iſt der Strom des Gefühls in den Liebesgeſängen des Taſſo. Guarini's arkadiſches Schauſpiel, der Paſtor Fido, iſt obwohl ohne ängſtliche Nachkünſtelung, und ſo ganz es auch nur ſein Gefühl und ſeine Liebe war, die er darin ausſprach, vom Geiſt des Alterthums durchdrungen, und ſelbſt in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Iſt alſo im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italiäniſchen Litteratur, ſind ihre frühern Verſuche, das Trauerſpiel der Alten wieder herzuſtellen, meiſtens mißlungen, und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, ſo kann es zum Erſatz dafür gelten, daß ſie wenigſtens in einem Drama von ganz eigner Art, eine ſo hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Dieſe ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter iſt ſo viel überſetzt, geleſen und allgemein bewundert worden, als Guarini, der auch in Frankreich bis auf den Cid des Corneille als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als ſolches auch an ſich mangelhaft erſcheinen. Dagegen die lyriſche Poeſie der Italiäner wohl nirgends einen kühnern Aufſchwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieſes Gedichts. Über das Tändelnde in den Gedanken der romantiſchen Liebesdichter, über die ſogenannten Concetti's habe ich ſchon beym Taſſo geredet. Aus eben den Gründen laſſen

ſie ſich im Allgemeinen beym Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich ſpielend, ſondern ſchon gekünſtelt, und weniger glücklich ſind. Guarini hat Stellen, welche in dem edeln und ernſten Styl eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären; aber er ſteht ſchon an der Gränze des edeln Styls und eines üppigen Geſchmacks, deſſen ganze Fülle ſich in Marino findet, der Alles, was Ovid, oder die Liebesdichter der Alten, Weichliches und Üppiges darbieten, mit dem Spielenden was Petrarka, Taſſo, Guarini hie und da darbieten, zuſammen geſchmolzen, und wie in ein weitläuftiges Meer von poetiſchen Süſſigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem geſunden Sinne um ſo mehr widerſtehen müſſen, da ſeine Tändeleyen nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, ſondern meiſtentheils nachgekünſtelt ſind.

Dieſes Ende nahm die ältere Poeſie der Italiäner, indem ſie in den erotiſchen Dichtungen der Alten einen falſchen Vereinigungspunkt zwiſchen der Mythologie, der Kunſt und dem Styl der Alten, und dem in der romantiſchen Poeſie herrſchenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte ſich die ſpaniſche Poeſie und Litteratur, in ihrem abgeſonderten Daſeyn. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand, und einen allgemeinen ſchädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poeſie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien

eine Vortrefflichkeit wie bey keiner andern Nation; die Bühne einen fast unüberſehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Geſtalt und Form.

In der Poeſie hat die ſpaniſche Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweiſen, welche als die vollkommenſte und als Norm für die andern gelten könnte, denn obwohl man in ſpätern Zeiten oft Urſache fand, an den Garcilaſo und einige andere ältere Dichter, als claſſiſch in der Sprache zu erinnern, ſo war dieß doch nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne richtig und gegründet. Die Dichterſprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frey; zu viel Kunſt und Poeſie iſt oft darin verſchwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrſchenden Sylbenmaaße ausgenommen, war ſie nie unterworfen. Dieß iſt um ſo auffallender, da im Gegentheil die Proſa der Spanier ſchon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigſte gebildet und auf das ſtrengſte beſtimmt war; die ſchärfſte Präciſion iſt ihr ſo zur andern Natur geworden, daß während die Proſa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachläſſigkeit verworren wird, die ſpaniſche Proſa nur vor dem einzigen Fehler ſich zu hüten hat, daß ſie nicht aus allzugroßer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenſchaft, welche die Spanier mit dem eignen Nahmen der Ahudeza bezeichnen. Doch dieſer Fehler findet ſich bey den beſten Schriftſtellern und Darſtellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erſte und vollkommenſte iſt, in welchem die Proſa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben iſt, wie die Dichterſprache in Spanien keine ſolche hatte; eine Freyheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfal-

tung ihrer reichen und erfinderischen Fantasie vielleicht sehr günstig war.

Der Roman des Cervantes verdient seinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun schon seit zwey Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edeln Styl und die Vollkommenheit der Darstellung; nicht bloß dadurch, daß dieses unter allen Werken des Witzes, das reichste an Erfindung und Geist ist, sondern auch als ein lebendiges und ganz episches Gemählde des spanischen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während so viele Nachahmungen desselben in Spanien selbst, in Frankreich und in England, schon ganz veraltet und vergessen sind, oder auf dem besten Wege es bald zu werden. Was ich schon bey einer andern Gelegenheit von poetischen Werken des Witzes sagte, daß der Dichter in dieser Gattung um so mehr durch eine reiche Mitgabe von Poesie in den Nebenwerken, in der Darstellung, in der Form und Sprache, seinen Beruf, und sein Recht an alle Freyheiten, die er sich übrigens nimmt, bewähren müsse, das findet hier seine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unstreitig sehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satire herausfondern, die Poesie aber bey Seite lassen wollen. Freylich ist diese letztere nicht immer so ganz nach dem Geschmack andrer Nationen, weil sie eben durchaus im spanischen Geiste ist. Wer aber in diesen sich zu versetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird finden, daß Scherz und Ernst, Witz und Poesie, in diesem reichen Lebensgemählde grade auf das glücklichste vereinigt sind, und eines durch

das andre erſt recht ihren vollen Werth erhalten. Die übrigen Werke in Proſa von Cervantes, in ſchon bekannten Gattungen, ein Schäfer Roman, die Novellen, ein Pilger Roman, den er zuletzt ſchrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Styls und der kunſtreich geordneten Darſtellung, mit dem Don Quixote, welchem jedoch die Krone in der Fülle der Erfindung bleibt, und jene andern Dichtungen erhalten ihren Werth vorzüglich nur durch ihre Beziehung auf dieſes Werk, das einzig in ſeiner Art, um ſo unnachahmlicher erſcheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es iſt dieſes Werk eine der ſpaniſchen Litteratur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman ſtolz ſeyn, der ſo ganz ein allgemeines Nationalwerk iſt, wie keine andre Litteratur einen ähnlichen beſitzt, der als das reichſte Gemählde des Lebens, der Sitten und des Geiſtes der Nation, wohl einem epiſchen Gedichte verglichen werden darf und nicht mit Unrecht von mehrern als ein ſolches von ganz eigenthümlicher und neuer Art betrachtet worden iſt.

Zwölfte Vorlesung.

Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und französisches Trauerspiel.

Der Roman des Cervantes ist seiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beyspiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieses Werk von einer in seiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt, und eine Anzahl von mißlungenen Versuchen, eine prosaische Darstellung der wirklichen Gegenwart zur Poesie zu erheben, bey Franzosen, Engländern und Deutschen, hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frey stand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; so waren auch die Verhältnisse, unter denen er in Prosa darstellte und dichtete, ungleich günstiger, als die seiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damahls noch mehr ritterlich und romantisch, als in sonst irgend einem Lande in Europa. Selbst der Mangel an einer allzustreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freyere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poesie günstiger seyn.

In allen diesen Versuchen, die spanische Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geist und Ge-

fühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunst zu erheben, sehen wir die Verfasser immer auf irgend eine Weise eine poetische Ferne suchen; sey es nun in dem Künstlerleben des südlichen Italiens, wie oft in den deutschen Romanen, oder in den amerikanischen Wäldern und Wildnissen, was vielfältig bey den Ausländern versucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der Sphäre des einheimischen bürgerlichen Lebens spielt, immer strebt die Darstellung, so lange sie noch Darstellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenspiel der Laune, des Witzes und des Gefühls sich auflöst, auf irgend eine Weise aus der beengenden Wirklichkeit sich herauszuarbeiten, und irgend eine Öffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebiet, wo die Fantasie sich freyer bewegen kann; wären es auch nur Reiseabentheuer, Zweykämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereignisse und Verhältnisse einer fahrenden Schauspielergesellschaft.

Der Begriff des Romantischen in diesen Romanen, selbst in vielen der bessern und berühmtesten, fällt meistens ganz zusammen mit dem Begriff des Polizeywidrigen. Ich erinnere mich hiebey der Äußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bey einer durchaus vollkommenen Polizey, (wenn der Handelsstaat völlig geschlossen, und selbst der Paß der Reisenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemählde versehen seyn wird) ein Roman schlechtweg unmöglich seyn würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlassung, oder einen wahrscheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Ansicht, welche so sonderbar sie lautet, doch

in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund ist.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poesie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu bestimmen, ist eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Wesen der Kunst betrifft. Überhaupt wird in unseren Theorien, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und fast durchgehends falschen Ansichten und Definitionen über die Kunst und das Schöne an sich, meistens nur von den Formen der Poesie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bey weitem nicht zureichend ist. Eine Theorie von dem der Dichtkunst angemessenen Inhalt gibt es noch kaum, ungeachtet eine solche für ihre Beziehung auf das Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, diese Lücke auszufüllen, und eine solche Theorie zu geben, überall, wo sich dazu die Gelegenheit darbot.

Was die Darstellung des Wirklichen und der nächsten Gegenwart in der Poesie betrifft, so ist vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünstig, schwierig oder verwerflich für die poetische Darstellung erscheint, weil es an sich immer gemein und schlechter wäre, als das Vergangene. Es ist wahr, das Gemeine und Unpoetische tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings stärker und herrschender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Gestalten hell erscheinen, verliert es sich mehr in den Hintergrund. Aber diese Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl besiegen, dessen Kunst oft eben darin sich zeigt, das, was als das Gewöhnlichste und Alltäglichste gilt, indem er eine hö-

here Bedeutung und einen tiefern Sinn heraus fühlt oder ahndend hinein legt, durchaus neu, und in einem dichterischen Lichte verklärt erscheinen zu lassen. Beengend aber, bindend und beschränkend ist die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantasie; und wenn man dieser im Stoff unnützerweise so enge Fesseln anlegt, so ist zu besorgen, daß sie sich nur von einer andern Seite in Rücksicht der Sprache und Darstellung desto mehr dafür entschädigen werde.

Um meine Ansicht über diesen Punkt auf dem kürzesten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiösen und christlichen Gegenstände schon mehrmahls bemerkte. Die übersinnliche Welt, die Gottheit, und die reinen Geister können im Ganzen nicht geradezu dargestellt werden; die Natur und die Menschheit sind die eigentlichen und nächsten Gegenstände der Poesie. Aber jene höhere und geistige Welt kann überall in diesen irdischen Stoff eingehüllt seyn, und aus ihm hervorschimmern. Eben so ist auch die indirecte Vorstellung der Wirklichkeit und Gegenwart, die beste und angemessenste. Die schönste Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchste Schwung der Leidenschaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanschauung, lassen sich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freyern Spielraum, und erscheinen in reinerem Lichte. Der älteste Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, ist zugleich ein Darsteller der lebendigsten und frischesten Gegenwart. Jeder wahre Dichter stellt in der Vorzeit zugleich sein eigenes Zeitalter, ja im gewissen Sinne sich selbst mit dar.

Dieſes ſcheint mir durchaus das Rechte und das wahre Verhältniß der Poeſie zur Zeit folgendes zu ſeyn. An und für ſich ſoll ſie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darſtellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag ſie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und dieſen findet ſie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derſelben, trägt ſie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, ſo weit dieſelbe dichteriſch iſt, hinein, und indem ſie das Räthſel der Welterſcheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflöſung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberſpiegel ahnden läßt, greift ſie ſelbſt in die Zukunft ein, als Morgenröthe ihrer Herrlichkeit, und Ahndung des herannahenden Frühlings. Sie bewährt ſich auf dieſe Weiſe, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft ſinnliche Darſtellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philoſophiſchen Sinne iſt das Ewige ja keine Abweſenheit und bloße Negation der Zeit, ſondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derſelben nicht unſeelig zerriſſen, ſondern innig vereint ſind, wo die vergangene Liebe in bleibender Erinnerung immer wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft ſtets anwachſender Herrlichkeit ſchon jetzt in ſich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darſtellung der Wirklichkeit und der umgebenden Gegenwart, für die der Poeſie angemeſſene halte, ſo ſoll dieß keineswegs ein

Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke aussprechen, welche den entgegengesetzten Weg wählten. Man muß den Künstler von seinen Werken zu unterscheiden wissen. Der wahre Dichter bewährt sich auch auf dem falschen Wege und auch in solchen Werken, die ihrer ursprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopstock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß sie sich selbst eine Aufgabe gesetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardson, der noch auf anderem Wege, als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poesie zu erheben versuchte, ein großes Talent der Darstellung nicht abgesprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieses Streben auf einem solchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen nicht vermochte.

Eben so vortrefflich und ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt sich die spanische Dichtkunst auf der Bühne. Die lyrische Gefühls-Poesie ist die Frucht einer einsamen Liebe und Begeisterung; ja wenn sie auch nicht auf sich allein und die nächsten Gegenstände ihrer Umgebung beschränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, so ward sie doch in der Einsamkeit empfangen. Die heroische Poesie aber setzt eine Nation voraus, eine solche, die es wahrhaft ist, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine ursprünglich poetische Denkart und Ansicht, eine Mythologie. Beyde, die lyrische sowohl als die epische Poesie, gehören noch mehr der Natur als der Kunst an. Die dramatische Dichtkunst

aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt desselben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es ist wenigstens dieses das natürlichere, und auch das günstigere Verhältniß; wie sehr auch in der Folge Kunstschulen in kleineren Wirkungskreisen mit den großen Hauptstädten, dem ersten Sitz der dramatischen Kunst, wetteifern oder dieselben sogar übertreffen mögen. Schon daraus ist es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und fast bis zum Überfluß reich waren, ehe in Italien und Deutschland ein eigentliches Theater entstehen und sich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptstadt der Kirche, Wien seit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutschen Kaiserthums gewesen, so waren doch beyde nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drey Hauptstädte im westlichen Europa.

So wie die spanische Monarchie bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, die größte und glänzendste in Europa, der spanische Nationalgeist der entwickeltste war, so stand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am frühesten in reichem Flor. Diesen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geist dieses spanischen Schauspiels. Hätte dasselbe auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantisch und in dieser Weise vollendet ist, so würde es schon dadurch sehr merkwür-

dig, es würde lehrreich seyn, an diesem Beyspiele zu sehen, welche Art von dramatischer Dichtkunst denn aus der Ritter-Poesie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantasie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür so gut zum Beyspiel dienen, als das spanische, welches ganz frey blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiäner und Franzosen bey der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen sind, das Trauerspiel und das Lustspiel der Griechen in seiner Reinheit wieder herzustellen, und dieses Vorbild, wenn auch nur mittelst des Seneca oder älterer französischer Stücke, selbst auf das englische Drama einen sehr entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die spanische Bühne in ihrem ersten berühmten Meister und Beherrscher, dem Lope de Vega, so würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erscheinen, und wir im Ganzen keine sehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des spanischen Drama's fassen können; so flüchtig und oberflächlich sind seine zahllosen Schauspiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyrischen Gedichten eines Sängers, so herrscht auch wohl unter den dramatischen Werken eines Künstlers eine gewisse Gleichförmigkeit und darf darin herrschen, welche dann die Hervorbringungen sehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatischen Werken nicht nur eines Dichters, sondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer gesammten Nation, oft überhaupt eine gemeinsame Idee zum Grunde,

ſehr durchdacht ſeyn und mit Beſonnenheit entworfen; ſonſt wird die Bühne auf das beſte uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erſcheinung des Lebens und ſeiner Verwicklungen und Leidenſchaften, die glänzende Oberfläche deſſelben, ohne den tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieſer niedrigſten Stufe der dramatiſchen Kunſt ſteht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren ſpaniſchen Schauſpieldichter; auch ſo noch in dichteriſchem Glanz ſtrahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tieferen Verfall der Bühne bey andern Nationen vergleichen, an ſich aber den höheren Forderungen kein Genüge leiſtend. Wie ſelten dieſe bey Einzelnen und bey ganzen Nationen deutlich und allgemein herrſchend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beyſpiel, als daß ſo vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erſcheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterſchiedes beyde trennt. Will man überhaupt den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels erfaſſen, ſo muß man es nur in ſeiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller ſpaniſchen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künſteley auf der andern Seite, oft beydes zuſammen in der ſpaniſchen Poeſie allgemein herrſchend. Lope's übles Beyſpiel blieb nicht bloß auf das Drama eingeſchränkt. Durch den theatraliſchen Beyfall berauſcht, hatte er, wie andere poetiſche Vielſchreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen ſich verſuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent beſaß. Nicht zufrieden auf der Bühne für den Erſten zu gelten, wollte er daneben kunſtreiche Romane wie

Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Arioſt und Taſſo hervorbringen, wodurch denn ſeine nachläſſig ſchlechte und wilde Manier auch außerhalb des Theaters ſich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künſteley in Ausdruck und Sprache auf die äußerſte Spitze trieben. Ein ſolches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin gebohren und mußte die Poeſie ſeiner Nation aus dieſem Chaos erſt erretten, um ſie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchſten Ziele zuzuführen.

Es iſt dieſer Gang der ſpaniſchen Poeſie, daß ſie gerade nach den Zeiten der äußerſten Verwilderung und falſchen Künſteley wieder den höchſten Gipfel der wahren Kunſt erreicht, und mit dem hellſten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für ſich merkwürdig. Es iſt berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunſt, und es mag beſonders auch in Anwendung auf die Litteratur und Poeſie unſers Zeitalters und unſerer Nation lehrreich erſcheinen, daß ſo aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künſteley, die Fantaſie und Dichtung damahls in Spanien, in neuem Lichte ſtrahlend, wieder gebohren und verjüngt wie der Phönix aus der eignen Aſche emporſteigen konnte.

Um aber den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels, wie er vollendet im Calderon erſcheint, darzuſtellen, iſt es nöthig mit einigen Worten das eigentliche Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt, ſo wie ich daſſelbe aufgefaßt habe, zu berühren. Nur für die erſte und niedrigſte Stufe derſelben, kann ich diejenigen Darſtellungen gel-

ten lassen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erscheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So ist es, wäre auch der höchste Schwung der Leidenschaft im Trauerspiel, die Blüthe aller gesellschaftlichen Bildung und Verfeinerung im Lustspiel durch die Darstellung erreicht worden, so lange das Ganze nur bey der äußern Erscheinung stehen bleibt, und diese bloß perspectivisch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenschaftliche Mitgefühl hingestellt wird. Die zweyte Stufe der Kunst ist die, wo in den dramatischen Darstellungen nebst der Leidenschaft und der mahlerischen Erscheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrscht und sich ausspricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteristik nicht bloß des Einzelnen, sondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Widersprüchen und seltsamen Verwicklungen, wo der Mensch und sein Daseyn, dieses vielverschlungene Räthsel, als solches, als Räthsel, dargestellt wird. Wäre dieses Bedeutende und tief Charakteristische, der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, so würde Shakspeare nicht nur der Erste von allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen seyn. Es hat aber meines Erachtens die dramatische Dichtkunst allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseyns nicht bloß darlegen, sondern auch lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Dar-

ſtellung ein in die Zukunft, wo alles Verborgne klar und jede Verwicklung gelöst wird, und indem ſie den ſterblichen Schleyer lüftet, läßt ſie uns das Geheimniß der unſichtbaren Welt in dem Spiegel einer tief ſehenden Fantaſie erblicken, und ſtellt der Seele klar vor Augen, wie ſich das innre Leben in dem äußern Kampfe geſtaltet, und in welcher Richtung und Bedeutung, und wie bezeichnet das Ewige aus dem irdiſchen Untergange hervorgeht. Es iſt dieß freylich noch ganz etwas andres, als was man gewöhnlich die Kataſtrophe im Trauerſpiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatiſche Werke, denen dieſe letzte Auflöſung, die hier gemeint iſt, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Weſen und den Geiſt. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drey Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemiſcht iſt, bis zu dem höchſten Zuſtande der Verklärung. Dieß iſt ganz anwendbar auf das Drama, und in dieſem Sinne könnte Dante ein dramatiſcher Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Kataſtrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigſtens nur kurz andeutet oder willkührlich vorausſetzt. Nach jener dreyfachen Auflöſung menſchlicher Schickſale, giebt es auch dreyerley Arten der hohen, ernſten, dramatiſchen Darſtellung, welche nicht bloß die Erſcheinung des Lebens auffaßt und wiedergiebt, ſondern auch den tiefern Sinn und Geiſt, und es bis zum Ziele ſeiner Entwicklung hindurch führt. Dreyerley Hauptarten, je nachdem der Held

in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder wenn das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schließt, oder drittens, wo aus allem Tod und Leiden ein neues Leben, und die Verklärung des innern Menschen herbey geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt ist, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerspielen der Neuern, nur an Wallenstein, Macbeth und den Faust der Volkssage erinnern. Die alte Kunst neigt sich mit entschiedener Vorliebe zu diesem ganz tragischen Ausgange, ihrer Ansicht von einem furchtbar vorherbestimmenden Schicksale gemäß. Doch ist ein solches Trauerspiel um so vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkührlich von oben so bestimmtes Schicksal herbeygeführt wird, sondern es ein innerer Abgrund ist, in welchen der Held stufenweise hinunter stürzt, indem er nicht ohne Freyheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß ist die, bey den Alten im Ganzen herrschende Gattung; doch finden sich auch herrliche Beyspiele von jener Auflösung des Trauerspiels, welche ich die mittlere oder die Versöhnung nennen würde, gerade bey den zwey größten unter den tragischen Dichtern. So beschließt Aeschylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Orestes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem versöhnenden Gefühl der endlichen Lossprechung des Unglücklichen, durch einen mildernden Götterspruch. Sophokles, nachdem er uns die Ver-

blendung und den Fall des Oedipus, den schrecklichen Untergang und wechselseitigen Brudermord seiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greises und seiner getreuen Pflegerinn und Tochter dargestellt, weiß uns den Tod desselben wie einen Hingang zu den versöhnenden Göttern in so verschönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer sanften, mehr wehmüthigen als schmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflösungen dieser Art sind auch sonst bey den Alten und bey den Neuern häufig; nur selten so groß und schön, wie die angeführten.

Die dritte Weise der dramatischen Auflösung, welche aus dem äußersten Leiden eine geistige Verklärung in ihrer Darstellung hervor gehen läßt, ist die dem christlichen Dichter vorzüglich angemessene und in dieser ist Calderon unter allen der erste und größte. In den ernsthaften Stücken geschichtlichen oder tragischen Inhalts, wie die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz, tritt dieß am deutlichsten hervor, und wird hier am leichtesten erkannt und anerkannt; indem für den Begriff der Sache selbst schon diese wenigen Beyspiele unter der reichen Menge seiner übrigen Hervorbringungen genügen. Es liegt dieses Christliche jedoch nicht in dem Gegenstande allein, sondern vorzüglich und noch weit mehr in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweise, welche bey Calderon durchaus die allgemein herrschende ist. Auch da, wo der Stoff keine Veranlassung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollständig sich entwickeln zu lassen, ist doch alles im Geiste dieser christlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte gesehen, in ihren himmlisch glänzenden Farben gemahlt. Calderon ist unter allen Ver-

hältniſſen und Umſtänden, und unter allen andern dramatiſchen Dichtern vorzugsweiſe der chriſtliche, und eben darum auch der am meiſten romantiſche.

Was die Entwicklung und die ganze Geſtaltung der chriſtlichen Dichtkunſt überhaupt ſo eigenthümlich beſtimmt hat, iſt: daß ihr überall eine heidniſche Poeſie vorangegangen war, deren Andenken bey den Nationen, nachdem ſie chriſtlich geworden, doch nie völlig erloſchen iſt, und daß ſie ſelbſt dagegen der natürlichen Grundlage einer eigenen und eigenthümlichen Mythologie entbehrte. Auf einem zwiefachen Wege ſuchte man nun die Übereinſtimmung zwiſchen dem Chriſtenthum und der Poeſie zu erreichen; entweder man ging von dem Chriſtenthum ſelbſt aus und ſuchte eine vollſtändige, nicht bloß das Leben, ſondern auch die Welt und die Natur umfaſſende Symbolik zu entwickeln, welche mit dem reinen Lichte der Wahrheit zugleich allen Glanz und die Fülle der geiſtigſten Schönheit vereinigte, und eben dadurch an die Stelle der alten heidniſchen Mythologie für die chriſtliche Kunſt treten, und dieſer zum Erſatz derſelben dienen könnte. Dieſen Weg, welcher von der Symbolik, einer ſo viel als möglich ganz chriſtlichen nämlich, ausgeht und dieſe auf die Welt und in das Leben hinüberträgt, iſt vorzüglich die ältere allegoriſche Schule unter den italiäniſchen Dichtern gegangen und eben dadurch ſind ſie auch noch von den eigentlich romantiſchen Dichtern unterſchieden, von denen ſie ſich auch ſelbſt ſorgfältig abtrennen. Indeſſen iſt jenes Streben und Suchen nach einer vollſtändigen chriſtlichen Lebens- Welt- und Natur- Symbolik zwar wohl in einem hohen Grade für die Mahlerey aber nie-

mals zur allgemeinen Befriedigung für die Poesie gelungen; auch im Dante nicht, vielweniger aber in den spätern ähnlichen Versuchen von Tasso und Milton. Der andre Weg für die neue Poesie ist nun, wenn sie nicht von dem Ganzen eines allumfassenden christlichen Welt-Gedichts, sondern von dem Einzelnen ausgeht, wie es ihr grade gegeben ist, von dem Leben selbst, von der sagenhaften Geschichte, der einzelnen Legende, selbst von Fragmenten der alten heidnischen Mythologie, falls sie eine höhere Deutung und geistige Umwandlung zulassen; und daß sie diese poetische Einzelnheiten und Anklänge mehr und mehr in das Gebiet der geistigsten Schönheit nach christlichen Begriffen zu steigern und zu verklären strebt. Darin ist nun Calderon vor allen andern der Erste und Herrlichste, wie Dante unter den christlichen Dichtern auf dem andern Wege als der Größte voransteht. Und dieser zweyte Weg, welcher nicht die Symbolik von oben herab, im Ganzen und mit einemmale in die Erscheinung hinein trägt, sondern das Leben von jedem einzelnen Anklange aus, hinaufführt zur symbolischer Schönheit, ist das eigentlich unterscheidende Merkmahl des Romantischen, insofern wir dieses noch von dem Christlich-Allegorischen nach unterscheiden.

Da die spanische Dichtkunst überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantisch geblieben ist, da die christliche Ritterpoesie des Mittelalters dieser Nation am längsten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunstreichste Form erlangt hat, so ist hier wohl der rechte Ort, das eigenthümliche Wesen des Romantischen überhaupt zu bestimmen. Es beruht

daſſelbe nebſt der ſchon bezeichneten innigen Anſchließung an das Leben, wodurch es ſich als eine lebendige Sagen-Poeſie von der bloß allegoriſchen Gedanken-Poeſie unterſcheidet, nächſtdem und vornämlich auf dem mit dem Chriſtenthum und durch daſſelbe auch in der Poeſie herrſchenden Liebesgefühle, in welchem ſelbſt das Leiden nur als Mittel der Verklärung erſcheint, der tragiſche Ernſt der alten Götterlehre und heidniſchen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantaſie ſich auflöſt, und dann auch unter den äußern Formen der Darſtellung und der Sprache ſolche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühle und Spiel der Fantaſie entſprechen. In dieſem weiteren Sinne, da das Romantiſche bloß die eigenthümlich chriſtliche Schönheit und Poeſie bezeichnet, ſollte wohl alle Poeſie romantiſch ſeyn. In der That ſtreitet auch das Romantiſche an ſich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge ſind durchaus romantiſch; ſo auch alles, was in indiſchen, perſiſchen und andern orientaliſchen oder altnordiſchen und vorchriſtlichen europäiſchen Gedichten wahrhaft poetiſch iſt. Jene nordiſche Schule und ihre Dichtungen unterſcheiden ſich von dem eigentlich Romantiſchen nur dadurch, daß ſie mehr Reſte aus dem Heidenthum behalten hat; daher die größere Naturtiefe des alten Nordens, bey einem geringeren Grade von chriſtlicher Schönheit und Verklärung der Fantaſie. Wo aber immer das höchſte Leben mit Gefühl und ahndungsvoller Begeiſterung in ſeiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargeſtellt iſt, da regen ſich einzelne Anklänge wenigſtens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freylich erſt im Chriſtenthum finden.

Auch in den Tragikern der Alten ſind die Anklänge dieſes Gefühls ausgeſtreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finſtern und dunkeln Weltanſicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falſchen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunſt iſt groß und bewundernswerth im Aeſchylus und Sophokles, ſondern auch die Geſinnung und das Gemüth. Nicht alſo in den lebendigen, nur in den künſtlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieſes liebevoll Romantiſche vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, ſondern nur dem unter uns fälſchlich wieder aufgeſtellten Antikiſchen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünſtelt, iſt das Romantiſche entgegengeſetzt: ſo wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälſchlich dadurch zu erreichen ſucht, daß es ſich ganz an die Gegenwart anſchließt, und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie ſehr auch die Abſicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrſchaft der beſchränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

In dem Gebiete des Romantiſchen aber und aus dem ganzen Kreiſe der dahin gehörenden Dichter ſteht Calderon der ältern allegoriſchen Schule des Dante und der erſten Italiäner im Geiſt am nächſten, wie Shakſpeare der nordiſchen. Unter der Allegorie, im wahren Sinne des Worts, iſt hier der ganze Inbegriff der geſammten chriſtlichen Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit zu verſtehen, als Ausdruck, Hülle und Spiegel der unſichtbaren Welt, nach chriſtlicher Erkenntniß derſelben. Dieſes iſt der Geiſt oder die Seele der chriſtlichen Poeſie,

der Körper und äußre Stoff ist dann die romantische Sage oder auch das nationale Leben. Diesen Geist der christlichen Symbolik hat nun Calderon auf seinem Wege von dem Einzelnen in der Mannichfaltigkeit des Lebens ausgehend, und von da aus in die Höhe steigend, eben so voll und tief ergriffen als Dante, indem er gleich das Ganze derselben hinstellte und in Eine Gestalt zusammenfaßen wollte. Im Calderon, als dem letzten Nachklange wie im strahlenden Abendroth des katholischen Mittelalters, hat eben jene Wiedergeburth und christliche Verklärung der Fantasie, welche den Geist und die Poesie desselben überhaupt charakterisirt, den vollen Gipfel ihrer Verherrlichung erreicht. Die allegorisch-christliche Dichtkunst überhaupt aber ist keine bloße Natur- oder fragmentarisch zerstreute und größtentheils unbewußte Volkspoesie, noch auch eine bloß mit der äußern Bilderhülle spielende, sondern eine zugleich den tiefen Sinn erkennende, mithin wohl bewußte und wissende Poesie des Unsichtbaren; deren Wesen darin besteht, daß in ihr, was bey den Alten geschieden war, die strenge Symbolik der Mysterien nämlich, und die eigentliche Mythologie oder die neue, sinnliche Heldenpoesie, wieder vereinigt, und daß alles in ihr durch und durch symbolisch ist. Und zwar ist es eine Symbolik der Wahrheit, die eben daher auch von der einen Seite in der psychischen Tiefe, oder dem Naturgeheimniß der Seele begründet ist und begründet seyn soll, wie es Shakspeare am meisten erreicht hat, und von der andern Seite zur christlichen Verklärung durchgeführt, wie im Calderon.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß zwischen jenen drey Arten von dramatischen Auflösungen und Dar-

stellungen, denen des Untergangs, der Versöhnung und der Verklärung, mancherley Abstufungen und Mischungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatischen Kunst deutlich zu machen, welcher nicht bloß bey der äußern Erscheinung und Oberfläche des Daseyns stehen bleibt, sondern in das Innere eingreift, und bis zum entscheidenden Ziel des Lebens vordringt, mußten die drey Hauptwege der Auflösung, welche oft auch wirklich ganz abgesondert erscheinen, als solche dargestellt werden. Selbst der Gegensatz der Alten und Neuern ist, wie schon erinnert worden, kein vollkommener, sondern beruht nur auf einem Übergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten sich einzelne Annäherungen selbst zu einer tragischen Darstellung, die in Verklärung endet, bey den Alten finden lassen, so wie hingegen Trauerspiele des vollkommenen Untergangs bey den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo diese Gattung die herrschende war, vollkommen gleich gesetzt zu werden verdienen.

Da indessen die dramatische Darstellung so in die innersten Tiefen des Gefühls und verborgenen Geheimnisse des geistigen Lebens eingreift, so ist wohl einleuchtend, daß die Alten in dieser Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die sie in ihrer Weise erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen Regel und Beyspiel zur Nachahmung seyn können. Überhaupt kann es im höheren Drama und Trauerspiel, keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbst die Gefühlsweise der durch die gemeinsame Religion verbundenen und

sich ähnlichen, christlichen Völkern ist hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt, und an das Licht gezogen werden soll, noch zu verschieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Übereinstimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Gesetze geben wollte. Für das Trauerspiel und höhere Drama wenigstens muß, weil es so ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichem Gefühl zusammenhängt, jede Nation sich selbst die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das spanische Drama oder den Calderon, als Muster der Nachahmung für unsere Bühne ohne Einschränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das christliche Trauerspiel und Schauspiel durch diesen großen und göttlichen Dichter und Meister erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Versuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein fast unerreichbares Vorbild aus strahlender Ferne vorleuchten muß. Nicht in dem gleichen Maße ist die äußere spanische Form für uns anwendbar, welche man von der innern Form wohl unterscheiden muß; denn diese, in welcher eine mehr lyrische Entfaltung und Entwicklung vorherrscht, steht uns allerdings näher, als die mehr episch-historische Gedrängtheit des Shakspeare. Jene blumenreiche Bilderfülle einer südlichen Fantasie, welche die äußre Form und Dichtersprache der spanischen Trauerspiele so eigenthümlich auszeichnet, kann wohl da schön gefunden werden, wo ein solcher Überfluß Natur ist, aber nachkünsteln läßt er sich nicht. Auf die Schauspiele Calderons von

allegorisch-christlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar seyn, was ich über die dichterische Darstellung mystischer Gegenstände überhaupt bey mehreren Veranlassungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantischen Dichter in allen Arten des Drama's etwas aussetzen, so wäre es, daß er uns zu schnell zur Auflösung führt, daß diese oft um so viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel fest hielte, und wenn er das Räthsel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakspeare charakterisirte, wenn er uns nicht fast immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung versetzte und dauernd darin erhielte. Shakspeare hat den entgegengesetzten Fehler, daß er uns das Räthsel des Daseyns, wie ein skeptischer Dichter, allzu oft nur als Räthsel in seiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen stehen läßt, ohne die Auflösung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darstellung bis zu dieser hindurch führt, da ist es meistens mehr die alttragische des Untergangs, oder eine gemischte mittlere von halber Befriedigung, äußerst selten aber jene im Calderon herrschende, liebevolle Verklärung. Im Innersten seiner Gefühls- und Behandlungsweise ist Shakspeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechischer, sondern vielmehr ein altnordischer Dichter, als ein christlicher. Es ist eine tiefe Naturbedeutung im Shakspeare, die zwar nur in zerstreuten Anklängen einzeln aus seinen Gebilden hervorbricht, ihnen aber überall unsichtbar zum Grunde liegt und wie die verborgne Seele derselben bildet; und eben in diesem durchschimmernden Geheimniß liegt der eigenthümliche Reiz und Zauber dieser nach außen so

klar scheinenden Lebensgemählde. Dieses tiefere Element in Shakspeare's Poesie steht noch wie ein einzelnes Anzeichen in der modernen Kunst da und erwartet erst in der Zukunft seine volle Entwicklung, wo eine höhere Poesie auf neuem Wege vielleicht nicht mehr bloß die flüchtige Erscheinung des Lebens, sondern das geheime Leben der Seele selbst, im Menschen wie in der Natur, darstellen wird. Von dieser Seite hebt den Shakspear sein Tiefsinn in der Ahndung der Natur ganz weg aus den Gränzen der dramatischen Dichtung; während wir ihn in der Klarheit der sichtbaren Darstellung, nebst dem spanischen Meister als Grundlage und Vorbild derselben betrachten, und verehren.

In Einem Stücke vorzüglich sollte man das spanische Drama und dessen Form sich zur Regel dienen *lassen*; *ich* meine darin, daß auch das Lust- oder überhaupt das bürgerliche Schauspiel dort durchgängig romantisch, und eben dadurch wahrhaft poetisch ist. Ganz vergeblich sind und bleiben selbst auf der Bühne alle Versuche, die Darstellung der prosaischen Wirklichkeit durch psychologischen Scharfsinn oder bloßen Modewitz zur Poesie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Charakterstücke nennen, mit dem romantischen Zauber der Calderonischen oder auch andrer spanischen Schauspiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abstand dieses poetischen Reichthums mit der Armuth unserer Bühne und besonders mit jenem Wesen, was uns auf derselben für Witz gelten soll, auszudrücken.

Die Poesie der südlichen und katholisch gebliebenen Völker, stand im sechszehnten und auch noch im siebzehn-

ten Jahrhundert in genauem Zusammenhang, hatte wenigstens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Protestantismus eine merkliche Unterbrechung, indem überall, wo er herrschend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zusammenhängende bildliche und sinnbildliche Vorstellungsarten, poetische Überlieferungen, Legenden und Sagen ohne alle Kritik und Unterscheidung verworfen, verkannt und endlich vergessen wurden. So wie aber unter den protestantischen Ländern England in der Verfassung der geistlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meisten von der alten Kirche beybehielt, so blühete auch hier die Poesie zuerst wieder in kunstreicher Gestalt und schöner Bildung empor, und zwar ganz sich anschließend an die romantische Weise der südlichen katholischen Völker; Spenser, Shakspeare, Milton bestätigen dieß. Wie sehr Shakspeare das Romantische der alten Ritterzeit, und auch die südlicheren Farben der Fantasie in seinen Darstellungen liebte, darf nicht erst erinnert werden; Spenser ist selbst Ritterdichter und er wie Milton folgten bestimmten romantischen, besonders italiänischen Vorbildern. Je näher die Litteratur uns tritt, je reicher sie in den neuern Zeiten anwächst, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf solche Dichter und Schriftsteller zu beschränken, welche den Gipfel der Sprache und Geistesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigsten und lehrreichsten sind. In der That aber erschöpfen jene drey größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der ältern Epoche ihrer

Poesie, im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß ist.

Spensers Rittergedicht, die Königinn der Feen, schildert uns ganz den romantischen Geist, wie er noch damahls in England unter der Königinn Elisabeth herrschend war; der jungfräulichen Königinn, welche sich nur allzugern unter solchen mythologischen und dichterischen Anspielungen vergöttert sah. Spenser ist mahlerisch reich, in seinen lyrischen Gedichten idyllisch sanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geist des alten Minnegesangs. Nicht bloß in der dichterischen Art und Weise, sondern auch in der Sprache ist er auffallend besonders den altdeutschen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war also der Gang der englischen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutschen entgegengesetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert ist den deutschen Knittelversen des sechszehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenser dagegen kommt in dieser spätern Zeit an sanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder so ganz aus einer Mischung hervorgegangenen Sprache, wie die englische ist, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Bestandtheile seiner Sprache sich hinneigt. Spenser ist in der Sprache unter allen englischen Dichtern am meisten deutsch oder germanisch, so wie Milton hingegen in der Mischung des Englischen, vorzüglich dem lateinischen Bestandtheil ganz das Übergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spensers Gedicht ist unglücklich; die von ihm gewählte, und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie, ist keine lebendige, wie etwa die, welche

in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geistlichen Helden und den Geheimnissen seiner höhern Weihe, unter den äußern Abentheuern und sinnbildlichen Geschichten, verborgen liegt; es ist diese todte Allegorie, die bloße Classification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine solche, die man nicht unter der geschichtlichen Hülle errathen und ahnden würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakspeare's, der sich in seinen lyrischen und idyllischen Gedichten ganz an dieses Vorbild anschloß, kann Spensern in unsern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieser Gattung, welche Shakspeare'n für die eigentliche Poesie galt, während er die Bühne, deren er Meister war, nur als eine mehr prosaische Kunst der treuen Lebensnachbildung oder höchstens für eine herablassende Anwendung der höheren Poesie, wie für den großen Haufen zu betrachten scheint, lernt man den großen Dichter erst ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweise kennen. So wenig ist er, der alle Tiefen der Leidenschaften erschütternd hervorzurufen versteht, und gemeine menschliche Natur, wie sie ist, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteristik darstellt, selbst ein leidenschaftlich wilder Mensch gewesen, oder roh in seiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerste Zartgefühl herrschend ist. Eben weil dieses Gefühl so ganz innig und tief ist, und fast bis zum Eigensinn zart, spricht es nur Wenige an. Für das richtigere Verständniß seiner dramatischen Werke, sind diese lyrischen aber höchst wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meistens

gar nicht darstellte, was ihn selbst ansprach, oder wie er an und für sich war und fühlte, sondern die Welt, wie er sie klar und durch eine große Kluft von sich und seinem tiefen Zartgefühle geschieden, vor sich stehen sah. Ganz treu, ohne Schmeicheley und Verschönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit, ist das Weltgemählde, welches er uns aufstellt. Wäre Verstand, Scharfsinn und Tiefsinn der Beobachtung, in so fern sie nothwendig sind, das Leben charakteristisch aufzufassen, die erste unter allen Eigenschaften des Dichters, so würde in dieser schwerlich ein anderer sich ihm gleich stellen können. Andere Dichter haben gestrebt, uns in einen idealischen Zustand der Menschheit wenigstens auf Augenblicke zu versetzen. Er stellt den Menschen in seinem tiefen Verfall, diese all sein Thun und Lassen, sein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung, mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieser Hinsicht nicht selten ein satirischer Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthsel des Daseyns und der menschlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet seyn, als die ganze Schaar jener bloß leidenschaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich satirische Dichter nennt. Dabey aber schimmert im Shakspeare die Erinnerung und der Gedanke an die ursprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menschen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung ist, überall hindurch, und bey jeder Veranlassung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters, in den schönsten Strahlen vaterländischer

Begeisterung, hoher Männerfreundschaft oder glühender Liebe hervor.

Aber selbst die jugendliche Liebesgluth erscheint in seinem Romeo nur als eine Begeisterung des Todes, jene ihm eigenthümliche, schmerzlich skeptische und herbe Lebensansicht giebt dem Hamlet eben das Räthselhafte, wie bey einer unaufgelösten Dissonanz, und im Lear ist Schmerz und Leiden bis zum Wahnsinn gesteigert. So ist dieser Dichter, der im Äußern durchaus gemäßigt und besonnen, klar und heiter erscheint, bey dem der Verstand herrschend ist, der überall mit Absicht, ja man möchte sagen, mit Kälte verfährt und darstellt, seinem innersten Gefühl nach, der am meisten tief schmerzliche und herb tragische unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauspiel betrachtete er als eine Sache für das Volk, und behandelte es auch besonders anfangs durchgehends so. Er schloß sich ganz an die Volkskomödie, wie er sie vorfand, schuf die Bühne und bildete sie weiter nach diesem Gedanken und seinem Bedürfniß. Doch führte er selbst in seinen ersten, noch roheren Jugendversuchen, in das treuherzige Volksspiel, das gigantisch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entsetzliche ein; verschwenderisch auf der andern Seite mit solchen Darstellungen und Ansichten der menschlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuschauern für Witz galten und noch gelten, während sie in seinem tief schauenden und denkenden Geiste doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder schmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksspiele und Volkslieder bestimmten viel an der äußern Form seiner Werke; so ganz ohne Kenntniß, wie man dieses,

seit Milton ihn als den freyen Sohn der Natur gepriesen, immer voraussetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunst; aber freylich waren es für sein inneres Gefühl, vorzüglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieses abgesonderte, verschlossene, einsame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meisten mit den übrigen Menschen zusammenhing, war das Gefühl für seine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich, er aus den treuherzigen alten Chroniken, in eine Reihe dramatischer Gemählde übertrug, welche durch das darin herrschende Ruhm- und National-Gefühl, sich dem epischen Gedichte nähern.

Es ist eine ganze Welt in Shakspeare's Werken entfaltet. Wer diese einmahl in das Auge gefaßt hat, wer in das Wesen seiner Dichtung eingedrungen ist, der wird sich schwerlich durch die bloß scheinbare Unförmlichkeit, oder vielmehr die besondre und ihm ganz eigenthümliche Form stören lassen, oder durch das, was man über diese, wo man den Geist nicht verstand, gesagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in so fern sie jenem Geist und Wesen durchaus entspricht, und wie eine angemessene Hülle sich ihm glücklich anschließt. Shakspeare's Poesie ist dem deutschen Geiste sehr verwandt, und er wird von den Deutschen mehr, als jeder andere fremde und ganz wie ein einheimischer Dichter empfunden. In England selbst erzeugt die oberflächliche Ähnlichkeit, welche andere geringere Dichter desselben Landes in der äußern Form mit Shakspeare haben, manche Mißverständnisse. Die Form aber kann, so sehr uns auch die Poesie anspricht, um so weniger für unsre Bühne aus-

ſchließendes Vorbild oder Regel ſeyn, da ſelbſt jene dem Shakſpeare eigne beſondere Gefühlsweiſe, ſo wie er ſie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchſt poetiſch, an und für ſich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatiſchen Dichtkunſt einzig entſprechende iſt. Unſer deutſches Drama geht allerdings von der gleichen, oder doch einer ganz ähnlichen epiſch-hiſtoriſchen Grundlage aus, wie Shakſpeare; oder vielmehr, da es ſelbſt im Ganzen wie im Einzelnen, nur noch ein Streben iſt, es ſtrebt davon auszugehn. Von da ausgehend aber ſtrebt es wieder, wie die bedeutendſten bisherigen tragiſchen Gebilde und Verſuche insgeſammt kund geben, mehr und mehr in die Höhe einer rein lyriſchen Entfaltung, nach der Art des antiken Trauerſpiels, oder wie Calderon in andrer Weiſe für den chriſtlichen Begriff vom Leben und ſeinen Erſcheinungen, es am vollendetſten erreicht hat. Daher ſteht uns für die Anwendung Calderon, als das höchſte Ziel der romantiſch-lyriſchen Schönheit und einer chriſtlich verklärten Fantaſie faſt näher als Shakſpeare, obwohl wir den Grund und Boden, den wir mit dem letzten theilen, und aus dem auch unſre deutſche Poeſie emporgewachſen iſt, nie undankbar verkennen oder ganz verlaſſen dürfen. Calderon ſchließt ſich unter den romantiſchen Dichtern zunächſt an die ältere allegoriſch-chriſtliche Schule und hat den Geiſt dieſer chriſtkatholiſchen Symbolik in das Drama übertragen; Shakſpeare ſteht dem Weſen der nordiſchen Schule näher, und unſere neue deutſche Poeſie, trägt immer noch, ſo wie es auch ehedem war, die Anlage und die Neigung zu beyden in ſich. Die Naturtiefe Shakſpeare's aber iſt ein Element, welches an ſich das Höchſte der Poeſie berührend, doch mehr der epi-

schen Dichtung angehört, da es in der dramatischen Nähe und Entwicklung nur zersetzt, auseinandergerissen und entweiht wird; welchen Abweg wir schon oft zu bemerken, Gelegenheit hatten, und den wir, weil er verführerisch ist, mehr zu fürchten und davor zu warnen haben, als wenn andere, auf dem Wege der Nachfolge Shakspeare's in eine zu prosaische Dichtigkeit und historische Umständlichkeit der Darstellung gerathen; da dieser Abweg sich niemals auf die Länge des allgemeinen Beyfalls erfreuen wird. Auch von Calderons lichtglänzender Symbolik würde alles Einzelne nur eine unglückliche Nachfolge veranlassen und besonders auf unserer Bühne, bis jetzt dem chaotischen Sammelplatz der gemischtesten Empfindungen, Ansichten und Meynungen, fast nur den Eindruck einer halben Entweihung hervorbringen; aber seine lyrische Schönheit und Entfaltung bleibt das Vorbild, welchem die dramatischen Dichter unsrer Zeit, bewußt oder unbewußt nachstreben.

Die heitere Ritterdichtung des Spenser, die freye Lebenspoesie des Shakspeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Elisabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden gewesen war, nun unter Karl dem Ersten mit einem Mahle gewaltsam und öffentlich ausbrach, und alles überwältigte und beherrschte. Vorzüglich war Shakspeare ein Gegenstand des Hasses für die Puritaner, die er freylich auch eben nicht geliebt zu haben scheint, so wie er es noch heut zu Tage für die Methodisten und ähnliche in England so sehr verbreitete Sekten ist. Indessen hat doch auch jene puritanische Zeit einen

Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die ersten und merkwürdigsten seiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poesie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunst mußte jetzt ganz auf das Geistliche gerichtet seyn, wenn sie dem Geiste der Zeit entsprechen sollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernst. Sein episches Werk leidet zuerst an den Schwierigkeiten, die allen christlichen Gedichten, welche die Geheimnisse der Religion selbst zum Gegenstande wählen, gemein sind. Auffallend ist, wie er nicht einsah, daß das verlohrne Paradies für sich kein Ganzes bilde und nur der erste Akt sey von der christlichen Geschichte des Menschen, wenn er diese einmahl mit einem poetischen Auge ansehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlösung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er diesen Mangel durch das später hinzugekommene wiedergewonnene Paradies ersetzen wollen; aber dieses ist gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußstein desselben gelten könnte. Gegen die katholischen Dichter, Dante und Tasso, die seine Vorbilder waren, stand er als Protestant auch dadurch im Nachtheil, daß er von so manchen sinnbildlichen Vorstellungsarten, Geschichten und Überlieferungen, die jenen für ihre Poesie zum reichen Schmuck zu Gebothe standen, keinen Gebrauch machen konnte. Er suchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien seine Poesie zu bereichern, was einem ernsten christlichen Gedicht dieser Art gewiß nicht angemessen seyn kann. Der Werth dieses epischen Werks liegt daher nicht sowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten

und Stellen, und demnächst in der Vollkommenheit der höhern dichterischen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das sind die einzelnen Züge und Darstellungen paradiesischer Unschuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle, und die Charakteristik ihrer Bewohner, die er in einer großen und fast antiken Art wie Giganten des Abgrundes schildert. Ob es für die englische Dichtersprache überhaupt heilsam gewesen, daß sie sich immer mehr auf die lateinische als auf die deutsche Seite hinwandte, daß sie in der späteren Zeit mehr dem Milton als dem Spenser folgte, das könnte an sich sehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geschehen, so ist Milton allerdings als der größte auch im Styl, und in mancher Rücksicht selbst als Norm für die hohe, ernste engländische Dichtersprache zu betrachten. Doch eine durchaus feste Norm leidet eine so ganz aus Mischung entstandene Sprache wie die englische nicht leicht, da ihre Natur selbst es mit sich bringt, daß sie zwischen zwey entgegengesetzten Extremen wo nicht immer schwanken, doch mit nicht zu beschränkender Freyheit sich hin und her bewegen, und sich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der so kraftvollen englischen Sprache in dieser ihrer Mischung und allen Abstufungen derselben lernt man doch nur aus Shakspeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner-Herrschaft griff eine andere Art von Barbarey in der englischen Litteratur und Sprache um sich: die allgemeine Herrschaft des französischen, und zwar eines sehr verdorbenen französischen Ge-

schmacks. Erst gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erhob sich mit der wahren Wiederherstellung der Freyheit, auch der Geist von neuem; so sehr hatte aber das Ausländische um sich gegriffen, daß die geschilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewissermaßen erst wieder entdeckt, und aus der Vergessenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die französische Litteratur besaß in den letzten burgundischen Zeiten, unter Franz dem Ersten, und im sechszehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen historischen Denkwürdigkeiten, woran sie zu allen Zeiten sehr ergiebig war; geschichtliche Bekenntnisse, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darstellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eigenen Anschauung ergriffen sind, ganz in die Sitten, in die gesellschaftlichen Verhältnisse, und überhaupt in den Geist der dargestellten Zeit versetzen. Auch entwickelte sich jetzt schon das eigenthümliche Talent des geselligen und gesellschaftlichen Vortrags einer leichten Philosophie über die Gegenstände des Lebens. Ich erinnere für beyde Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzösische Sprache ist meistens geschwätzig, nachläßig, ja nicht selten verworren im Perioden-Bau, aber es ist mit jener Geschwätzigkeit und Nachläßigkeit, wie beym Montagne und andern bessern Schriften der alten Zeit nicht selten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um so anziehender ist, je strenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die französische Spra-

che im sechszehnten Jahrhundert auch in der Poesie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunstreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe stand, wie weit sie noch entfernt war von jenem edeln Geschmack, den sie selbst nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweise dienen, obwohl beyde nicht ohne Talent sind. Sieht man überhaupt auf den vernachläßigten, verwilderten, ja in mancher Hinsicht noch barbarischen Zustand der ältern französischen Litteratur und Sprache, so kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu gestiftete Akademie, in beyden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indessen war es allerdings, wie in dem politischen Zustande unter Richelieu, eben so auch hier ein eisernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Litteratur ein Ziel gesetzt wurde. Für ihren nächsten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit dem vollkommensten Gelingen und dem glänzendsten Erfolge gekrönt. In der Prosa zeigt sich dieß ganz allgemein; nicht bloß die ersten und berühmten Schriftsteller in der letzten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, man könnte fast sagen, alle zeichnen sich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an so viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geschäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck bestimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftstellern herrühren; sie zeichnen sich alle aus durch dieses eigene Gepräge von edlem Geschmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert fast ganz verlohren ging. Unter den Dich-

tern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunst eine harmonische Vollendung, wie sie nach meinem Gefühl weder Milton im Englischen, noch auch Virgil im Römischen haben, und die nachher in der französischen Sprache nie wieder erreicht worden ist. Für das Ganze der Poesie hätte man wohl wünschen mögen, daß für die Dichtersprache besonders, neben dieser kunstreichen Vollendung, auch etwas mehr Freyheit übrig gelassen wäre; daß man die altfranzösische Poesie der Ritterzeit, die doch so vieles Schöne und Liebliche in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht so ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergessen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italiänern und andern Nationen geschehen war, einen kunstreichern und ernstern Styl mit dem dichterischen Geist der Ritterzeit verbinden können. Die französische Poesie und die Sprache würden dann wieder mehr von jenem romantischen Schwunge und jener alten Dichterfreyheit erhalten haben, die ihr Voltaire so oft zurück wünscht, und die er ihr auch obwohl zu spät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben suchte. Doch ein solches Vergessen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, ist von einer jeden großen und alles umfassenden Veränderung auch in der Litteratur fast unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Widersprüche zurück, und eine stille Opposition gegen die harte Herrschaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig dem Funfzehnten immer mehr nach den verbothenen Früchten der engländischen Freyheit auch in der Litteratur und Sprache zu gelüsten anfing. Durch die un-

regelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieses Gelüsten befriedigt und das Ausländische eingeführt und herrschend gemacht wurde, entstand jene Entartung des Geschmacks unter den genannten Herrschern, die immer höher stieg, bis sie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeste Anarchie ausbrach, die man erst eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorsams gebracht hat.

Für die französische Poesie ist die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, das eigentliche blühende und classische Zeitalter. Ronsard im sechszehnten Jahrhundert ist nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter, unter Ludwig dem XIV.; Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poesie jenes Zeitalters noch zu fehlen schien, zu ergänzen versuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der wesentliche Mangel, welcher die französische Dichtkunst am meisten drückt, ist, daß kein wahrhaft classisches, und vollkommen gelungenes, episches Nationalgedicht bey ihnen, der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronsard versuchte ein solches, er ist auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl ist er voll von falschem Schwulst, wie es oft geht, wenn man sich zuerst und mit einemmahle aus der Barbarey herausarbeiten will, daß man in den entgegengesetzten Fehler des all zu Gesuchten, Gelehrten und Gekünstelten, verfällt. Unter allen Dichtern, welche bey den Italiänern oder sonst, ihre Sprache ganz antikisch haben bilden wollen, ist Ronsard wohl am meisten mit diesem Fehler bela-

den. Auch die Wahl des Gegenstandes in seiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erscheinen. Hätte ein französischer Dichter einen historischen Gegenstand der ältern Nationalgeschichte für ein episches Gedicht erwählt, so hätte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojanischen Helden, als Episode in einem solchen historischen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Diese veraltete Sage aber, an und für sich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schicksale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinsicht, als der günstigste Gegenstand für ein episches Gedicht des ältern Frankreichs erscheinen, da sie mit allem Romantischen in Beziehung standen, und hier mit dem Ernst der Wahrheit und der Würde eines für das religiöse und National-Gefühl gleich sehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantasie ein freyer Spielraum eröffnet ward. Nur bliebe es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bey der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenstande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldinn, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten, nachher aus Neid und Überdruß, nachdem sie dieselbe erst vergöttert hatten, verrathen, den Feinden und einem schmählichen Tode hingegeben war. Eben so, wie es oft in der Geschichte französischen Helden, erging es auch in der Litteratur dem Ronsard. Denn grenzenlos wurde er zu seiner Zeit als Dichter verehrt, und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und eben so unbedingt verachtet. In-

dessen darf doch Ronsard in der Geschichte der französischen Dichtkunst nicht ganz übergangen werden; denn es ist unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, sich in der Sprache besonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronsard anschließt, wenigstens hie und da daran erinnert.

Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste Theil ihrer poetischen Litteratur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerksamkeit der andern Nationen am meisten auf sich gezogen hat. Ihre Tragödie entspricht so ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und ihrer eigenthümlichen Gefühlsweise, daß der hohe Werth, welchen sie darauf legen, sehr begreiflich ist, ungeachtet die ältere französische Tragödie fast nie Gegenstände aus der einheimischen Nationalgeschichte darstellte. Zwar ist nicht zu läugnen, daß alle diese Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche sie uns darstellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenschaft der Franzosen angenommen haben. An sich ist auch diese Verwandlung und Aneignung des Ausländischen in der Poesie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die französische Tragödie immer nur fremde, und fast nie französische Helden darstellt. Es ist dieses zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epischen Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen gehäßiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es im-

mer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernſten Poeſie, am wenigſten vom Trauerſpiel ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Als einen ſolchen erkannte es auch Voltaire, und ſuchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenſtände aus der franzöſiſchen Geſchichte, überhaupt aber aus der romantiſchen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erſte hat damahls keinen rechten Erfolg gehabt, und erſt in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; glücklicher iſt ihm vor andern Franzoſen der Verſuch eines romantiſchen Trauerſpiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenſtände des franzöſiſchen Trauerſpiels mit geringer Ausnahme nicht national ſind, ſo iſt doch die ganze Gattung durch die herrſchende Richtung und Gefühlsweiſe dem franzöſiſchen Geiſt und Charakter im höchſten Grade entſprechend, und als eine ſolche durchaus nationale, in ihrer Art höchſt vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das franzöſiſche Trauerſpiel gern an, ſo wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten ſollte, die ſich meiner Überzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne ſelbſt auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des franzöſiſchen Trauerſpiels von den meiſten als eine Nachbildung des griechiſchen angeſehen, und aus dieſem Standpunkte beurtheilt wird, ſo haben es die franzöſiſchen Dichter zuerſt veranlaßt, indem ſie uns in den Vorreden zu ihren Trauerſpielen ſelbſt auf dieſes Ziel hinlenken. Racine erſcheint auch hier am vortheilhafteſten; er ſpricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man ſie bey an-

dern französischen Schriftstellern nicht leicht so finden möchte, und leister uns sein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen seit ihm noch weit mehr Hauptgegenstand aller Untersuchungen geworden sind, auch nicht immer Genüge, so redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunst und von den Dichtern, wie einer, der es selbst ist. Corneille schlägt sich in den Vorreden meistens mit dem Aristoteles und seinen Commentatoren herum, die ihm nicht selten sehr im Wege stehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit diesen fatalen Gegnern der Dichterfreyheit abzuschließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieses mächtige Genie sich in so engen, meistens unnützen, ihm gar nicht angemessenen Fesseln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf dasselbe hinaus, daß nähmlich die französische Nation, und besonders die französische Bühne, die erste in dem gesammten ehemahligen und gegenwärtigen Universum seyen, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünschen übrig lassen. Wer nun derjenige ist, welcher dieses noch fehlende zur höchsten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beyden Dichter noch weit übertreffen soll, das wird dem Leser meistens auch nicht sehr schwer gemacht, zu errathen.

Daß die Form des griechischen Trauerspiels, daß die bekannte Schrift des Aristoteles, so wie sie dieselbe verstanden, die französischen Dichter in manchen Stücken zu sehr beschränkt hat, daß vieles in dem Gesetz von den drey Einheiten, besonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverständniß beruht, und so wie es gefordert wird,

gar nicht ausführbar, auch nie geleistet worden ist, und mit dem Wesen der Poesie im Widerstreit steht, der man niemahls die physische Möglichkeit mit arithmetischer Strenge nachrechnen, sondern ihre Wahrscheinlichkeit, die keine geschichtliche, sondern eine poetische seyn soll, nach dem Eindruck auf die Fantasie beurtheilen muß; das alles ist seit Lessing schon so oft abgehandelt worden, daß es unnütz seyn würde, einen so alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine historische Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzusetzen; der eigentlich beschränkende Geist unter jenen, welche damahls viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie schädlich er auf die französische Dichtkunst eingewirkt, läßt sich wohl aus der einzigen Thatsache schließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben so zu mißhandeln, wie den Chapelain. Was den Mann am besten schildert, scheint mir die von ihm gegebene Vorschrift, daß man von zwey reimenden Versen den letzten, wo möglich, immer zuerst machen solle und der hohe Werth, welchen er auf diesen groben, mechanischen Handgriff legt. Statt des wahren Urtheils und Kunstgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinste ist, und statt der Poesie ein recht voll zuschlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beyzustimmen, wenn er von Boileau, der übrigens sein Freund war, an seinen Sohn schreibt: „Boileau sey ein recht biederer Mann, von der Poesie verstehe er herzlich wenig."

Ein anderes Hauptgesetz dieses Kunstrichters war jenes bekannte, von Horaz entlehnte, daß ein Geisteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten soll, gerade so vieler Jahre bedarf, als zu einer natür-

Element der dramatischen Darstellung. So ausschließend herrschend aber, wie im französischen Trauerspiele, darf dieses einzelne Element nicht seyn; zweckwidrig wenigstens wäre es, was sich bloß auf die französische National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufstellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poesie, als angebohrnes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für diesen rhetorischen Theil des Trauerspiels ist bey den Franzosen so groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet ist, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieses, und sehen wir auf diejenigen Stücke, welche eine wahrhafte und poëtische Auflösung haben, so werden wir finden, daß in dieser Hinsicht das französische Trauerspiel sich mehr an das Alterthum anschließt, und meistens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbschmerzlichen Versöhnung; seltner aber, wie doch der christliche Dichter vorzüglich dahin streben sollte, auf den Kampf, wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt; wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach seinem Meisterwerk, worin er als wahrer Dichter und seiner beyden Vorgänger ganz würdig erscheint.

Dreyzehnte Vorlesung.

Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Verkennung der Denkart. Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes.

Das siebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftstellern, nicht bloß in dem Gebiete der schönen Litteratur, Dichtkunst und Beredsamkeit, sondern auch in den Wissenschaften und in der Philosophie. Jene Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während desselben sich über alle Theile der Litteratur verbreitete, ja selbst auf die Schicksale der Menschheit und der Nationen einen so entscheidenden Einfluß gewonnen hat, ist von einigen großen Denkern im siebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil sehr weit von dem Geiste und der ursprünglichen Absicht und Meinung der ersten gepriesenen Erfinder und Stifter dieser neuen Denkart abgewichen ist. Es ist nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des siebzehnten Jahrhunderts wenigstens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteristik, um alle die geistigen und sittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rousseau nicht bloß auf Frankreich, sondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geist des

achtzehnten Jahrhunderts, richtig schildern und verstehen zu können.

Das sechszehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch gährenden Kampfes, und erst gegen das Ende desselben fing der menschliche Geist an, sich von der gewaltsamen Erschütterung zu erhohlen und zu sammeln. Erst mit dem siebzehnten begannen jene neue Wege des Nachdenkens und des Forschens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geschehenen Wiederherstellung der alten Litteratur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Protestantismus verursachten allgemeinen Erschütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allem andern zuerst genannt werden muß, ist Baco. Dadurch, daß er die Wißbegierde und den Untersuchungsgeist aus den leeren Wortstreitigkeiten der erstorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, ist er der Vater der neuen Physik geworden; viele und richtige Entdeckungen hat er selbst gemacht, und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder geahndet und zur Hälfte errathen. Durch diesen reichen und thätigen Geist befruchtet, sind alle Erfahrungswissenschaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat selbst die allgemeine Geistesbildung, ja man darf sagen, die gesammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andre Gestalt gewonnen, die zum großen Theil von diesem Manne, als erstem Urheber, ausgegangen ist. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußersten Wirkungen und Folgen war es freylich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahr-

hundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was sie nie enthalten können; das Gesetz des Lebens und des Handelns, und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn sie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine sinnliche Erfahrung nicht sogleich zu bestätigen scheint, als Schwärmerey, mit schnöder Verachtung von sich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen den Geist, gegen die Absicht und Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausspruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet ist: „daß die Philosophie nur an der Oberfläche berührt und gekostet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geschöpft aber, die Verehrung der Gottheit, und den festen Glauben an sie, über alles bekräftige und stark mache." Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwissenschaft selbst, glaubte dieser große Denker an vieles, was seinen Anhängern und Bewunderern der spätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil der Erziehung und seines Zeitalters gewesen sey. Denn gerade seine Äußerungen über solche Gegenstände der übersinnlichen Welt tragen am meisten das originelle Gepräge seines hellschauenden und durchaus eigenthümlichen Geistes. Er war eben so empfänglich als erfinderisch, und weil sich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, so war ihm doch keineswegs jene höhere und göttliche Region der geistigen Welt, die weit über die gemeine, sinnliche Erfahrung hinaus gelegen ist, deßhalb verschwunden oder

unsichtbar geworden. Wie wenig er selbst Antheil hatte, ich will nicht sagen an dem rohen Materialismus seiner Nachfolger, sondern selbst an der geistigen Naturvergötterung, welche aus der so reich und vielfach erweiterten Naturwissenschaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutschland hier und da hervorging, das mag folgender Ausspruch von ihm über das eigentliche Wesen einer richtigen philosophischen Naturansicht bestätigen. An der Naturphilosophie der Alten, meint er, sey das zu tadeln, daß sie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch der Wahrheit gemäß, womit auch die christliche Lehre übereinstimme, nur der Mensch, ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden können, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild desselben, sondern das Werk seiner Hände sey. Baco meint hier unter der Naturphilosophie der Alten, wie man selbst aus dem ihr zugeschriebenen, allgemeinen Resultate sieht, nicht irgend ein einzelnes System, sondern überhaupt alles das Beste und Vortrefflichste, was die Alten von der Naturphilosophie wußten und dachten, wobey er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwissenschaft, sondern selbst ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der christlichen Lehre dem Menschen allein das Vorrecht beylegt, ein Bild der Gottheit zu seyn, so ist dieß nicht zu verstehen, als ob dem Menschen diese hohe Würde und Eigenschaft deßhalb zukäme, weil er der höchste Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigste, geistige Inbegriff der Natur ist; sondern unmittelbar ist ihm nach jener Ansicht, diese Ähnlichkeit und Ebenbildniß durch göttli-

chen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur sey nicht ein Spiegel und Gleichniß Gottes, sondern das Werk seiner Hände, liegt, wenn er nach seiner ganzen Tiefe verstanden wird, der vollkommne Aufschluß über das wahre Verhältniß der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, der Natur und der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht selbstständig, sondern von Gott zu einem bestimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es ist überhaupt jener einfache Ausspruch Baco's über die Naturphilosophie der Alten, und über seine eigne und die christliche, eine leicht verständliche und klar ausgedrückte Richtschnur, um das rechte Mittel zu treffen zwischen einer gottvergessenen Naturanbethung, und dem finstern Naturhaß, worin eine einseitige Vernunft nicht selten verfällt, die bloß auf das Sittliche gerichtet, sich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur sehr unvollkommen versteht. Die richtige Unterscheidung und das wahre Verhältniß zwischen der Natur und der Gottheit, ist der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, sondern auch für das Handeln und Leben. Es durfte dieser Gegenstand, und der Ausspruch Baco's, der das eigentliche Resultat seiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um so eher hier berührt werden, da noch zu unsrer Zeit die Philosophie meistens nur zwischen jenen zwey Extremen getheilt ist; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von seinen Werken, Gott nicht von der Welt unterscheidet, oder auf der andern Seite, dem Haß und der Abläugnung solcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen ist. Der

rechte Mittelweg zwischen diesen beyden Irrthümern von entgegengesetzter Art, oder die wahre Anerkennung der Natur äußert sich zunächst wohl in dem Gefühl unsrer innigen Verwandtschaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abstandes, der uns von ihr trennt, und uns über sie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforschung und Bewunderung alles dessen in der Natur, was noch auf etwas anderes und höheres deutet, als sie selbst, allein und an sich ist; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar, wie ein stummes Gesetzbuch oder weissagende Verkündigung die Hand verrathen, welche sie bildete, oder die Absicht, der sie dienen sollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf die Philosophie und allgemeine Denkart, hatte im siebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius auf die praktische und politische Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Und zwar einen sehr glücklichen und heilsamen Einfluß; denn da das religiöse Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatensystem vereinte, jetzt getrennt war, seit Machiavells, die Gerechtigkeit und alles was heilig ist, nicht achtende Staatskunst, immer mehr und immer allgemeiner die Richtschnur wurde, wornach man handelte, so war es die größte Wohlthat, dem in Bürgerkrieg sich selbst zerstörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre, für die im Glauben getrennten, in Leidenschaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunst irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine solche Richtschnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es ist ein erhebender Ge-

danke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andre Macht als die seines Geistes und seines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines solchen neuen Völkerrechts zu seyn vermochte; und wie er dadurch die Verehrung seines Zeitalters gewann, so verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als System betrachtet, mag das von Hugo Grotius und seinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht sehr mangelhaft erscheinen, und dürfte schwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers bestehen. Das religiöse Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unersetzlich. In Ermanglung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menschen angebohrne, ihm wesentlich und nothwendig zukommende, gesellschaftliche Anlage und Bestimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bey den Nachfolgern des Grotius allein auf die Natur und die Vernunft gegründet, und aus diesen abgeleiteten Quellen geschöpft, je mehr dabey die Beziehung auf die erste Quelle aller Gerechtigkeit bey Seite gesetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß sich die Theorie und selbst das praktische Völkerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte, auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen ausartete. Was ist nicht endlich aus dem Naturrecht, und dem Vernunftstaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung wie in der Ausführung? Indessen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, seit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem her-

einbrechenden Strome der Zerstörung wenigstens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengesetzt werden konnte. Auch von 1648 — 1740 sind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geschehen, aber es wurde doch jederzeit allgemein dagegen reclamirt; konnte man auch die Fakta nicht ändern, so wurden doch die Grundsätze nicht aufgegeben, sondern fortwährend behauptet; es war schon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habsucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigstens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten suchen mußte. Selbst von 1740 — 1772 fanden diese wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße selbst noch seit jener Epoche, wo die europäische Gerechtigkeit die zweyte große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältnisse der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten Formen und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar, befunden worden sind. Dieses hat Europa in der neuesten Zeit, während der funfzehnjährigen Epoche einer beyspiellosen Unterdrückung, wohl erfahren, da alle jene alten Grundsätze mit Füßen getreten wurden, und wie morsche Scherben vor dem gewaltigen Eisen des Eroberers zerbrachen. Nachdem aber jene ungeheure Tyranney bald von ihrem Gericht ereilt zusammenstürzte, und schnell wie ein Meteor vorübergegangen ist, und nun durch göttliche Fügung alles wieder zum Guten eingelenkt wurde, ist es denen, welche der Leitung der Weltbegebenheiten am nächsten stehen, wohl klar und fühlbar geworden, daß die gegenseitigen Verhält-

niſſe der chriſtlichen Staaten und Völker nicht mehr auf jenen flachen Grundſätzen eines allgemeinen Naturrechts oder eines bloßen Vernunftrechts, wie nach dem alten Syſtem, fernerhin beruhen können, ſondern daß ſie nach den hohern Forderungen und dem größeren Maßſtabe einer chriſtlichen Gerechtigkeit und Liebe geordnet und dem gemeinſamen Ziele entgegen geführt werden ſollen.

Unter den Schriftſtellern, welche auf die praktiſche Welt, und auf die politiſchen Verhältniſſe von Europa den größten und allgemeinſten Einfluß gehabt haben, iſt der des Grotius entſchieden der heilſamſte geweſen, wir mögen ihn nun mit dem des Machiavell vor ihm, oder Rouſſeau's nach ihm vergleichen.

Außer ſeinen Bemühungen für die Wiederherſtellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte ſich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Verſuch, die Wahrheit der Religion in der Geſtalt eines förmlichen, und ſo zu ſagen rechtlichen Beweiſes aufzuſtellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Proteſtantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenſtand eines Streits, und daher immer mehr als Verſtandesſache behandelt ward, was allerdings auch ſchon urſprünglich in dem Geiſte des Stifters der zweyten Hauptpartheyunter den Proteſtanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Verſuch, der immer mehr Bedürfniß ſchien, viele Nachfolger gefunden, und ſeine Abſicht dabey war unſtreitig die lobenswertheſte An und für ſich könnte es eher als ein Beweis angeſehen werden, daß der religiöſe Sinn ſchon ſehr abgenommen haben muß, wo man das, was ſeiner Natur nach bloß Sache des innigſten Gefühls und le-

bendigen Glaubens seyn kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verstandes, und als Gegenstand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßsache entscheiden, oder wie es später Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometrischen Aufgabe zur glücklichen Auflösung bringen will.

Nicht so groß und verdienstlich als die philosophische Denkart und Bestrebungen jener beyden Männer kann ich die des Descartes finden, dessen Einfluß auf sein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher schädlich und irre leitend war, als heilsam und wahrhaft erweiternd. Überhaupt scheint mir Descartes ein Beweis zu seyn, daß man wenigstens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieser Wissenschaft, ein großer Mathematiker seyn kann, was Descartes für sein Zeitalter anerkannt war, ohne deshalb ein glücklicher Philosoph zu seyn. Zwar sind die Hypothesen und Wirbel, aus denen Descartes in der Physik nicht bloß alles Einzelne, sondern auch die Entstehung der Welt herleiten wollte, längst vergessen. Sein System überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrschaft genossen, und hat sich außerhalb Frankreich nicht sehr allgemein verbreitet; indessen sind doch auch seine philosophischen Hypothesen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung, auf den Geist des siebzehnten und dadurch selbst des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Besonders seine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weise, wie er die Philosophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte schlechthin und ganz durchaus ein Selbstdenker im strengsten und

vollkommensten Sinne des Worts seyn. Zu diesem Endzweck nahm er sich vor, alles was er bisher gewußt, geglaubt und gedacht hatte, völlig zu vergessen, und ein für allemahl ganz von vorn anzufangen. Daß dabey die vor ihm gewesenen Philosophen und Forscher von dem angehenden Selbstdenker nicht geschont, daß ihr Ansehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, versteht sich von selbst. Wenn es möglich wäre, den Faden des überlieferten Denkens, woran wir schon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet sind, mit einem Mahle nach Willkühr, wirklich und in der That abzureissen, so würden die Folgen davon doch nicht anders als zerstörend seyn können. Es ist grade wie wenn man in der politischen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um statt der Verfassung, wie die Nation selbst im Lauf und Kampf der Zeiten sie sich angebildet hat, schnell eine andre, ein besseres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Constitution aus dem reinen Vernunftstaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben so wenig als eine rechte Verfassung durch ein solches plötzliches Vergessen und Verwerfen alles Vergangnen erreicht werden kann, ist durch die Geschichte der Philosophie seit mehr als zwey Jahrtausenden wohl hinreichend bewährt, wo sich Beyspiele im Überfluß finden von einer solchen seynsollenden Selbstdenkerey und ihren Früchten. Die natürlichsten Folgen derselben sind, daß man die ersten und gewöhnlichsten Fehltritte in welche die menschliche Vernunft bey dem Versuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforschen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irr-

thümer also unnütz wiederhohlt, und wohl gar für Entdeckungen hält, die schon unzähligemahl vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch wiederlegt und verbessert wurden. Was das gänzliche Vergessen alles dessen betrifft, was die Vorgänger gethan oder versucht hatten; so ist es so wenig möglich, dieses Gelübde der Selbstständigkeit und einer vollkommenen Denkfreyheit und Denkeigenheit streng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter diesen alles Andre und Alte verachtenden Selbstdenkern ist, dessen originellste Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgängern entlehnt sind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freylich oft nur aus unbestimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbsttäuschung, und wenigstens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtseyn der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienst an, Geist und Materie auf das strengste gesondert zu haben. Es muß schon auffallend und sonderbar scheinen, daß man den Unterschied zwischen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und festzustellen, als etwas so neues und eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematisch, wie Descartes diesen Unterschied auffaßte, war nicht einmahl etwas dadurch gewonnen, indem man sich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, über den Zusammenhang zwischen Leib und Seele, und wie eine gegenseitige Einwirkung zwischen beyden möglich sey. Überhaupt blieb es von Descartes an, der Philosophie eigen, nur immer hin und her zu schwanken zwischen dem eignen Ich, und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grübeln, bald

warf man ſich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukünſteln und zu experimentiren, auch jene ſittliche und göttliche, welche ſie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zuſammenhang zwiſchen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verlohren hatte, auf deren Boden beyde ruhen, und aus deren Lichte beyde erſt erhellt und erklärt werden können. Es fehlte das Mittelglied der Seele, um den Geiſt zur Erkenntniß, und um in die äußre Welt, als Werk des Schöpfers, ein Verſtändniß zu bringen. Die damalige Philoſophie war überhaupt durchaus befangen in dem abſtracten Bewußtſeyn des dialektiſchen Denkens, in deſſen Gebiet die Wahrheit nie gefunden werden, und wenn ſie auch ſchon anders woher gefunden und gegeben wäre, doch nicht rein bewahrt werden kann. Das höhere Licht der geiſtigen Erkenntniß, obwohl in der Religion einheimiſch, war in der Wiſſenſchaft nie vollſtändig zu Tage gekommen, ſondern nur einzeln, unterbrochen, und wie verſtohlen aus der Unterdrückung hervorgetreten, in welche alles lebendige Wiſſen unter der ſeit Jahrhunderten feſtgeſetzten Herrſchaft des Rationalismus gerathen war. Man rechnet es dem Descartes noch zum Verdienſte an, das Daſeyn Gottes aus der Vernunft, ſtreng wie einen geometriſchen Satz erwieſen zu haben. Dieſes Verdienſt, wenn es anders für ein ſolches gelten kann, iſt wenigſtens nicht das ſeinige; denn es iſt dieſes durchaus entlehnt von den ältern Philoſophen des Mittelalters, die von Descartes und von ſeinem Zeitalter ſonſt ſo ſehr herabgeſetzt wurden. Aber freylich war dieſes von ihnen in ei-

nem ganz andern Sinne und Geiste geschehen, als beym Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchste aller Wahrheiten von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewisseste und unerschütterlichste überzeugt, und welche der innerste Lebensgeist und Mittelpunkt aller andern Überzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch diesen, wie zum Überfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu bestätigen, das war die Meinung jener Ältern. Wie jedes Geschöpf oder Naturwesen auf eine oder andre Art die unerforschliche Größe des Werkmeisters unwillkührlich verkündet, so sollte auch die menschliche Vernunft, sonst so eitel auf sich und ihre eigne Kraft und Geschicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einstimmen. Oder auch so wie man in menschlichen Angelegenheiten es als den höchsten Triumph einer guten und gerechten Sache ansieht, wenn selbst der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derselben nothgedrungen, und ungern einzugestehen, so sollte auch die Vernunft des Menschen ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Daseyn Gottes, welches wir zunächst durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beym Descartes vorzüglich, ausschließend und allein aus der Vernunft erwiesen, so wird Gott dadurch in einem gewissen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgestellt und identificirt; und das Wesen der ewigen Liebe auf diese Weise in das niedre Gebiet der abstracten Begriffe und in den Schein des Absoluten her-

abgezogen. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewiſſen und andere Organe derſelben erloſchen ſind, das Daſeyn Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonſtriren.

Die Nachfolger und Anhänger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrſchend ward. Doch erhielten ſich einzelne Geiſter unabhängig und blieben feſt in ihrer religiöſen Geſinnung, wenn ſie auch jenes Syſtem zum Theil annahmen, ſo weit es ihnen damit vereinbar ſchien. Dieß gilt von Malebranche, der ſich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmahl in Descartes Anſicht lagen, beſonders über das Verhältniß zwiſchen dem Gedanken und deſſen äußern Gegenſtand, über den Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Materie, nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritiſcher zweifelnder Philoſoph und Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt, und ganz unabhängig von jenem eigentlich philoſophiſchen und metaphyſiſchen Streit und Gebieth, ſchrieb Fenelon in der ſchönſten Sprache jenes Zeitalters, was ihm ſein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle dieſe, wirkte, um die religiöſe Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich abſichtlich bis hieher aufgeſchoben habe. Es iſt Boſſuet, als Schriftſteller, in Beredſamkeit und Sprache anerkannt einer der Erſten, die Frankreich jemahls hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer ſolchen Beredſamkeit den Wahrheiten der Religion angemeſſen und ob nicht für die Einfalt des Chriſtenthums ein ganz kunſtloſer

und bloß herzlicher Vortrag der beste sey. Wenn dem aber auch an und für sich so wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieser, ausgerüstet mit solcher Kraft eines gesunden umfassenden Verstandes, und der herrlichsten Rede, eine hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Bossuets Beredsamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologischen Inhalt beschränkt war; indem alles was nur immer im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geschichte, und überhaupt in der Welt zu ernsten Betrachtungen auffordern, und einladen kann, bey diesem würdigen Manne in Beziehung stand auf seine religiöse Ansicht, und mit in den Umkreis der Gegenstände gehört, denen er sich widmet.

Ist es erlaubt in Darstellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, so möchte ich im Bossuet etwas finden, was ihn sogar noch um eine Stufe höher stellt, als die größten unter den französischen Dichtern, welche seine Zeitgenossen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunst und im Styl ist eingeschlossen in einer bestimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwischen dem Erhabenen und Großen, und zwischen dem was in der Form ganz ausgebildet, zugleich für die Seele anziehend ist, und eben dadurch Anmuth mit der Feinheit im Ausdruck verbindet. Von beyden Seiten sind die Abweichungen leicht, und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftsteller, die groß sind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollen-

det, oder überall harmonisch zu seyn. Andere neigen sich bey einer solchen vollendeten Gleichförmigkeit schon etwas zum allzu Sorgfaltigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; sie sind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler seiner beyden Vorgänger in der Tragödie seiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen sein höchster Ehrgeitz war. Leicht wird es ihm im Corneille einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Übertreibung und falschen Schwulst auch wirklich tadelhaft darstellen kann. Mir scheint es fast, er habe den Corneille, eben weil er seiner Natur verwandter war, mehr gefürchtet, und sich wohl getraut im Schwung der Leidenschaft und durch das ihm eigene Feuer, den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene, und die höchste feurige Kraft vermißte. Allerdings mag diese seine Ansicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden; sieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenschaft, so kommt unter so vielen andern französischen Tragödien, die nach eben diesem Ziele streben, schwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeisterung athmet in der Athalia. Ist in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmonische Ruhe der Darstellung, und Feinheit der Charakteristik hervortretend, so brachte es die Natur des Gegenstandes so mit sich. Doch so viel wird man dem Voltaire zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener seyn würde, wenn er bey der harmonischen Vollendung in der Sprache und Verskunst, die er besitzt, bey diesem edlen, feinem Gepräge, was seine Dar-

ſtellung und Geſinnung ſo eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch beſäße von jenem erhabenen Aufſchwunge, der bey Corneille oft faſt verſchwendet, und durch den Überfluß weniger wirkſam wird. Dieſe Vereinigung aber findet ſich, was Sprache und Darſtellung betrifft, im Boſſuet, ſo weit ein Redner dieſe Vergleichung zuläßt. Bey der ſtrengſten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, iſt er durchgehends, wo es der Gegenſtand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je ins Schwülſtige zu fallen. Gern ſtimme ich daher den ſtrengen franzöſiſchen Kritikern bey, in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieſes Mannes und ſeiner Schriften, um ſo mehr da ſie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Styls und Ausdrucks, ſondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilſamſten, erhabenſten Wahrheiten ſind.

Noch von einer andern Seite ließe ſich der Vorzug ins Licht ſtellen, welchen Boſſuet als Schriftſteller und Redner, ſelbſt vor den großen Dichtern ſeiner Nation und ſeiner Zeit behauptet. Die franzöſiſche Litteratur iſt in vielen weſentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf dieſe Nachahmung gegründete Litteratur, eben ſo wie es auch die römiſche im Verhältniß zu der griechiſchen war. Dieſes iſt an ſich kein Tadel, es iſt in einem gewiſſen Maaße unvermeidlich, für alle ſpäter emporgekommenen und ausgebildeten Völker, beſonders ſolche, deren Geiſt, wie der der Römer und Franzoſen, mehr auf das äußere praktiſche Leben, als auf die innere geiſtige Thätigkeit gerichtet iſt. Es würde ganz verfehlt ſeyn, die römiſche Lit-

teratur von Seiten des erfinderischen Geistes der griechischen gleich stellen zu wollen; ich habe mich aber bemüht zu zeigen, wie sie, ungeachtet sie in der Poesie und eigentlichen Philosophie so weit nachstehen muß, doch gerade durch ihre römische Gesinnung, und die in allen Werken und Schriftstellern herrschende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde besitzt. Eine solche hohe, alles beherrschende Idee, giebt ein inneres Gegengewicht, giebt dem Geiste Festigkeit, Charakter und Würde. Eben dieses bewirkte im Bossuet die ihn-beseelende, religiöse Überzeugung, die Idee der katholischen Kirche und aller von ihr auch über das Gebiet der Geschichte, der Staatskunst, und der weltlichen Wissenschaft ausstrahlenden Erleuchtung; welches bey ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, sondern der Geist seines Lebens, ihm gleichsam zur andern Natur und eine alles, was in seinem Kreise lag, in klarer Anschauung umfassende Weltansicht geworden war. Eben dadurch ist er so selbstständig in seiner Art, und bewegt sich auch den Alten gegenüber so frey und unabhängig, die doch in Styl und Redekunst auch seine Vorbilder, in der Geschichte seine Lehrer und Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftstellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was diese Idee ihnen gab, das hätte in dem katholischen Frankreich, wenn Bossuets Geist der allgemein herrschende gewesen wäre, die Religion, das Christenthum, jene Idee einer christlichen Lebens- und Staateneinrichtung und einer katholischen Wissenschaft, in viel höherm Maaße seyn, und ein starkes Gegengewicht der geistigen Freyheit gegen das oft niederdrückende und been-

gende Vorbild des Alterthums gewähren konnten. Dieß war aber so wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichste Dichter, welchen Frankreich jemahls hervorgebracht hat und der zugleich der religiöseste war, durch den Zwiespalt seiner innern Überzeugung und der dramatischen Kunst, die er nach dem Vorbilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es ist bekannt wie Racine, der den jansenistischen Meinungen zugethan war, durch eine gewisse falsche Strenge und Frömmeley an seiner Kunst irre ward, und lange für das Theater, das ihm schlechthin verwerflich schien, nicht arbeiten wollte. Man kann diese übertriebene sittliche Ängstlichkeit des Dichters an dem Menschen liebenswürdig finden, wie dann auch in seinem Privatleben, und in seinen Briefen viele Spuren eines solchen ihn beseelenden tiefen Gefühls sich zeigen. War auch jene Ansicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, so war doch allerdings in der tragischen Kunst und Darstellung damahliger Zeit manches, was mit der christlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinstimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und besser wäre es doch gewesen, Racine hätte seinen Glauben und seine Kunst in Übereinstimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigstens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit steht aber auch in dieser Hinsicht die Dichtkunst der Spanier über der französischen! Bey jenem so durchaus katholischen Volke stand Religion und Dichtung, Wahrheit und Poesie nie in störendem Widerstreit, sondern in der schönsten Harmonie.

Die Parthey der Janseniſten hat Frankreich mehrere ſehr ausgezeichnete Schriftſteller gegeben, unter denen ich nur den Pascal nennen darf; im Ganzen aber haben dieſe Streitigkeiten einen entſchieden nachtheiligen Einfluß auf die franzöſiſche Litteratur gehabt. An den Gegenſtand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend ſeyn, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der ſo alt iſt als die menſchliche Vernunft und auf ihrem Gebiete auch durchaus unauflöslich; der Streit nähmlich über die Freyheit des Menſchen und wie dieſelbe mit der Nothwendigkeit der Natur, oder der Allmacht und Allwiſſenheit Gottes vereinbar ſey. Aber eben weil dieſer Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie Statt finden ſollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derſelben nie einen andern als einen bloß negativen Antheil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beyden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und ſechsten Jahrhundert die Lehre von der Freyheit und dem eignen Verdienſt des Menſchen an ſeiner Tugend, ſo vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott, und ſeiner Hülfe und der höhern Einwirkung der Gnade nicht bedürftig ſey, ſo ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit beſtritten, wiederlegt und verworfen; eben ſo wie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert der entgegengeſetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menſchen, um ſich zu retten und ſeine Beſtimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freyen Willen abſprach, und ihn einer unbedingten Vorherbeſtimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln

Schickſal, oder nach dem Glauben der Mahomedaner an ein alles vorher beſtimmendes Fatum. Beſonders ſchädlich ward dieſer Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Pascals Provinzial-Briefe ſind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache claſſiſch in der franzöſiſchen Litteratur geworden; ſoll man ſie aber ihrem Inhalt und Geiſt nach bezeichnen, ſo ſind ſie nicht anders als ein Meiſterwerk der Sophiſtik zu nennen. Alle Künſte derſelben biethet er auf, ſeine Gegner, die Jeſuiten ſo verächtlich und gehäſſig als möglich zu ſchildern. Daß dabey der Wahrheit auf vielfältige Weiſe große Gewalt geſchehen, wird wohl keiner, der mit der Geſchichte dieſer Zeit und ihrer Meinungen bekannt iſt, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von dieſem berühmten Schriftſteller, der an Geiſt, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger oft zu nah geſchehen, als es doch wirklich der Fall iſt, welche nachtheilige Folgen mußte nicht dieſe ſtreitſüchtige Rechthaberey und bittere Spottſucht, auf dem Gebiete der Religion ſchon an und für ſich hervor bringen! Jetzt ward dieſelbe gegen die bloß anders denkenden, und ihm perſönlich verhaßten Jeſuiten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernſt war mit der Religion, die er ſogar geometriſch erweiſen wollte. Wie bald konnten aber dieſe Waffen gegen die Religion ſelbſt gewandt werden! Und dieſes geſchah auch; die von Pascal mit ſo viel Witz und Kunſt in der gewandteſten Sprache ausgebildete und geſchärfte Sophiſtik ward ein gefährliches verwundendes Werkzeug, und ein ſchneidendes Meſſer in Voltaire's Hand, ſo wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle

fand, der schon vor ihm den ganzen Reichthum seiner litterarischen Kenntnisse benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen, und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerschütterte Burg des Glaubens zu richten.

Überhaupt neigte sich die philosophische Denkart in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah, ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Bako's neuem Geistesweg, der Übergang lag zum entschiedensten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beyspiel von Hobbes. Indessen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er sich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damahls noch nicht reif genug. Mit einer solchen eigentlich atheistischen Ansicht von der politischen wie von der physischen Welt, hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte später kommen müssen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil seine Denkart mit den anerkannten sittlichen Grundsätzen und Gefühlen seiner Zeit nicht so im Widerstreit, und sein Vortrag, obwohl etwas weitschweifig, doch leicht faßlich war, oder wenigstens schien. Im Wesentlichsten war es doch dasselbe, ja es war um so schädlicher, da der Irrthum unter dieser gemäßigten Form desto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unsrer Sinne und der sinnlichen Erfahrung beschlossen liegt, das ist wohl einleuchtend. Bey Locke selbst vertrug sich der Glauben an eine Gottheit noch mit

seiner übrigen Denkart, weil es sehr häufig geschieht, daß gerade der, welcher einen neuen Geistesweg zuerst bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen, nicht sieht, oder doch sich nicht eingesteht. Man muß bey dieser Ansicht streng genommen allem weitern Denken entsagen, sich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung, und den Sinnengenuß halten; und so haben denn auch viele auf Locke's Rahmen und Rechnung gelebt, wobey sie sich noch für vorurtheilsfreye Selbstdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt über das, was denn nun eigentlich der Gegenstand dieser sinnlichen Erfahrung ist und dann über die Kraft, welche dieselbe in sich aufnimmt, oder aus ihrer Mischung entsteht und hervorgeht, so entstehen eine Menge von Zweifeln und zum Theil sonderbare Vorstellungsarten, wie dieß besonders in England der Fall war. Die Frage nach dem was im Hintergrunde dieses lebhaften Gemähldes der Sinnenwelt eigentlich ist und vorgeht, läßt sich nun einmahl nicht abweisen, wenn man noch so oft vorgibt, das man ihr entsagen wolle; und so ist die Anfangs so bescheiden auftretende Lehre, daß es keine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sinnen und der Erfahrung geschöpfte, gewöhnlich nur ein entschiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich anerkannter, sondern verschleyerter Materialismus, wie es in Frankreich diese Wendung nahm, wo derselbe aber bald den Schleyer abwarf.

Indirect, obwohl ganz gegen seine Absicht, hat auch Newton zu der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts beytragen müssen; indem die Anhänger der neuen Denkart sich auf seine große Autorität beriefen, und nach sol-

chen Entdeckungen in der Physik alles auch ohne Religion, durch jene zu leisten und aus ihr allein zu erklären möglich schien. Aber sowohl Newton als Bako würden sich mit Befremden und Unwillen von denen weggewandt haben, welche sie im achtzehnten Jahrhundert vergötterten. Dem ersten ist auch bey aller übrigen Bewunderung von seinen philosophischen Nachfolgern, die Anhänglichkeit an das Christenthum und an die Bibel als eine besondere Geistesschwäche, an einem sonst so großen Manne, oft genug vorgeworfen worden. In vielen von seinen Aussprüchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur, oder auch über den sternbesäten Himmelsraum, als Träger, Werkstätte und Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, spricht nicht bloß ein begeistertes Gefühl, sondern es ist auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweist, daß er selbst über den höchsten Gegenstand des Nachdenkens viel und auf eigenem Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philosoph war, und von der Metaphysik nichts wissen wollte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern, das herrschende Volk auch in der litterarischen Welt. Die ganze neuere französische Philosophie ist ausgegangen von der des Baco, Locke und andrer Engländer, doch entlehnten sie nur das System selbst in seinen ersten Grundzügen von diesen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andre Gestalt an, als in England selbst. In Deutschland dagegen hat der neue Aufschwung der Litteratur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zunächst durch die Poesie und Kritik

der Engländer den ersten Anstoß und seine herrschende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philosophie des Locke und Newton zuerst in Frankreich einführte. Sonderbar ist es, wie er die wundervolle Größe der Natur, so wie dieselbe sich jetzt von der Wissenschaft mehr und mehr enthüllt zeigte, so selten zur Verherrlichung des Werkmeisters, und fast immer nur zur Erniedrigung des Menschen anwendet, und um diesen, als einen unbedeutenden Erdwurm, herabzusetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieser Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geist, als ob ein Gedanke, der eben diese ganze Sonnen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas andres und größeres wäre, als sie; als ob Gott wäre wie ein irdischer Monarch, der unter den Millionen die er beherrscht, vielleicht die ihm nie zu Gesicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfs, an der Grenze seines weitläuftigen Reichs zu vergessen, in Gefahr seyn könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem siebzehnten empfing, fast durchgehends nur einen die höhere Wahrheit zerstörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches System des Unglaubens, überhaupt feste Grundsätze, eine bestimmte philosophische Meinung, oder auch nur eine bestimmte Form des philosophischen Zweifels finden sich bey Voltaire nicht. Wie die Sophisten des Alterthums, die Gewandheit und die Kunst ihres Geistes darin bewährten, daß sie zuerst die eine, dann die andre der ersten grade entgegengesetzte Meinung mit aller Beredsamkeit aufstellten und vortrugen, so schreibt auch Voltaire ein Buch ge-

gen die Vorsehung, und ein andres dafür. Doch ist er hier in so weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welchem von beyden Werken er am meisten mit Liebe gearbeitet. Überhaupt überließ er sich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen seinem Witz und seiner Abneigung gegen das Christenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieser Hinsicht wirkte sein Geist wie ein ätzendes und zerstörendes Mittel zur Auflösung aller ernstern, moralischen und religiösen Denkart. Doch scheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch seine Religionsspöttereyen durch den Geist und die Ansicht geschadet habe, welche er über die Geschichte verbreitet hat. Wie in der Poesie so fühlte er auch hier wohl, woran es der Litteratur seiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte sich der Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geschrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig waren, so sehr vermehrt, daß sie fast eine eigene Litteratur für sich bilden, und es ist dieß unstreitig eine der glänzendsten Seiten der gesammten französischen Litteratur überhaupt. Freylich fällt die Geschichte dadurch zu sehr in den Conversationston, sie zersplittert sich ins Einzelne, und löst sich endlich auch zum großen Nachtheil der historischen Wahrheit ganz auf in eine zahllose Menge von Anekdoten. Wenn aber auch diese Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch so geistreich ist, so ist es am Ende doch nur eine Gattung, es sind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geschichte, nicht diese selbst in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigstens ist von den geistvollsten Denkwürdigkeiten, noch ein großer Abstand bis zu der Kunst der Geschichtschreibung, so wie die

Alten sie geübt, oder unter den Neuern Machiavell. Einige lebhafte Erzähler, einige gut gesammelte und zusammengestellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geschichte hatte die französische Litteratur aufzuweisen; eine wahrhaft classische Nationalgeschichte, ein großes historisches Originalwerk besaß sie nicht. Auch diesen Mangel der Litteratur seiner Nation fühlte Voltaire, und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfassenden Ehrgeitz selbst ersetzen. Daß ihm dieß selbst von Seiten der Kunst durchaus nicht gelungen, daß er als Geschichtschreiber und selbst in der Darstellung und Schreibart, wie sie der Geschichte angemessen ist, ich will nicht sagen, mit den Alten, sondern auch mit den besten Engländern, mit Hume und Robertson, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt selbst in Frankreich allgemein anerkannt. Desto allgemeiner hat sein Geist auf die Ansicht von der Geschichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, besonders auf Gibbon, und ist fast herrschende historische Denkart des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Wesentliche dieser von Voltairen ausgegangenen historischen Denkart besteht, in dem überall und bey jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß, gegen die Geistlichen und Priester, gegen das Christenthum und alle Religion. In der politischen Ansicht herrscht eine wenigstens einseitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikanische, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikanischen Wesens und Geistes. Bey den Nachfolgern ging es bis zum entschiedenen Haß gegen alles

Königthum und den Adel, überhaupt also gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Nahmen Feudal-Verfassung jetzt unbedingt herabgewürdigt ward, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth historisch anerkannt, und ihre Eigenthümlichkeit mit Geist charakterisirt hatte. Wie sehr dadurch vieles in ein falsches Licht gestellt, wie sehr die geschichtliche Wahrheit darunter leiden, und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man seit den letzten Jahrzehnden durch die Fortschritte einer gründlicheren Geschichtsforschung an einzusehen. Denn nachdem die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich in sich selbst vollkommen vernichtet hatte, und die Religion, welche sie zerstören wollte, siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, ist auch in der Geschichte und Vergangenheit alles mehr und mehr in sein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälschungen, historische Irrthümer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebiet ist es der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geist zu dem ganz allgemein herrschenden zu machen, und sich tief bis in das Innerste fest zu wurzeln, als grade in dem der Geschichte, wo die Absicht und das Falsche, dem der nicht selbst forscht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geist unverhohlen als philosophische Lehre und Meinung auftritt.

Bey Voltaire kommt nun noch etwas Persönliches hinzu, was seine historische Ansicht auch auf andere Weise beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finsterniß, und alle andern Nationen

außer der seinigen, als einen Haufen von Barbaren darzustellen. Jener vielgepriesene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Voltairischen Welt- und Geistesgeschichte des Menschen die große Rolle, daß er zuerst über jenes Chaos von Barbarey, das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet ist, sein schöpferisches: Es werde Licht, aussprechen muß. Doch werden die grossen Schriftsteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die ersten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Morgenröthe gepriesen. Die vollkommene Mittagssonne, diese ganze Lichtüberschwemmung der Aufklärung und Denkfreyheit war unstreitig nach Voltaire's Meinung einer etwas spätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So sehr er indessen geneigt war, der Eitelkeit seiner Nation zu huldigen, so hatte er doch manchmahl Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er sich unverhohlner mit Bitterkeit über sie äußerte, wie in dem bekannten Ausspruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und des Affen zusammengesetzt sey; was man leicht versucht werden könnte, auf ihn selbst anzuwenden. So ganz unmöglich war es diesem corrosiven Geiste, irgend einen Gegenstand, oder irgend ein Verhältniß mit ehrender Achtung, und ausdauerndem Ernst zu behandeln! Seiner Nation hat er dadurch, daß er ihre Eitelkeit so übermäßig nährte, auf lange Zeit hinaus eine falsche Richtung gegeben; wovon die üblen Folgen sich erst jetzt allmählig wieder zu verliehren anfangen, nachdem die französische Nation gegen die andern Nationen wieder in eine natürliche und gerechte Stellung gekommen ist, und auch im intellektuellen Gebiet mehr

und mehr mit ihnen in eine gegenseitige Berührung tritt.

Zu der Entwicklung der Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts hat Montesquieu vorzüglich wohl in so fern beygetragen, als er zu allen diesen im Einzelnen oft so vortrefflichen sinn- und lehrreichen politischen Bemerkungen und Gedanken seinen Lesern keinen festen Maaßstab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freylich in den meisten Gebieten des menschlichen Thuns und Denkens damahls schon verlohren war. So ward denn allerdings auch durch diesen an Kenntniß, Geist und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftsteller die allgemeine Erschütterung aller Grundsätze nur vermehrt, indem ohne einen solchen leitenden Hauptpunkt, der Geist des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieser politischen Kenntnisse und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlassung zu erhebenden Gedanken und Gesinnungen, selbst zu religiösen Gefühlen und Ansichten, sind in der Natur so vielfältig, und man möchte sagen, mit verschwenderischer Hand ausgestreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforschern Frankreichs, an der herrschenden irreligiösen Denkart keinen Antheil nehmen, oder sie doch weniger darin verstrickt, und wenigstens hie und da zu einer höhern und geistigern Ansicht sich aufschwingen sehen. So scheint mir Büffon, obwohl manche seiner Meinungen mit der positiven Religion nicht übereinstimmen, andre die Prüfung der Philosophie nicht bestehen mögen, so

wenig er selbst ganz frey war von den materiellen Banden der damahls über alles sich erstreckenden durchaus physikalischen Ansicht der Welt und aller Dinge; dennoch in Beziehung auf die intellektuelle Gesinnung und das natürliche religiöse Gefühl, wenigstens vergleichungsweise zu den Besserdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den Spätern darf ich nur an Bonnets redlichen Eifer erinnern.

Die gesellschaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte sich in dem neuern Europa und besonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken so weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein rastlos forschender, unruhiger Geist jetzt gerade zu dem entgegengesetzten Extrem überging. Wie wenig indessen die ausschließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menschen angewandt, für das Leben ein sicherer Leitfaden und Führer seyn könne, das kann Rousseaus Beyspiel am besten zeigen. In Rücksicht des Gefühls und des Eifers der ihn beseelte, steht Rousseau als Denker nicht nur weit über Voltaire, sondern auch wohl allen andern französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieser Hinsicht ganz einzeln und abgesondert von ihnen. Er hat demungeachtet auf seine Nation und sein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erst dann, wenn eine starke Seele leidenschaftlich nach der Wahrheit strebt, sie auf falschem Wege suchend nicht finden kann, den Irrthum statt der Wahrheit ergreift; erst dann nimmt der Irrthum einen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Festigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt,

mit fortzureißen. Dieſe Feſtigkeit in der Geſinnung, und die alten Grundſätze des Glaubens und des ſittlich geordneten Lebens zu erſchüttern und aufzulöſen, dazu hat Voltaire's Witz am meiſten gewirkt, und dadurch hat er Rouſſeau den Weg gebahnt, auch ſolche Gemüther durch ſeine begeiſternde Beredſamkeit mit in den Strudel des Zeitgeiſtes hinein zu reißen, welche durch die bloße Sophiſtik des Witzes ſich nie hätte irre machen laſſen. Zwar erregte Rouſſeau's Gemählde vom wilden Naturzuſtande, und ſeine Theorie von einem rein demokratiſchen Vernunftſtaate anfangs wohl mehr Erſtaunen als Überzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und dieſe nun nach ihm häufig auf eine ähnliche iſolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne poſitiven Glauben, und ohne Rückſicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zuſammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, ſo darf es uns nicht befremden, daß ein Menſchenalter ſpäter auch die ſeltſamſten ſeiner politiſchen Natur-Ideen ausführbar ſchienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der ſittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entſchiedenen Gotteslängnung mißbraucht wurde, ſo ward auch von der ſo herrlich erweiterten Menſchen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhundert vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rouſſeau bewunderte und vergötterte am meiſten die Wilden, worin ihm viele folgten. Wie ſehr man aber auch die Schilderung der Reiſebeſchreiber von den amerikaniſchen oder andren Wilden verſchönern und ausſchmücken mochte, um das Ideal eines wahrhaft

unverkünſtelten und ganz reinen Naturſtandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bey den Kannibalen, ſondern auch bey den andern Wilden beſonders in Amerika verbreitete Gewohnheit des Menſchenfreſſens eine gewiſſe Störung für die Begeiſterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frey von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe ſtieg, wo auch dieſer an den geprieſenen Wilden noch haftende Fehler, neben den neuen Kannibalen, welche die Revolution ausgebohren hatte, nicht mehr ſo bedeutend ſcheinen mochte.

Bey Voltaire und auch ſonſt bey vielen andern franzöſiſchen Schriftſtellern nach ihm, iſt eine faſt eben ſo weitgehende Vorliebe für das andere Extrem ſichtbar, was der wilden Freyheit in dem geſammten möglichen Menſchen-Zuſtande der ganzen Völkerwelt, ſo weit ſie uns bekannt iſt, am meiſten entgegenſteht; für die Chineſen nähmlich, deren höchſt policirte, und mit der regelmäßigſten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man ſpäterhin mit einem eigenen Kunſtworte, den Despotismus der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wahleingerichtete Polizey an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und ſittlichen Begeiſterung ſetzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchſte Beſtimmung der menſchlichen Geſellſchaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die ſogenannte reine Sittenlehre anſah, die ohne alle Schwärmerey, einzig zur Beobachtung aller Polizey-Geſetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wohlthätigen Fabrikenfleißes hinführt; einem ſolchen Zeitalter mußte eine Nation unausſprechlich gefallen, wel-

che eine solche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach seit Jahrtausenden besitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen besaß; eine Nation, welche in Porcellan die saubersten Arbeiten und Darstellungen verfertigt, und das Papier, das große Vehikel des Zeitalters, nach ungleich dünner und feiner zubereitet als selbst in Europa geschieht. Zu beklagen indessen wäre das neuere Europa, wenn es, wie man erst durch ein Experiment sich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar sey, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, sich sollte überzeugen können, das jener Despotismus der Vernunft, daß die chinesische Einförmigkeit der Staats- und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menschen angemessen, und an sich die rechte sey.

Voltaire und Rousseau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meisten und zuerst bestimmt; andere haben sehr mächtig mitgewirkt den Zeitgeist in der einmahl genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philosophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entschiedener in den Grundsätzen und kühner in den Folgen, weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrschenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius sehen. Denn als dieser Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles bestimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menschen darstellte, so fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt

verrathen habe. Nicht etwa der Geist, war diese Lehre, denn einen solchen außer der Materie gebe es nicht, unterscheide den Menschen vom Thier, sondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menschen zu theilen schien. Auch fing einigen Philosophen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Affen jetzt in der That an, etwas zweifelhaft zu erscheinen, und man stritt darüber, ob nicht gewisse Stufenübergänge zwischen beyden möglich seyen, oder sonst Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünschen, daß Rousseau, was er Anfangs im Sinne hatte, und nur aus persönlicher Rücksicht unterließ, gegen die Philosophie des Helvetius, um sie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach seiner ganzen Art und Weise, würde der Streit ihn veranlaßt und angespornt haben, seine eigene Denkart und Philosophie viel bestimmter zu entwickeln, was gewiß sehr zum Vortheil von beyden gewesen seyn würde. Denn es lag neben allem Verderblichen, doch auch ein Keim und erster Grund zum Guten darin; und es fehlt nicht an einzelnen, richtigern Tiefblicken in seinen Schriften, welche von seinen jetzigen Gegnern und Tadlern häufiger benutzt als anerkannt werden. Jener damahls herrschenden Philosophie der Sinnlichkeit war er durchaus abgeneigt; er haßte die falsche Wissenschaft überhaupt von ganzer Seele, und obwohl er selbst die rechte nie hat finden können, sagt er doch in jener Beziehung manches, was damals paradox erschien, während es uns jetzt, grade aus dem religiösen Standpunkte, wie eine Stimme und ein Zeugniß des richtigen Gefühls der Wahrheit in damaliger Zeit auf-

fällt, mitten aus der Verwirrung des allgemeinen Irrthums heraus. Sein höheres intellektuelles Streben ist aber nie zu einer wahren Entwicklung und auf den rechten Weg gelangt, weil er zu sehr allein stand und weil ihn eine falsche Idee von blinder, absoluter Naturbewunderung, so wie er im Begriff war, die Spur der höhern Wahrheit zu betreten, immer wieder mit fortriß; wobey er doch, im Geiste ewig umher getrieben, nie zur innern Ruhe gelangen konnte, so daß er der einzige ist, unter allen jenen Irrenden, der uns ein tiefes Bedauern einflößt.

Die letzte Stufe in dem Gang der französischen Philosophie vor der Revolution, bezeichnet der genialische Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt voraussetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeist, nicht bloß der Encyklopädie, sondern auch des Systems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiste geschriebenen, eigentlich atheistischen Werke gewesen sey. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er stand darin über Voltaire und Rousseau, daß er freyer von schriftstellerischer Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beseelte, war ein wirklich fanatischer Haß, nicht bloß gegen das Christenthum, sondern gegen jede Art von Religion. Daß diese ohne Unterschied Aberglauben und bloß zufällig entstanden sey, aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch so deutlich zeigt, dem Überreste eines halb zerstörten Menschengeschlechts eingeprägt habe, ist die Lieblingsmeinung dieser Secte. In mehreren ihrer Schriften ist auch der Nahme des Atheismus nicht ver-

mieden, und es ist ganz unverschleyert ausgesprochen, daß der Atheismus um das Menschengeschlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrschende Denkart werden müsse. Dieß hat sich nun in der Erfahrung, wo es theilweise versucht worden, durchaus nicht bestätigen wollen. Die wildeste Ausgeburth dieses atheistischen Systems, ist wohl jene bekannte mythologische Erklärung des Christenthums, nach welcher Christus bloß ein astronomisches Sinnbild, und historisch nie vorhanden war, die zwölf Apostel aber den Zeichen des Thierkreises entsprechen. Nachdem man aus der Naturwissenschaft ein vollständiges neues Heidenthum abgeleitet, die Menschen und Völkergeschichte aber in allen einzelnen Epochen aufs gründlichste verfälscht hatte, blieb nichts weiter übrig, als das alte Heidenthum und die Mythologie selbst herbeyzurufen, und ihr diese antichristliche Wendung und Anwendung zu geben, um auch der Weltgeschichte vollends ihren innersten Grundstein zu rauben, und ihren festen Mittelpunkt in eitle Fabel und ein bloßes symbolisches Spiel zu verwandeln. Die Denkart, welche aus diesem System für das Leben hervorging, löst sich auf in den bekannten, noch vor der Revolution schon deutlich genug ausgesprochenen Wunsch; daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorlesung.

Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseaus und Buffons Prosa; La Martine. Volkslieder in England, Scott und Byron. Neueres italiänisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie und moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin, La Mennais und Graf Maistre. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geisteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die französische Sprache seit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die älteren Zeiten die glücklichern. Kein andrer Lustspieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunstvoll nachlässig poetischen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philosoph durch seine Denkart ganz der neuen Zeit angehört, und ihr den Weg bahnte, schließt sich in der Poesie und Litteratur noch mehr an die ältere Epoche an, und bildet auf solche Weise den Übergang und Vereinigungspunkt zwischen beyden. Im Lustspiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerspiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermischten, witzigen und flüchtigen Poesien jeder Art, that er es allen andern zuvor. Diese Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der gesellschaftliche Witz

und Ton ward immer mehr darin herrschend, so wie hingegen in der lyrischen Poesie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beschreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poesie sich ganz auf die Gegenwart, und auf das gesellschaftliche Leben hinlenkt, je lokaler ist sie, und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Lustspiele, Romane oder sonst gesellschaftliche Gedichte, aus dem Ende des siebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an sich geistvoll sind, und zu ihrer Zeit in Frankreich sehr berühmt waren, sind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geist, der Zeit, die sie darstellten, und der sie dienten. Würde die Dichtkunst einer Nation sich ganz auf diese Gattungen und durchaus moderne Gegenständen beschränken; auf dramatische Sittengemählde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem gesellschaftlichen Leben, und witzige Gelegenheitsgedichte, so würde es kaum möglich oder nöthig seyn, eine Geschichte oder Kritik von ihr zu geben, eben so wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenstande anatomischer Untersuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwischenstunden des gesellschaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um diesen Zweck zu erreichen und Wiederhohlungen zu vermeiden, dabey bisweilen Gefühl und Leidenschaft angeregt, oder einige neue und geistvolle Gedanken ausgestreut würden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu seyn, derselbe, der auch ohne Poesie eben so gut und viel besser erreicht werden kann.

Allerdings giebt es in den gemischten und geringern

Gattungen der Poesie, Hervorbringungen, welche eben so sehr den Stempel des Genies an sich tragen, als die ernsten Werke der höhern Dichtkunst. Nur ist ihre Schönheit selten so allgemein; sie beruht oft fast ganz auf dem Ausdruck, und den Feinheiten desselben, die sich besser empfinden als beschreiben lassen. Ein Heldengedicht, ein Trauerspiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit sehr geringem Verlust, je vortrefflicher es an sich ist. Ich zweifle, daß jemahls ein Ausländer, wenn ihm auch die französische Sprache durch die vertrauteste Bekanntschaft ganz zur andern Natur geworden seyn sollte, in die gränzenlose Bewunderung mit seinem Gefühle ganz wird einstimmen können, mit welcher viele Franzosen den Lafontaine erheben; das Naive, eine gewisse eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an, aber ein Franzose fühlt, und findet, und bewundert immer noch mehr darin, und dieses liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbst Moliere's berühmteſten Charakterstücke sind für die Bühne und lebendige Darstellung jetzt schon völlig veraltet, und werden nur noch im Lesen bewundert: So hoch man sie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der französischen Dichtkunst stellen mag, als Gattung und als Beyspiel für die Nachfolger haben sie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von La Bruyere oder Theophrast in dramatischer Einkleidung sind darum noch keine Poesie. Ist selbst die Rhetorik der Leidenschaften, wenn sie allein herrschend ist im Trauerspiel, der hohen Bestimmung desselben bey weitem nicht genügend; so ist die psychologische Zergliede-

rung der Charaktere und Leidenschaften im Lustspiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poesie und Witz. Dieser Hang zur psychologischen Zergliederung wird dem höheren französischen Lustspiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vorgeworfen. Leicht war von da der Übergang zu den moralischen Abhandlungen in Form eines Lustspiels, welche Diderot zu unserm noch fortdauernden Unglück erfunden hat.

Der ursprüngliche französische Charakter ist wohl ganz so leicht und fröhlich, wie man ihn gewöhnlich schildert: in den litterarischen Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich diesen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an seiner Stelle gewesen wäre. Dieß ist dem immer mehr sich verbreitenden philosophischen und politischem Secretengeiste zuzuschreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten selbst, es sich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenschaftliche Rhetorik, durchaus das Übergewicht bekam, über jene altfranzösische fröhliche Poesie, wie sich denn unstreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert wesentlich verändert hat. Zwar entsprach die herrschende Philosophie der Sinnlichkeit wohl der leichten scherzhaften Poesie einiger Dichter, aber sie führte manchen zu weit und über die Gränzen der Poesie hinaus. An und für sich ist der Materialismus der Dichtkunst ungünstig, und für die Fantasie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt ist, für den muß aller Zauber der Poesie verlohren gehen.

Auf der andern Seite standen die Freyheitsliebe und die Naturvergötterung, wie sie besonders bey Rousseaus

Nachfolgern aus der neuen Philosophie hervorgingen, sehr im Widerspruch mit der Regelmäßigkeit der ältern französischen Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts. Daher entstand auch ein geheimer innerer Widerstreit und ein fortdauerndes Streben sich der strengen Herrschaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweise in eine förmliche Rebellion des Geschmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende litterarische Anarchie noch vor der politischen herbeyführte. Daher die Vorliebe für die englische Poesie. Schon Voltaire benutzte sie vielfältig im Einzelnen, oft insgeheim, während er sie im Allgemeinen, und öffentlich nicht selten verunglimpfte. Bey allen Bestrebungen der höheren Poesie besonders, ist dieser Einfluß der Engländer bis auf unsre Zeiten sichtbar. Die Versuche dem Trauerspiel mehr Freyheit der Bewegung, und mehr geschichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabey das alte System ganz umzustossen, sind bis jetzt nur Versuche geblieben, und es ist noch nicht zu einem bestimmten Resultat gekommen. Die neuesten Werke der höhern Dichtkunst, die in der Sprache für classisch gelten, sind Naturbeschreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung besonders für solche werden, deren Naturbegeisterung in den alten Formen sich gar nicht aussprechen konnte; denn diese Form, wenn man sie so nennen kann, war frey von allen den Fesseln, denen man sonst in der eigentlichen Poesie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire seinen Witz und seine Philosophie darin einkleiden, Rousseau seine Begeisterung und Beredsamkeit darin niederlegen, Di-

derot seinen Muthwillen darin auslassen wollte, so wurde aus dieser Form alles, was diesen Schriftstellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den ersten beyden folgten andere, indem sie einen ähnlichen Geist nur in einer mehr regelmäßig erzählenden Darstellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden suchten. Ich darf nicht erst an solche Romane erinnern, in denen Voltaires Geist athmet, so wie er etwa im Candide sich darstellt. Andre folgten mehr dem Rousseau; wenigstens von ähnlicher Naturbegeisterung erfüllt, flüchteten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darstellung in die amerikanischen Wildnisse, wo sie nun von jenen unerbittlichen Tyrannen des französischen Mutterlandes, dem Aristoteles und Boileau nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rousseau und Diderot bedienten sich also oft des Romans ganz willkührlich, bloß als einer Form, um gewisse eigenthümliche Ideen, die sich in keine andre Form so gut fügen wollten, nieder zu legen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigne Gattung der Poesie, und als regelmäßig erzählende Darstellung in Prosa, von Begebenheiten aus dem jetzigen gesellschaftlichen Leben; so haben auch in dieser Gattung die französischen Schriftsteller nicht selten die Engländer zum Vorbilde nehmen müssen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darsteller nimmt hier vielleicht Richardson die erste Stelle ein. Ist nun gleichwohl auch er veraltet, ist sein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunst überhaupt nicht sonderlich gelungen, wird seine allzu große Ausführlichkeit peinlich und beschwerlich, so ist es vielmehr ein Beweis, daß in der ganzen Gattung und in

dem Versuch, die Poesie so unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen, und in Prosa darstellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nachahmern der Cervantes sind Fielding und Smollet immer noch die geübtesten und selbst in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturstücken dieser Gattung, die ihr eigentlich auch am besten gelingen, dürfte der Priester von Wakefield seinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darstellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieser Laune, der Empfindung und des Witzes sich auflöst, hat Sterne erst erschaffen.

Soll man Geisteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, so wie andere Modewaaren beurtheilen, so scheinen mir auch in dieser Hinsicht, was die saubre Arbeit betrifft, die gewöhnlichen englischen Romane vor den französischen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den französischen Romanen in ihrer eigenen Litteratur nachtheilig ist, und unstreitig auch der Entwicklung der Gattung sehr im Wege steht, ist der außerordentliche Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, Bekenntnissen, anziehenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder sich der Natur des Romans etwas annähern. Mir ist nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung von Marmontel ein so allgemeines Interesse erregt hätte, als seine Denkwürdigkeiten; und welcher andere französische Roman könnte wohl eine solche Wirkung hervorbringen wie Rousseau's Bekenntnisse!

Überhaupt wurde die Poesie im achtzehnten Jahr-

hundert in Frankreich von der Prosa verdrängt, die sich während desselben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch sehr reich und in den ersten Schriftstellern mit der höchsten Kraft der Beredsamkeit entwickelt hat. Voltaire's Styl in Prosa ist geistreich und witzig wie er selbst; er ist ihm und seiner Art durchaus angemessen. Sonst wird er, so viel ich weiß, von den strengern französischen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geschichtlichen Schreibart ist er es gewiß nicht. Diderots Art und Styl hat für manche Deutsche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem ästhetischen Kunstgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunst hat, was bey den andern französischen Schriftstellern ganz vermißt oder doch so äußerst selten gefunden wird; seine Sprache aber ist launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie diese in den Werken des Witzes von den bessern französischen Schriftstellern erwartet wird. Am meisten werden im Styl mit Recht, Büffon und Rousseau als Darsteller und Redner bewundert. Kunstreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau ist vielleicht der erste; nur wird es durch die Beschaffenheit seines Werkes herbeygeführt, daß er überall Episoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo sie an sich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben seine Theorie von der Liebe ausgeführt hat, mag natürlich scheinen. Weniger erwartet ist es aber, in dem Abschnitt von den Hasen eine ausführliche und auch an sich sehr rhetorische Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Freyheiten würde

ſich Ariſtoteles als Naturbeſchreiber nicht erlaubt haben; in der ſtrengen Angemeſſenheit bey der vollkommenen Klarheit der wiſſenſchaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Büffons Ehrgeiz war. Ich würde daher denjenigen beyſtimmen, welche Rouſſeau den Vorzug geben, eben weil die Kunſt im Einzelnen bey ihm weniger fühlbar iſt als bey Büffon, und weil in ſeinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine ſtrenge Ordnung, doch ein eigner und ſehr redneriſcher Gang ſich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beyſtimme, welche Rouſſeau'n unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Erſten an Kunſt und Kraft der Rede halten, ſo kann ich doch auch denen meine Beyſtimmung nicht verſagen, welche ſelbſt von dieſer hinreißenden Beredſamkeit bis zu Boſſuets Größe noch einen ſehr weiten Abſtand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß ſich jemahls ändern, ſollte dieſes jetzt ſo herrſchende Übergewicht der Proſa in der franzöſiſchen Sprache und Litteratur ſich vermindern, oder wenigſtens doch daneben die Poeſie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, ſo würde ich glauben, daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher verſucht hat, der ſinkenden franzöſiſchen Poeſie aufzuhelfen, noch durch die Nachahmung ſonſt einer andern Nation geſchehen wird, oder geſchehen kann; ſondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geiſt, und die Poeſie mehr zurückführt in die ältere franzöſiſche Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles was dieſe in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf

der Höhe der Kunst hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgehen auf ihre eigene ursprüngliche und älteste Poesie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer daraus geschöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was allen Nationen gemeinsam ist. Die Poesie der Nationen, so wie diese selbst, berühren sich in ihrem Ursprung. Der reine Born der religiösen Begeisterung aber bildet für alle Gemüther eine nie versiegende Quelle, aus deren Tiefe die Poesie immer wieder neu hervorgeht, und die jeder Zeit gleich nach steht. Aus dieser Quelle schöpfte La Martine seine Dichtungen, in denen der glückliche Anfang einer neuen Poesie für Frankreich aufgeht.

In England neigte sich die Poesie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum französischen Geschmack, der Einfluß desselben ist in Pope's correcter Sorgfalt sichtbar, wie in Addisons Versuch einer sogenannten regelmäßigen Tragödie. Indessen zogen beyde den Shakspeare und Milton wieder aus der Vergessenheit hervor; Pope's Übersetzung des Homer, so wenig sie der Einfalt des alten Sängers entsprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den großen Dichter der Natur und der Vorzeit, und ist selbst ein Beweis von dieser Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt sich schon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine so große Anzahl von Versuchen in derselben erzeugte. Daß diese Gattung an sich etwas kaltes und unpoetisches hat, ist schon früher erinnert worden; daß sie sich bald erschöpfen muß, lehrt das Beyspiel der Engländer von neuem. In-

dessen waren die Gedanken und Betrachtungen bey ihnen oft auch mit Leidenschaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Ergießungen. Gemäßigter und schöner sprach Thomson sein Gefühl aus, in der den Engländern eigenen Gattung des naturbeschreibenden Gedichts, die auch bey andern Nationen so viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Ossian so viele Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Ossianische Schwermuth und Youngsche Nachtgedanken, so ist doch allerdings wohl ein Geist der ernsten Betrachtung in den lyrischen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrschender, als in den französischen. Früh schon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakspeare, zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern; je größer nun der Reichthum derselben ist, den man aufgefunden hat, besonders der schottischen, je mehr scheint das Gefallen daran jede andere Gattung von Poesie verdrängt zu haben, den alltäglichen Hausbedarf von Romanen und Schauspielen ausgenommen. So fing also am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und im achtzehnten, die höhere Poesie in Frankreich an mit einer strengen zum Theil etwas willkührlichen Regel, und löste sich immer mehr auf in gesellschaftlichen Witz. In England begann sie mit ernsten Betrachtungen oder dichterischen Naturbeschreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberey an den alten Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlohrnen Poesie einer noch ältern Zeit. In den letzteren Jahren, seit die Gemeinschaft mit England wieder hergestellt ist, hat sich der Ruhm von zwey neuen

Dichtern aus der brittischen Insel auch über unsern Continent verbreitet, welche auf sehr verschiedene Weise den jetzigen Moment und Zeitcharakter des poetischen Gefühls bezeichnen. Scotts Dichtung lebt ganz nur in der Erinnerung der alten Zeit und des alten Schottlands, und ist selbst nur ein Nachhall, jener nicht mehr vorhandnen, ehemaligen Poesie; oder wenn man will, eine Mosaik aus einzelnen Bruchstücken der romantischen Sage und alten Ritterzeit, nach schottischen Sitten, mit genauer Kenntniß und sorgsamer Treue, fleißig zusammengesetzt, und ziemlich ausgearbeitet, wie man etwa in modernen Landhäusern und angelegten Einsiedeleyen, die Fragmente alter Glasgemählde aus gothischen Kirchen, für den mahlerischen Eindruck sauber und neu an einander fügt. Nicht aus der Erinnerung und nicht aus der Hoffnung, sondern aus der Tiefe der tragischen Begeisterung und eignen trostlos atheistischen Weltansicht bricht Byrons Poesie hervor, wie sich diese in einem hochstrebenden an sich reichbegabten Gemüthe im Kampf des Unglaubens und der Verzweiflung entwickelt, und in nächtlicher Fantasie, unter mannichfachen seltsam wilden Gestalten nur den Heroismus des Unheils vergöttert, und mit dem düstern Zauberscheine aller Leidenschaften umkleidet. Diese atheistische Begeisterung war auch der deutschen Poesie in einer früheren Epoche nicht ganz fremd; doch hat sie sich bald in eine reinere Sphäre erhoben, und während jene Mißgebilde einer falschen tragischen Größe nur noch von den äußersten Gränzen der Bühne verhallend nachtönen, wird es in den höhern Regionen unserer Kunst schon deutlich empfunden, daß die neue Poesie in ihrer Klarheit nicht

hervorquellen kann aus diesem dunkeln Strudel des leidenschaftlichen Unmuths, sondern sich nur aus dem reinen Lichte der ewigen Hoffnung, als die in Glauben und Liebe verklärte Fantasie, wie der Regenbogen nach dem Ungewitter entfalten soll, oder wie die Morgenröthe aus der Nacht. Scott und Byron zusammengenommen, als Poesie der Erinnerung und Poesie der Verzweiflung, bilden mehr den letzten Schluß einer ehemaligen, verlohrnen, oder völlig untergegangnen Poesie, als den Anbeginn einer neuen, der wenigstens bis jetzt darin nicht sichtbar ist.

Die Poesie war überhaupt im achtzehnten Jahrhundert bey den meisten Nationen sehr in Abnahme, wenigstens gegen den Reichthum der ehemahligen Zeiten gehalten, selbst in Ländern wo die Poesie ganz in das Leben verflochten ist, wie in Spanien, oder wo der Kunstsinn mit zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poesie nichts neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, so entwickelte sich dagegen das Theater jetzt desto mannigfaltiger. Im Metastasio, Goldoni, Gozzi, Alfieri, zeigen sich ganz vereinzelt alle diese Elemente eines poetischen Schauspiels, die auch bey uns, meistens aber in wunderlicher Vermischung die Bühne erfüllen. Im Metastasio finden wir die höchste musikalische Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Masken, und zwar nach italiänischer Sitte noch als wirkliche Masken, nicht wie bey uns in allerley Menschen verkleidet. In Gozzis fantastischen Volksmährchen, seinen Zauber- und Spektakelstücken, sehen wir eine wahrhaft

poetische Erfindungskraft; aber ohne die musikalische Ausbildung, ohne den Schmuck der Fantasie, wodurch die Poesie, die in ihnen liegt, erst ganz zur Erscheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man schon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt ist.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern englischen Schauspielen in Vergleich mit den neuern französischen dasselbe rühmen kann, wie von den Romanen; das sie als poetische Manufakturwaare betrachtet, in Rücksicht der saubern, sorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italiänische Theater näher, wegen der Ähnlichkeit mit dem unsrigen, wenigstens in der äußern Lage, und in der späten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poesie, oder auch über bildende Kunst waren freyer, eigenthümlicher, und meistens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die französischen Schriftsteller dieser Gattung, entsprachen daher dem deutschen Geiste mehr. Doch hat die deutsche Kritik nur die erste Veranlassung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Watton genommen, und sich bald durchaus selbstständig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unsrer Litteratur.

Wichtiger als alles was zu der dem Schönen gewidmeten Litteratur gehört, sind die großen Muster der Geschichtschreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht, und aufgestellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigstens da-

durch, daß sie die ersten waren, weßhalb sie auch den Geschichtschreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird jetzt, wenn ich nicht irre, die erste Stelle unter den drey merkwürdigsten eingeräumt. So heilsam die skeptische Denkart dem historischen Schriftsteller für die Untersuchung der Thatsachen ist, wo sie fast nicht zu weit getrieben werden kann; so wenig ist doch diese Denkart, wenn ihre Zweifel alle sittlichen und religiösen Grundsätzen angegriffen, erschüttert und aufgelöst hat, demjenigen angemessen, der als der Geschichtschreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einseitige Grundsätze, eine Ansicht die nicht ganz die rechte ist, sind in diesem Falle noch besser und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Gesinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Hang zur Opposition gegen die herrschende Meinung, und zur Paradoxie übrig, als das einzige was dem historischen Werk bey dieser Sinnesart noch ein Interesse geben kann. Diese Neigung zur Opposition ist unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilsam es nun auch seyn mag, daß er, da übrigens in der Litteratur Englands der republikanische Geist der Whig-Parthey damals so allgemein herrschend war, wie er es auch jetzt noch vielleicht für das fernere Wohl der Nation viel zu sehr ist, sich von der gewohnten anglikanischen Härte und Einseitigkeit entfernt hielt, und vielmehr die Gegenseite ergriffen, und einen wichtigen Theil der englischen Geschichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schicksale der Stuarts und für die Grundsätze der Tory's dargestellt hat; er bleibt

deßfalls doch mehr nur ein höchst merkwürdiger Partheygeschichtschreiber, in seiner Art und Ansicht allerdings der erste, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geist und Werth geliefert hätte. In den ältern Zeiten ist er ganz ungenügend, weil er für diese keine Liebe hatte, und sich nicht in dieselben zu versetzen weiß. In der Schreibart ist Robertson der anziehendste; sein Ausdruck ist gewählt, und obwohl geschmückt, dennoch klar und ohne Künsteley. Desto schwächer ist er von einer andern Seite, welche freylich die wichtigste seyn sollte, als Geschichtforscher in Rücksicht auf den Inhalt. Wie unzuverlässig, oberflächlich, voller Irrthümer er größtentheils in den Thatsachen sey, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, so sehr man auch bey dem sinkenden und entarteten Geschmack in der Schreibart, die seinige als ein Vorbild aufzustellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl ist er auch darin noch zu Wort- und Antitheſenreich. Die Schönschreiberey und das Streben nach einer durchaus künstlerischen und rednerischen Behandlung in der Geschichte, scheinen mir etwas durchaus verfehltes und Irreleitendes zu seyn. Wollen wir die Geschichtschreibung als eine Kunst behandeln, so wird es schwerlich jemahls einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können sie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nähmlich die Geschichte mehr als Wissenschaft behandeln, wozu wir an Hülfsmitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten so unendlich reicher ausgestattet sind, als sie es waren. Hat man dieses Ziel im Auge, so ist eine ganz einfache Schreibart die beste, wenn sie nur sorgfältig,

überall angemessen, leicht und klar ist, ohne überflüssige Worte, gesuchte Kunst oder Nachahmung von rednerischen Wendungen und Prachtstücken. Sehr reichhaltig in Gedanken ist Gibbon; die Schreibart wird man im Einzelnen fast durchgehends vortrefflich ausgearbeitet finden, aber sie ist zu gekünstelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch, ermüdend. Sein Styl ist voll von lateinischen und französischen Wendungen und Worten; die englische Sprache, als eine von gemischter Natur, hat in Rücksicht der Worte und Wendungen, welche sie aus dem Lateinischen und Französischen, zu so vielen andern schon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten noch hinzu nehmen will, an und für sich keine ganz feste Gränzlinie. Jene halblateinische und gesuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon sich auszeichnet, ward besonders durch den Kritiker Johnson verbreitet; jetzt scheint man wenigstens in den Grundsätzen davon zurückgekommen zu seyn, und betrachtet diese Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geist der Sprache. Im Innern ist Gibbons Werk, so lehrreich und anziehend es durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Gesinnung, und durch den Voltairischen Geist und Hang zur Religionsspötterey, der eines Geschichtschreibers so ganz unwürdig ist, und bey Gibbon's gesuchter und wie gedrechselter Eleganz im Styl nicht einmahl als leichter und natürlicher Witz, sondern bloß als das Streben darnach erscheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an diesen drey großen englischen Geschichtschreibern bemerkte, deren Verdienste außerdem hinreichend

anerkannt ſind, ſo erſcheinen ſie dennoch um ſo vorzüglicher, und als die Erſten ihrer Gattung, wenn man ſie mit ihren Nachfolgern zuſammenſtellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italiäniſcher Bildung ausgeſtatteten, aber dennoch trocknen und ſchwerfälligen Roſcoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und claſſiſch ſchreibenden Coxe, der in der Geſchichtforſchung meiſtens eben ſo ungenügend iſt, mit Robertſon, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen; immer wird man finden, daß die hiſtoriſche Kunſt in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu ſeyn ſcheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer feſten und befriedigenden Philoſophie, der ſelbſt bey jenen Erſten ſehr fühlbar iſt. Ohne über das Woher und Wohin des Menſchen überhaupt etwas zu wiſſen, iſt es auch über den Gang der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die Schickſale der Nationen, nicht möglich, ein Urtheil, oder auch nur eine beſtimmte Meinung und Anſicht zu haben. Überhaupt ſollten beyde, Geſchichte und Philoſophie, immer ſo ſehr als möglich verbunden ſeyn. Ganz getrennt von der Geſchichte, und ohne den Geiſt der Kritik, welcher eben nur aus dieſer Verbindung hervorgeht, kann die Philoſophie kaum etwas anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelweſen; indem ſie in dem erſten Falle die Zeiten verkennt, nicht verſteht und nicht unterſcheidet, und eben deshalb verwirrend auf ſie einwirkt, oder indem ſie im zweyten Falle, den Menſchen und das Leben in ihrem todten Treiben gar nicht berührt. Ohne den beſeelenden Lebensgeiſt der Philoſophie aber, iſt die Geſchichte nur ein todter Haufe unnützer

Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Resultat. Der Mangel an befriedigenden Überzeugungen und Grundsätzen zeigt sich nirgends auffallender als in der sogenannten Geschichte der Menschheit, die besonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutschland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reisebeschreibungen nahm man die Züge, um ein Gemählde aufzustellen von dem Fischer, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder städtebewohnenden und Handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geschichte der Menschheit, und es enthielten diese Versuche allerdings auch manche im Einzelnen und an sich recht gute und brauchbare Bemerkungen; selbst wo man den Menschen nur nach seiner körperlichen und natürlichen Beschaffenheit betrachtete, so wie diese in der weißen oder schwarzen, rothen und gelben Menschengattung sich unterschieden darstellt und beobachtet worden ist. Solche einzelne Beobachtungen erhalten aber erst ihren wahren Werth und ihre rechte Bedeutung und Erklärung durch ihre Beziehung auf den höheren Zusammenhang des Ganzen. Was war aber, so lange diese Einheit fehlte, damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Nahmen einer wahren Geschichte der Menschheit verdienen würde: die Frage, was der Mensch denn eigentlich sey, wie er ursprünglich beschaffen war und lebte, und wie er in den zum Theil beklagenswerthen Zustand gerathen, worin wir ihn jetzt sehen? Die Antwort auf diese, doch allerdings geschichtliche Frage, womit alle Geschichte anfängt und endigt, enthält nur die Religion und die Philosophie;

jene christliche Philosophie nähmlich, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verstehen. Sobald die Geschichte aus dem beschränkten Umkreise der gegebnen Überlieferungen und Begebenheiten einiger Völker und Zeiten hinausgeht und den Blick auf das Ganze der Menschheit werfen will, kann nur eine gründliche Philosophie der Offenbarung, die wahre Deutung finden und den rechten Weg bewahren; sonst wird immer die Gefahr entstehen, daß die Menschheit in ihrer Entfaltung und Entwicklung nur als ein bloßes Naturerzeugniß aufgefaßt werde. Und auch die höhere göttliche Weltordnung in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Zeitalter und geschichtlichen Aeonen der Welthistorie kann nur aus den Tiefen der geistigen Erkenntniß richtig verstanden und aufgefunden werden. Die nothwendige Anknüpfung der Menschengeschichte an das Göttliche in ihrem Anfang, Mittelpunkt und Ende, geht mit einem Worte nur aus dem Spiritualismus dieser christlichen Ansicht leicht und befriedigend hervor. In jener falschen Geschichte der Menschheit, einer würdigen Ausgeburth der verkehrten sinnlichen und materiellen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Mensch aus dem Schlamm empor gewachsen sey, wie ein Erdschwamm, nur daß er beweglich ist und Bewußtseyn hat. Doch hat er nach derselben Ansicht dieses freylich nur sehr allmählig erhalten und das Kunststück in solchen Geschichten der Menschheit besteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verstand und Geist, sammt aller Kunst und Wissenschaft entstehen zu lassen. Je näher man dabey den Menschen von

dem Orang-Outang, dem Lieblinge so vieler Philosophen des Jahrhunderts, entstehen lassen konnte, für so philosophischer galt es. Wir, mit diesem Reichthum von Hülfsmitteln und Quellen, von Urkunden des Alterthums, und Schätzen der Erd- und Völkerkunde umgeben, so viele Zeitalter schon vor uns überschauend, stehen gerade auf dem Standpunkte, wo die Welthistorie eine Wissenschaft in wahrem Sinne des Worts werden könnte, in deren großem Zusammenhange dann auch die politische Geschichte in einem ganz neuen Lichte erscheinen würde. Um diesen Bau zu vollenden, müßten aber die großen Materialien, welche unserm Zeitalter zu Theil geworden, auf die alte theologische Grundlage aufgeführt und wohl zusammengefügt werden, was bis jetzt noch nicht geschehen ist. Jene Geschichten der Menschheit, die man uns Statt dessen gegeben, sind auf dem Sand einer eiteln Vernunfthypothese oder einer seichten Naturbeobachtung gebaut gewesen, und mit diesem Sand der damals herrschenden Sinnlichkeitsphilosophie zusammengestürzt. Die historische Kunst aber, wie die Engländer sie in der modernen Zeit zuerst geübt und am weitesten gebracht haben, hat uns nur rhetorische Meisterwerke gegeben, ohne wahre Wissenschaft.

Die von Baco ohne seine Schuld veranlaßte, von Locke zuerst in den wesentlichen Grundsätzen aufgestellte Philosophie der Sinnlichkeit, welche sich in Frankreich nach allen ihren unsittlichen und zerstörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in diesem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das

allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem was diese erheischt, dem entgegenstand; welche durch eine solche Entwicklung desselben Systems wie in Frankreich, allerdings und unausbleiblich würde zerstört worden seyn. Auch von Natur war der Geist der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und skeptische Seite jener Philosophie zu ergreifen, als die materielle und atheistische. Schon Berkeley gerieth durch Locke's System auf die seltsamste Vorstellungsart, da er seinen religiösen Glauben dabey behaupten und damit vereinen wollte, und dieser zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenstände in unsern Geist hinein kommen, so daß er Vorstellungen von ihnen haben kann, dieß schien der damahligen Philosophie unbegreiflich, und mußte ihr so erscheinen. Alles was wir an ihnen wahrnehmen und empfinden, ist doch immer nur ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen solchen Eindruck vom Gegenstande, nicht den Gegenstand selbst und an sich, der uns ewig zu fliehen scheint. Betrachten wir die Natur als selbst belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das sichtbare Wort des Lebens, so löst sich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwischen zwey lebenden und auf einander wirkenden, geistigen Naturen, ein drittes, scheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand seyn kann, das ist uns nicht unverständlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir selbst nicht anders leben und wir-

ken, ja auch in uns selbst eigentlich niemahls allein sind, und mit uns selbst nicht ohne Werkzeug und Wort umgehen und im innern Zusammenhange bleiben können. Die einfache Ansicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geistes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denselben sey, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geistes, und mit der lebendigen Überzeugung von deren Daseyn verlohren. Und so gerieth die sinnliche Philosophie über ihre ersten Grundsätze, ihre eigenen wesentlichsten Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andre. Berkeley glaubte daher, daß es ganz und gar keine äußern Gegenstände gebe, sondern Gott unmittelbar alle Vorstellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andere Ansicht, auf die skeptische, welche bey den unauflöslichen Zweifeln selbst stehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß selbst läugnet. Er hat eigentlich durch seine alles durchdringende, und alles erschütternde skeptische Denkart den Gang der englischen Philosophie entschieden. Denn seit Hume ist nichts weiter geschehen, als daß man durch allerley Bollwerke den schädlichen praktischen Einfluß jener skeptischen Denkart abzuwehren und durch verschiedene Stützwerke, und Nothhülfen das Gebäude aller sittlichen nothwendigen Überzeugungen aufrecht zu erhalten suchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt ist also nicht bloß bey Adam Smith, sondern in der gesammten englischen Philosophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt, und unsichtbare Herrscher des Ganzen. So lobenswerth und wohlthätig indessen die stete und allgemeine Beziehung auf diesen Mittel-

punkt ist, zum entscheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wissenschaft ist dieser Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich sind jene Stützwerke, und selbst für das praktische Leben werden sie auf die Dauer nicht halten, weil dessen Gang immer früher oder später durch die innere Überzeugung und Entwicklung des Geistes bestimmt und beherrscht wird. Es sind die beyden Surrogate, in Ermangelung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für diese selbst, der gemeine und gesunde Menschenverstand, für die Sittenlehre aber das sittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verstand, wenn er sich auch nicht bloß für allgemein und gesund hielte, sondern es im vollkommensten Sinne wirklich wäre, würde doch in seinen Entscheidungen, wenn diese als das Letzte gelten, und nicht weiter untersucht werden sollen, vielmehr die Frage der Philosophie abschneiden, als lösen und beantworten. Aber die angebohrne Wißbegierde läßt sich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit, kehrt noch so oft abgewiesen, immer wieder. Das sittliche Gefühl und Mitgefühl, ist für die Sittenlehre allein ein zu schwankendes Wesen; wenn nicht ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl sich herleiten läßt, sondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feste Überzeugung, ein bestimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die englischen Philosophen auf die Ausspräche des gesunden Verstandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden sittlichen Grundsätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, ist wie

diese Grundlage selbst, worauf er gebaut ist, von sehr schwankender Art. Es ist nicht, was wir Glauben nennen würden; eine Überzeugung und Erkenntniß fest und unerschütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als diese, nur aus einer ganz andern Quelle geschöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Überlieferung. Es ist vielmehr dieser sogenannte Glaube des gesunden Menschenverstandes bey den englischen Philosophen ein gemachter, und an sich selbst nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr so wenig bestehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenlosen. So ist also diese Nation kraftvoll und frey in ihrem ganzen Seyn und Leben, die selbst in der Poesie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erscheinung, in der Philosophie durch sich selbst auf eine eigne Weise gebunden; so daß in diesem Gebiete sich ihr Geist in der neuern Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erscheint, als selbst bey einigen unter den bessern französischen Schriftstellern. Sind einige Philosophen in England eigne Geisteswege, abgesondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, so hat dieß meistens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch sind die mir bekannten Versuche der Art an sich nicht sehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So ist also die philosophische Denkart in England einem Menschen zu vergleichen, der ein vollkommen gesundes Aussehen, aber im Innern eine Anlage zu einer ge-

fährlichen Krankheit hat, weil der erste Anfall derselben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Wie in dem politischen Gebiet die innere revoluzionäre Unruhe, von welcher der Keim in England noch nie erloschen war, durch das kunstreiche Gleichgewicht jener bewunderten Verfassung fortdauernd angehalten und zertheilt wird, so geschieht es auch in dem intellektuellen Gebiet, wo der vollständige, entschiedene Materialismus, oder der zerstörende Geist einer unbedingt skeptischen Ansicht, durch die erwähnten moralischen Linderungsmittel scheinbar in Schranken gehalten, und wenigstens an einem gemeinschädlichen Ausbruch bis jetzt verhindert wurde. Ganz unterdrücken aber, ohne innere Heilung von Grund aus, läßt sich die Krankheit des philosophischen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmahl nicht; und es könnte sich leicht auch in dieser Anwendung bewähren, daß das zähe, chronische Uebel auf die Länge oft nicht minder gefährlich ist, als die acute Krankheit. Ich halte daher für sehr wahrscheinlich, ja fast für gewiß, daß der philosophischen und was damit nothwendig zusammenhängt, der moralischen und der religiösen Denkart Englands, noch eine große Krisis bevorsteht.

Sieht man nicht auf die nächsten praktischen Folgen, sondern bloß auf den innern Gang des Geistes selbst, so möchte man fast geneigt seyn, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger schädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbsttäuschung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußersten Irrthums kömmt der Geist oft um

so schneller zu sich selbst, und erhebt sich aus dem Abgrunde, in den er versunken war, mit desto größerer Kraft und Anstrengung.

Eine solche, sehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philosophie hat besonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebethete Göttinn des Zeitalters, die Vernunft unter der Person einer Schauspielerinn, oder sonst auf ähnliche Weise, treffender als man vielleicht dachte, dargestellt und gefeyert worden, wieder gereinigt und der Religion zurück gegeben waren, nachdem sich auch jene neue Kirche, ohne allen bestimmten Glauben, die Gott- und Menschenliebhaberey, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöst hatte, erhoben sich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meyne hier nicht ausschließend jenen berühmten Schriftsteller, der seine glänzende und überströmende Beredsamkeit ganz der Religion widmete. Denn so sehr es an sich lobenswerth, so sehr es ganz an der rechten Zeit, so nothwendig es für die nächste Wirkung in dem damahligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Christenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in seinen wohlthätigen Folgen schilderte, so ist dieser Redner doch mehr nur bey der äußern Erscheinung der Religion, und bey dem Glanze derselben stehen geblieben, als daß er in den innern Geist, das eigentliche Wesen und in die Tiefen derselben ganz eingedrungen wäre. Viel tiefer ist seitdem La Mennais eingedrungen; am glücklichsten da wo er mit erleuchteter Frömmigkeit ganz aus dem Licht dieses Glaubens spricht, wie er die Fülle desselben in sich

fühlt; weniger da, wo er in einem Streit befangen, zu dem seine Kräfte eigentlich nicht zureichend sind, das Gesetz des Glaubens auf die Vernichtung aller Wissenschaft gründen will, wie es auch bey uns in früherer Zeit in einer andern mehr bloß moralischen Weise von Kant und Jakobi und ihren Anhängern geschehen, so daß er in dieser Beziehung oft als unbewußter Kantianer, obwohl in katholischer Absicht redet. Es kann aber gewiß selbst für Frankreich nicht mehr an der Zeit seyn, mit der Rousseauschen Beredsamkeit des Hasses und tödtlichen Feindschaft gegen alle Wissenschaft anzugehen; da vielmehr schon der Augenblick näher gekommen ist, wo die wahre Wissenschaft, während die falsche größtentheils von selbst in ihrer eigenen Nichtigkeit zerfällt, von dem Geiste der Religion durchdrungen und überwunden, sich dauernd mit ihr aussöhnen und zu ihrer größeren Verherrlichung dienen soll. Diesem Ziele steht der Graf Maistre, als wohlwissender Kenner der tieferen Philosophie, viel näher als alle andern Ultraschriftsteller, während er doch die katholische Sache gründlicher durchgeführt hat, als kein anderer. Daß er den deutschen Geist nicht verstanden hat, können wir ihm leicht verzeihen.

Auch noch von andern Seiten der litterarischen Forschung suchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philosophie zu begründen. Selbst dem Versuche, den Geist deutscher Forscher dort bekannter und einheimischer zu machen, haben sich kenntnißreiche Schriftsteller und berühmte Talente gewidmet; unter welchen jene Frau wohl die erste Stelle einnimmt, die mit ihrem Denken so vieles durchkämpft und im Leben so vie-

les erduldet, und die Zeit und den Mann der Revoluzion mit unnachahmlichem Geiste, für Frankreich besser als jeder andere Autor, geschildert hat. Jenem Versuche aber, dem auch sie die ganze Kraft ihres außerordentlichen Geistes gewidmet, um deutsche Kunst und Wissenschaft für Frankreich zugänglich zu machen, scheinen immer noch sehr große Hinderniße im Wege zu stehen. Vielleicht ist man dabey gleich zu sehr ins Allgemeine der ganzen Litteratur gegangen, statt sich auf die zuerst nothwendige und wesentliche philosophische Belehrung der Nation zu beschränken. Hier tritt nun aber das Hinderniß ein, sobald Frankreich im Ganzen genommen wird, da doch die intelektuelle Entwicklung sich nicht von dem religiösen Gange trennen läßt, daß die gesammte deutsche Litteratur und auch die deutsche Philosophie, besonders in der früheren Epoche, eine überwiegend protestantische Farbe hat, was für den jetzigen Standpunkt von Frankreich um so mehr eine Störung und unveränderliche Entfremdung verursachen muß. Die ersten Vertheidiger und Verkündiger des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft haben nach ihrer persönlichen Stellung diese protestantische Seite, welche auf jeden Fall doch nur die Eine Seite ist, unglücklicher Weise viel zu schneidend hervorgehoben. Nur die Zeit kann diese für jetzt noch obwaltende Entfremdung ausgleichen; mit der Zeit aber werden ohne Zweifel die bessern französischen Schriftsteller, ich meyne die philosophisch-religiösen, wohl inne werden, welchen Schatz von geistigen Materialien, welche Hülfsmittel und neue Organe sie hier in dem intellektuellen Deutschland, auch für die katholische Wissenschaft finden könnten. Die philosophisch-

religiöse Übereinstimmung und gegenseitige Gemeinschaft darin, kann für die verschiedenen Nationen natürlich erst dann Statt finden, wenn die einzelnen Nationen diese Übereinstimmung erst in und mit sich selbst gefunden haben. Unstreitig würde auch eine noch so reiche bloß litterarische Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, so lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Überzeugung fest steht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politischen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Überzeugung ist das, worauf es eigentlich ankömmt.

Was mir daher in der neuesten französischen Litteratur als das wichtigste und wesentlichste erscheint, das ist die schon früher berührte Rückkehr zur höhern sittlichen, gereinigten platonischen und christlichen Philosophie, wie sie selbst in Frankreich hie und da aus dem tiefsten Abgrunde des herrschenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieselbe schon vor der Revolution, selbst in der Zeit des größten Verderbens begonnen; nur daß erst nach der allgemeinen Rückkehr auf die feste Grundlage der Religion, die sich allein als unerschütterlich bewährt hatte, dieses Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgesonderte und besser denkende Philosophen hat es immer gegeben, wie sehr auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen verderbt seyn mochte. Ich nenne hier zuerst den Hemsterhuys, der obwohl von Geburth kein Franzose, doch in dieser Sprache schrieb; und zwar so schön und her-

moniſch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieſer Seite ſeine ſokratiſchen Geſpräche dem edlen Platoniſchen und philoſophiſch chriſtlichen Geiſte entſprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meiſten wird aber jene Rückkehr durch zwey höchſt merkwürdige und ihrer Abſicht nach ganz ausſchließlich chriſtliche Philoſophen bezeichnet. Der erſte von dieſen Zweyen, St. Martin hatte ſchon vor der Revolution und während derſelben unter dem Nahmen des unbekannten Philoſophen in einer Reihe von Werken, welche dem großen Haufen unbemerkt blieben, aber deſto tiefer auf die Wenigen wirkten, jenes uralte Syſtem des Spiritualismus aufgeſtellt, welches in unſrer Zeit, weil ihr das Ewige fremd geworden war, wieder als ein neues erſcheint. Der andere aber, Bonald war ſeit der Revoluzion und im Kampf gegen dieſelbe, der beſte und tiefſinnigſte Vertheidiger der monarchiſchen Verfaſſung nach altfranzöſiſchem Vorbilde geworden, und ſuchte die weſentlichen Grundſätze und Eigenſchaften derſelben auf eine eigenthümliche chriſtliche Staatstheorie zu gründen, wie er ſich ſpäterhin in den letzten Schriften in ſeinem Verſuche einer chriſtlichen Philoſophie zu der Idee des ewigen, vermittelnden Wortes als Grundlage derſelben, mit ziemlicher Klarheit erhoben hat. Beyde enthalten indeſſen neben dem vielen Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manches, was einer weſentlichen Ergänzung oder Berichtigung bedarf. Zum Theil liegt dieſes ſchon in einigen franzöſiſchen Vorurtheilen und auch darin, daß ſie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu ſehr in demſelben und beſonders in ihrer Nation befangen ſind, daher von andern Zeiten und Nationen un-

richtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen. Das Nationalvorurtheil ist bey Bonald überwiegend und beschränkt ihn vielfältig; dagegen St. Martins Blick zwar durchaus nicht in dem Systeme selbst, welches außer aller Berührung stand mit der armseeligen Wirklichkeit unsers Zeitalters, wohl aber in der Anwendung durch eben diese niederschlagende Umgebung hie und da getrübt ward. Indessen ist der Vorwurf eines stillen Oppositionsgeistes gegen die bestehende kirchliche Verfassung, den man ihm als Katholiken macht, doch was ihn selbst betrifft, mehr nur scheinbar, als in der That begründet; und wenn er einige seiner Anhänger in Frankreich oder Rußland mit mehrerem Rechte treffen sollte, so ist dieses eben nicht auffallend, da die Nachfolger und Schüler eines großen Mannes in jeder Art und in jedem Fache eher alles andere von ihrem Meister anzunehmen und beyzubehalten pflegen, als die Gränzen einer weisen Mäßigung. Wenn St. Martin aber den damaligen Zustand der kirchlichen Dinge nicht in allen Stücken billigt, besonders aber den Verfall der katholischen Wissenschaft laut beklagt, so hat er während der wilden Revoluzionszeit in der trüben Epoche, die ihr voranging, wohl Veranlassung dazu gehabt, und mag ihm der ganze Zustand, so wie er damals war, zur genügenden Entschuldigung dienen. Doch bleibt das Mißverständniß an sich immer verwerflich und dem großen Zwecke der Religion hinderlich, auf welchen er doch selbst mit der ganzen Kraft seines Geistes hinarbeitet; indem dadurch der irrige Schein entstehen könnte, als sollte die Erkenntniß des Göttlichen ausschließend und allein auf die innere Wahrnehmung und Erleuchtung ge-

gründet und von der positiven Überlieferung und äußern Kirche, als ihren natürlichen Träger und ihrer wesentlichen Form zu sehr abgetrennt oder wenigstens von ihnen entfernt werden. Nirgends aber hat St. Martin die wahre Wissenschaft der Religion feindlich entgegengestellt oder zu sehr gegen diese erhoben; er spricht überall nur den Wunsch aus, daß die höhere Erkenntniß ganz nur ein Eigenthum und Werkzeug derselben und mit dem Priesterthum wieder vereinigt seyn möchte, worin vielmehr eine hohe Würdigung seiner Bestimmung als eine Geringschätzung derselben nach dem gewöhnlichen Maaßstabe des herrschenden Zeitgeistes und einer gemeinen, sinnlichen Philosophie sich kund giebt, welche er sein ganzes Leben hindurch unermüdet bekämpft hat. Alles dieses betrifft ohnehin nur die äußern Verhältnisse; mit dem System des katholischen Glaubens selbst ist St. Martins Lehre nirgends im Widerspruch und um so mehr in vollkommner Übereinstimmung, als seine Philosophie nicht bloß eine mosaische, sondern auch eine wahrhaft christliche ist. Der Gattung und zum Theil auch wohl dem Ursprunge nach gehört sie zu jener orientalisch Platonischen Philosophie, welche wie ich schon früher bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet sie von den Schulen und Lehrstühlen verdrängt ward, sich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Überlieferung erhielt; und seine Schriften enthalten noch die klarste, vollständigste und beste Darstellung derselben, wenigstens in dem Bereich der französischen Sprache und bisherigen Litteratur des Jahrhunderts. Wenn also auch der genannte Schriftsteller nicht eigentlich das Verdienst der Erfindung an dieser von ihm angenom-

menen Philosophie haben kann, wenn derselben, so wie er sie aufgefaßt, auch noch manches Mangelhafte beygemischt seyn mag; immer bleibt es höchst merkwürdig, daß mitten in dem damahls von Atheismus erfüllten Frankreich, ein unbekannter, einzelner Philosoph auftrat, der sich ausschließend der Wiederlegung eben dieser atheistischen Philosophie widmete und als Gegensatz gegen dieselbe eine göttlich offenbarte, auf heilige alte Überlieferung gegründete, mosaische und christliche Philosophie verkündigte; und man muß sich freuen zu sehen, wie unter so vielen Wortführern der katholischen Sache, endlich doch der Erste unter ihnen, der Graf Maistre, die Einsicht gehabt hat, zu bemerken, welch' ein Schatz von Geist und Erkenntniß, wenn er recht gebraucht würde, hier für den Zweck der Religion bis jetzt unbenutzt verborgen gelegen habe.

Nicht minder merkwürdig aber ist es, obgleich es Anfangs auch nur von sehr wenigen bemerkt wurde, wenn im Anfange unsers Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherstellung der Religion nur die politische Nothwendigkeit und Aufrechthaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphilosoph auftrat, wie Bonald, und im Ernste und aus der vollsten Überzeugung den Versuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Christenthums zu gründen. In philosophischer Hinsicht könnte man ihm dabey den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu sehr vermengt und fast identificirt, mithin die letztere nicht hin-

reichend in ihrer Würde erkannt habe. Indessen in Frankreich hatte man beyde bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengesetzt, sondern völlig außer Berührung kommen lassen. Viele Vertheidiger der religiösen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Absicht gewirkt, weil sie alle Philosophie ohne Ausnahme verwarfen, da doch die dialektische Vernunft und falsche Philosophie dem menschlichen Geiste einmahl angebohren und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen ist, als durch die wahre. Bonald befindet sich in dem entgegengesetzten Extrem, daß er das Christenthum gar zu vernünftig machen und fast ganz in Vernunft auflösen will. Die Wahrheit selbst, wenn sie den Irrthum zerstören will, neigt sich oft etwas zu stark und einseitig zu der entgegenstehenden Ansicht hinüber. Nach solchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, ist es nicht zu verwundern, wenn der Geist Anfangs noch einigermaßen unsicher auf dem bessern Wege einherschreitet, wie es in einigen Punkten auch den beyden größten französischen Denkern unserer Zeit, St. Martin und Bonald ergangen ist, denen sich der Graf Maistre ergänzend und berichtigt, in einer schon höher vollendeten Ansicht würdig anschließt; indem er auf der einen Seite den Grundstein des katholischen Glaubens, in dem Werke über den Pabst in der gründlichsten Klarheit hingestellt, zugleich aber in den philosophischen Gesprächen die höchsten Aussichten des katholischen Wissens für unsern Horizont eröffnet hat.

Eine solche Rückkehr von innen heraus konnte in England bis jetzt nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenstände, der Welthandel und die brittische

Verfassung, Indien und der Continent verschlangen dort in dem thätigsten Lande den Geist, der vorzüglich nur in eben dieser Thätigkeit ausgezeichnet ist. Es bleibt ihnen dort im eigentlichsten Verstande keine Zeit übrig für das tiefere Denken und die Philosophie, in der sie aus dieser Ursache sogar den Franzosen beynahe nachstehen müssen. Auch war zu einer Rückkehr im ähnlichen Sinne, wie in Frankreich, nicht die gleiche Veranlassung vorhanden, weil keine Revoluzion unmittelbar vorangegangen war, weder eine bürgerliche noch eine geistige. Die Kraft der guten Gesinnung zeigt sich dort mehr in dem standhaften Festhalten der alten Größe, und besonders in einem tiefern Ergründen derselben in ihren Grundlagen, was sich in einzelnen großen Geistern jetzt um so gedrängter entwickelt, je mehr der Sinn dafür im Allgemeinen zu erlöschen beginnt. Es hat in der neuesten Epoche auch in England nicht gefehlt an großen Schriftstellern, Forschern und Rednern, welche als Zeichen der Zeit allein stehen, und auf eigenthümlich verschiedne Weise, den wichtigen Moment bezeichnen, wo eine neue Welt sich öffnet, die nach kaum erfaßt und verstanden wird, während die alte Größe dahinsinkt. So hat William Jones, in brittischer Gelehrsamkeit einer der tüchtigsten, für seine Nachfolger eine feste Bahn gegründet in der großen Art, wie er alle orientalischen, besonders aber die indischen Alterthümer und in ihnen die der Menschheit und der heil. Schrift mit wahrhaft religiösem Sinne aufzufassen wußte; so daß die Bibel ganz eigentlich die Grundlage aller seiner welthistorischen Gelehrsamkeit bildet; woraus denn eine scientifische Benutzung des heil. Buchs hervorgeht, welche das

andre Extrem bildet zu dem verſtandloſen Umherſtreuen derſelben durch die Bibelgeſellſchaften. Schon dieſer Weg der aſiatiſchen Unterſuchungen, wenn er nur mit Geiſt und Kraft weiter verfolgt würde, wie es wohl von Einigen geſchehen iſt, müßte frey und weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche Beſchränkungen der brittiſchen Denkart; da auch der Zugang zu der höhern Philoſophie für den Sinn der Engländer leichter auf jenem Wege der Gelehrſamkeit und großer welthiſtoriſcher Forſchung gefunden werden dürfte, als durch das innere ſpekulative Bedürfniß allein. Für ganz Europa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, für Deutſchland inſonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke, ein neues obwohl aus der alten ſtarken Quelle geſchöpftes Licht aller politiſchen Weisheit und moraliſchen Erfahrung; reitend für das Zeitalter, das fortgeriſſen war von den Stürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philoſophie tiefer eingreifend in das innere Weſen der Staaten, in die religiöſen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaſeyns, als es kaum je noch eine Philoſophie vermochte. Während alſo in Frankreich aus dem Abgrunde des geiſtigen Verderbens und Unglaubens, ein neues Streben nach dem Lichte der ewigen Wahrheit ſich im Strudel der trüben Zeit emporarbeitete, hat uns England, als eine auch im Geiſtigen ganz dem Alten zugekehrte Macht, einige große und genialiſche Beyſpiele im Feſthalten und tieferen Begründen des ſchon vorhandnen Poſitiven in der Wiſſenſchaft wie im Leben aufgeſtellt.

Funfzehnte Vorlesung.

Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinosa und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, schlesische Schule. Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaasse in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Litteratur oder Periode der Stifter.

Es könnte scheinen, als sey es überflüssig, jetzt noch gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie gegen den Schatten eines schon Abgeschiedenen, zu kämpfen. Dem ist aber in der That nicht so, wie sehr man auch nach dem äußern Scheine so urtheilen möchte. Ein Uebel ist darum noch keineswegs ganz vernichtet, weil es weniger sichtbar wird. In England ist es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort wie in Frankreich giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen, und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie versiegenden Kraft der Wahrheit. Aber ist die Denkart überhaupt, besonders die der Gelehrten und der Naturforscher deßhalb schon allgemein verändert? Keineswegs; wir sehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte Sy-

stem herrschen, welches die Welt überhaupt und alle Erscheinungen derselben ganz körperlich aus der Zusammensetzung der eingebildeten Atome oder Molecülchen, immer aber nur aus der Materie erklärt, oder vielmehr erklären will. Denn es bleibt eine solche Erklärung überall unbefriedigend, und auszuführen unmöglich; unter allen Hypothesen ist auch für die Wissenschaft, der Materialismus die willkührlichste und grundloseste, so wie für Sittenlehre, Nationalkraft, Begeisterung und Religion, in ihren Folgen schlechthin zerstörend. Kommen auch diese Folgen jetzt weniger an das Licht, und nicht öffentlich und grabezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmahl gewitzigt ist, diese Folgen zu umgehen sucht, oder ganz bey Seite läßt, so ist es doch schon an sich schmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforscher Verdienste haben, und die eine bedeutende Stelle einnehmen in allem was den Menschen betrifft, und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß so tief unter dem Nullpunkte stehen sehen. Dieses ist ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit, und ungeachtet der ausgezeichneten eignen Kraft, mit der einige Wenige diesen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutschland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts, die falsche Philosophie und epidemische Vernunftswuth, zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre zum Theil gemäßigtere, oder doch eben weil sie künstlicher waren, praktisch nicht so schädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man sich aber, wenn man glaubte, das Uebel sey nur hier bey uns nicht vor-

handen gewesen, oder wenn man darum, weil es in andrer Gestalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Wesentlichen wo nicht ganz dasselbe, doch ein nah verwandtes, aus derselben Quelle herstammendes war. Der grobe Materialismus und die seichte Atomistik hat zwar in dem gründlicher strebenden Deutschland nie tiefe Wurzel fassen können, dagegen war ein Geisttödtender Rationalismus das herrschende Grundübel, das selbst der Theologie sich bemeisterte und da die falsche Aufklärung, wie in der Schule die rastlose Systemsucht und das leere Formelwesen erzeugte. Diese Form hat die Krankheit bey dem großen Haufen der gewöhnlichen Denker und in den niedern Regionen des intellektuellen Lebens. Wenn aber einige Männer von großem Genie das Abstractionen-Gewebe der Vernunft-Philosophie von innen heraus mit den eignen Waffen zerreißend, den Durchbruch und so zu sagen die Öffnungen und Anfangspunkte gefunden hatten, von denen es nicht schwer gewesen seyn würde, die Rückkehr und den rechten Weg zur Offenbarung und zur Erkenntniß des göttlichen Positiven zu finden; so sind dem ungeachtet nach ihnen nicht wenige der besten Talente statt der eben verlassenen Irrungen des rationalen Denkens nur in einen schlaffen Pantheismus gerathen, als das neue und zweyte Uebel feinerer und geistigerer Art, welches mehr in den höhern Regionen der intellektuellen Bildung waltend, uns jetzt noch am meisten auf dem Wege zur Wahrheit und christlichen Philosophie hemmt, während die unberufene Menge nur allzu froh ist, bey dem ersten Anlaß, zu dem alten Formelwesen der leeren Abstraction unter den mannichfachsten

Formen und allerley Modificationen zurückzukehren. Beyde Uebel, sowohl dieses gemeine als jenes höhere, sind groß genug, wenn auch nicht so schreyend, wie die völlige Verstockung oder die gänzliche Verwilderung des intellektuellen Lebens in der engländischen und französischen Philosophie, daß wir nicht glauben dürfen, Deutschland sey von allen Verirrungen dieser Art ganz rein und frey, vor denen der höhere geistige Aufschwung, den niemand hier verkennen kann, allein noch nicht sichert.

Wenn die deutsche Philosophie übrigens gleich Anfangs nicht in solche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth wie die französische, so ward sie davor nicht etwa durch das allgemeine verbreitete und herrschende Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und dessen was diese erforderte, bewahrt wie in England; denn ein solches konnte hier bey der künstlich verwickelten Reichsverfassung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchstens hatte diese, in ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günstige, ja sie bis zur Spitzfindigkeit ins Einzelne verfolgende und verfeinernde, sonderbar künstliche Staatsverfassung die Wirkung, mit den herkömmlichen Formen zugleich den Geist der Rechtlichkeit selbst einigermaaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entschiedenen Unrechts wie die von Machiavell oder Hobbes, wenigstens nicht leicht öffentlich aufkommen zu lassen, bis die Praxis auch in Deutschland mit dem fortschreitenden Zeitalter immer kühner ward, und der furchtsamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutsche Philosophie von den größern Verirrungen Anfangs abhielt, war vorzüglich, daß

in ihr mehr Reminiscenzen aus der ältern Philosophie und mehr Verbindung mit dieser zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich fast völlig abgerissen und verlohren hatte. Besonders Leibnitz wirkte in dieser Hinsicht wohlthätig auf Deutschland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, sondern nur dessen gewaltsamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; seine Philosophie enthielt dennoch, da er eben so sehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiscenzen dieser Art in Menge, und je mehr seine Hypotheſen selbst nur das, nur äußerst sinnreiche und künstliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu lösen, je mehr enthielten sie Stoff und Veranlassung, wenigstens auf die Zukunft für den, der einmahl tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimnisse der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geist und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Übergange an, von der Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entscheidenden Wendepunkten des menschlichen Geistes. Da er und seine Philosophie aber fast nur auf Deutschland, hie und da auf Frankreich obwohl nur wenig, auf England so gut wie gar nicht gewirkt haben, so habe ich ihn auf diese Stelle verspart und dort mit Stillschweigen übergangen, so wie seinen Gegner Spinosa, weil auch dieser in seinem Vaterlande wenig, in England und Frankreich fast gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutschland gewirkt hat. Spinosa's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterscheiden, allen einzelnen Wesen aber die innere Selbst-

ständigkeit und Beſtandheit abzuſprechen und in ihnen allen nichts zu ſehen, als die verſchiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfaſſenden Weſens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Perſönlichkeit, und dem Menſchen die Freyheit abſpricht, überhaupt aber das Unſittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen aufhebt. Dieſer Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft ſo nahe, daß er vielleicht der älteſte ſeyn kann, der auf die urſprüngliche Wahrheit gefolgt iſt, nur daß Spinoſa den Pantheismus in eine mehr wiſſenſchaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wiſſenſchaftlichen Vernunft, wenn ſie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, iſt dieſer Abweg ſo natürlich, daß Descartes, von deſſen Syſtem Spinoſa zunächſt ausging, nur durch ſeinen Mangel an Tiefe und Entſchiedenheit des Geiſtes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an deſſen Rande er ſchon ſtand. Man muß auch hier den Irrthum ſelbſt von der Perſon unterſcheiden. Oft iſt der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerſt veranlaßt, oder auch gleich bis zur Vollendung durchführt, und am entſchiedenſten und kühnſten ausſpricht, bey weitem weniger verwerflich als ſeine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentſchiedener einherſchwanken. Spinoſa's Sittenlehre iſt zwar, ſo wie er ſelbſt kein Chriſt war, nicht die chriſtliche, wohl aber iſt ſie ſo edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja ſie hat vielleicht Vorzüge vor dieſer. Was ihn ſtark macht im Vergleich mit Gegnern, die ſeine Tiefe nicht verſtehen, oder nicht

fühlen, und mit solchen, die ohne es selbst recht deutlich zu wissen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, ist nicht bloß die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, sondern auch daß alles in dieser so aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von seinem Gefühle beseelt war. Man kann es nicht Naturbegeisterung nennen, wie der Dichter, der Künstler oder der Naturforscher sie fühlt: noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bey all seinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entschiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, ist wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte scheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch diesen Irrthum des Spinosa mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, so ergiebt sich noch ein großer Unterschied. Jene materielle Philosophie, wenn sie noch so heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erste hält, ist ein Irrthum der fast unter die Region des Menschlichen herabsinkt. Selten wird daher auch bey den Einzelnen, die einmahl bis in diese Tiefe herabgesunken sind, eine Rückkehr zu hoffen seyn, so leicht es geschehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn sie die sittlichen Folgen jener Philosophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, sich mit Abscheu davon zurückwenden. Die hohe Geistigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinosa führt, könnte dagegen scheinen, für die tiefer suchenden Individuen mehrere Mittel

und Wege übrig zu lassen, um sich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite freylich, ist ein Irrthum um desto verderblicher, je mehr er geeignet ist, auch die edelsten und geistigsten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen sind wohl praktisch nicht so schädlich, aber das Verderbliche wurzelt desto tiefer im Innern, und wirkt früher oder später, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerstörend; wie im menschlichen Körper eine Krankheit, welche die edelsten Lebenstheile ergriffen hat. Eine solche, tief in den Mittelpunkt des Lebens eindringende geistige Krankheit ist der feinere Pantheismus, der unter den mannichfachsten Formen, in Deutschland herrschend geworden ist, und bald in der zauberischen Naturfülle einer beseelten Fantasie, bald kritisch abwägend und dem Scheine nach absondernd und wenigstens das Einzelne historisch erkennend, obwohl nie das Ganze verstehend, hie und da auch noch in dem alten schon abgenutzten Truggewandte dialektischer Spitzfindigkeit und ideeller Leerheit auftritt. Dadurch wird auf die Dauer und in der allgemeinen Wirkung der Sinn der Wahrheit selbst untergraben und aller Fähigkeit ein göttlich Positives zu erkennen und zu ergreifen, mithin alles innerlich Feste aus dem Leben wie aus der Erkenntniß zum allgemeinen Verderben hinweggenommen. — Diesem Uebel kann nur eine wahrhaft christliche Philosophie entgegentreten und vorbeugen, zu welcher für diese Welt-Epoche die Idee und Anlage in Leibnitz am deutlichsten sich entwickelt hat, den wir eben darum als die Krone und den Gipfel jener älteren, noch keiner Nation ausschließend angehörenden, allgemein europäischen Schule der neuern Philosophie betrachten, deren Um-

kreis die vier großen Autoren, Baco, Descartes, Spinoſa nebſt dem ſchon genannten Erſten deutſchen Philoſophen, bezeichnen. Dieſen Weg hätte man ſtandhaft verfolgen und weiter ausbilden ſollen. Denn ganz unvollendet hat allerdings Leibnitz die Idee ſeiner Philoſophie gelaſſen, und eben darum auch das Uebel, welches ſchon damals, zwar, noch in andrer und ſtreng abgeſchloßner iſolirter Geſtalt ſich zeigte, obwohl er es wie im Keime ahndend erkannte und raſtlos bekämpfte, nicht vollſtändig beſeitigen und beſiegen können.

Leibnitzens Philoſophie bezieht ſich in ſehr vieler Hinſicht auf die des Spinoſa. Sie iſt überhaupt faſt durchaus eine ſtreitende Philoſophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern widerlegenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philoſophie ſeines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel löſende, die Mängel verbeſſernde, ſich an den Zeitgeiſt und das Zeitbedürfniß anſchließende, überhaupt vermittelnde, keineswegs eine unabhängige, aus ſich ſelbſt hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherſchreitende. Der litterariſche Zweifler Bayle, Locke der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr perſönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmſte aber von allen iſt Spinoſa, mit dem er ſo oft, ja faſt immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unſichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philoſophen, mit welchen er übereinſtimmt, manche die weniger bekannt waren, nicht genannt, und die eigentlichen Quellen, aus denen er geſchöpft hatte, verſchwiegen. Das Daſeyn einer unendlichen

Geisterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle ist, entschieden anzuerkennen, das war nicht in seinem Charakter. Die Lehre von den angebohrnen Ideen, so wie er sie aufgefaßt hatte, führt vielmehr auf ein System von abstracten Begriffen, welche man sich gleich einem todten Grundriß dem Verstande eingebohren oder aufgeprägt denkt, als daß das innere Wirken des Geistes lebendig darin erblickt werden könnte. Näher hätte die Lehre von den unbewußten Vorstellungen zu diesem Ziele führen mögen, indem die Erkenntniß, daß unser Bewußtseyn nur ein halbes ist, oder daß wir nur um die Hälfte unsers Bewußtseyns wissen, während eine andre unsichtbare Seite desselben unserm Auge verdeckt ist, wenigstens den ersten Schritt der Annäherung bildet, um in das Geheimniß oder in die geheime Werkstätte der Seele einzudringen; wie uns ja auch in der sinnlichen Welt erst die Gestirne der Nacht über das Licht des Tages und seinen wahren Umlauf richtig belehren. Leibnitzens Hypothese dagegen, daß die sinnlichen Gegenstände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos seyen von einfachen geistigen Grundwesen oder Monaden, die nur in einem schlummernden Zustande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtseyn entwickelt wären, schließt sich viel zu sehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheisten an, und ist doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwischen dieser und der vollen Anerkennung der geistigen Welt. Sein Versuch, die Hauptschwierigkeit der damahligen Philosophie von dem Zusammenhange zwischen Geist und Körper, durch die Annahme zu lösen, daß der Werkmeister beyde, etwa wie ein Künstler zwey Uhren, ursprünglich in Übereinstimmung gebracht, ist nur ein sinn-

reiches Kunststückchen, wobey eben das vorausgesetzt wird, daß die Welt nichts anders sey, als ein künstliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodicee oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Bösen, beantwortet diese der natürlichen Vernunft sich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandheit eines geübten Diplomatikers, der es sich zur Pflicht macht, die Seite, welche seinem Monarchen die vortheilhafteste ist, überall herauszukehren, und zu benutzen, wo sich hingegen etwa eine scheinbare oder wirkliche Schwäche finden sollte, die der Gegner benutzen könnte, dieselbe sorgfältig zu verschweigen, oder dem Auge zu entziehen sucht. Es fällt jeder bloßen Vernunft-Philosophie unmöglich, die Frage von dem Ursprung des Bösen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten, ohne entweder das Böse wider allen gesunden Verstand ganz zu läugnen, oder dessen Vorhandenseyn Gott selbst zuschreiben zu müssen, wogegen sich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire seinen ganzen Spott gerichtet hat, daß diese Welt unter allen möglichen die beste sey, hat in unsern Tagen ihr Gegenstück gefunden, in der Ansicht eines berühmten Denkers, der weil er alles aus dem Ich herleitete, dem zu Folge dafür hielt, die Welt sey nur dazu hervorgebracht, daß das Ich sich daran stoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln soll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie sie übrigens auch beschaffen seyn möge, tauglich, und also immer gut genug sey. Aber weder diese äußerst spartanische, noch jene künstlich diplomatische Antwort können dem Gefühl oder der Philosophie ge-

genügen. Mit Bewunderung sehen wir in einem erst kürzlich bekannt gewordenem dogmatischen Werk von Leibnitz, wie gründlich und klar seine Einsicht in der Theologie und in den Zusammenhang der katholischen Wahrheit gewesen. Doch fehlte es ihm auch hier an dem graden Muth und der Charakterstärke, um den letzten Schritt zu thun, und die Sache selbst zur Entscheidung und auch für die Welt zum offenen Durchbruch zu bringen, wozu der Vorgang eines so hervorragenden Geistes gewiß von sehr großem Einfluß hätte seyn können. Er blieb auch im Glauben auf halbem Wege stehen, und dazu lag der Grund in der innern Halbheit seines nach außen so unermeßlich ausgebreiteten Wissens. Die höchste und tiefste Idee, die sich in seiner fragmentarischen Erkenntniß vorfindet, und die auch Lessing mit richtigem Tiefgefühl besonders hervorgehoben, ist der Gedanke von der im metaphysischen Sinne immer wachsenden Vollkommenheit der Welt, oder stets gesteigerten Verherrlichung Gottes im ewigen Fortschritt seiner Schöpfung, von Klarheit zu immer höherer Klarheit. Denn diese Idee ist für die metaphysische Erkenntniß der eigentliche lebendige Mittelpunkt der neuen, christlichen Offenbarung, wie die Lehre vom Abfall das Grundgeheimniß der alten, mosaischen Offenbarung bildet. Die meisten Philosophen unter den wenigen, welche sich überhaupt zur Erkenntniß und Anerkenntniß der Offenbarung erhoben haben, sind doch nur bey der alten, mosaischen stehn geblieben, deren Lehre vom Abfall die menschliche Vernunft nie würde ergründet haben, wenn nicht das früheste Alterthum schon sie aus der Überlieferung der Urwelt gewußt und in Erfahrung gebracht hätte. Diese Leh-

ve, obwohl sie die Grundlage und den Anfang aller wahren Erkenntniß bildet, erhält ihre wahre Bedeutung und Erklärung doch erst durch jene andre Idee, von der sich die Vernunft wohl etwas ungefähr Ähnliches im Allgemeinen erdenken kann, nach dem unbestimmten Begriff einer fortschreitenden Vollkommenheit, der auf das irdische gemeine praktische Leben oft so verkehrt angewandt wird. Die volle Klarheit aber erlangt diese Idee für die Metaphysik erst im Lichte der Offenbarung durch das Christenthum, welches allein uns die Einsicht und Überzeugung gewährt, daß grade aus dem alten Abfall der Welt, die neue Vollendung und Verklärung der Schöpfung um so herrlicher hervorgeht. Leibnitz mochte jedoch diese Idee mehr nur mathematisch aufgefaßt, als in ihrer ganzen religiösen Tiefe verfolgt und erschöpft haben. Je bestimmter und deutlicher wir die Anlage zu einer eigentlich christlichen Philosophie in ihm bemerken, um so mehr ist es zu beklagen, daß diese Anlage unvollendet geblieben, und daß sich sein lichter Geist nicht ganz aus den abstracten Begriffen seiner Zeit und Umgebung zur lebendigen Erkenntniß hat emporarbeiten können.

Besonders in Leibnitzens Vorstellung von Raum und Zeit zeigt es sich, wie vergessen die Ansichten der höhern Philosophie schon damahls waren, oder doch wie weit abstehend von der herrschenden Denkart. Die ältere Philosophie erkannte im Raum den unendlichen und beseelten Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, in der Zeit den lebendigen Pulsschlag in dem Geister-Meere der ewigen Liebe, in beyden aber nach ihrer ursprünglichen, noch nicht verstörten Beschaffenheit, die Lebensorgane der gött-

lichen Schöpfung, die alle Wesen umfassenden Flügel der Offenbarungen Gottes. Selbst der natürliche, ja der ganz sinnliche Mensch geräth in ein Erstaunen, welches sich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt; wie er diesen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermessen, aber doch umfassen und also in sich begreifen kann. Da eröffnet sich ihm eine unendliche Tiefe in seinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von diesem Punkt der Gegenwart zurücksinkt in die Vergangenheit, und dann hinausschaut in die Zukunft. Leibnitz sah in Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander bestehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtssagende und todte Begriffe, immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls, in allem was den Menschen über die Sinnenwelt zu erheben, am meisten geeignet ist. Leibnitzens Philosophie ward in Deutschland durch Wolf, eine in den Schulen herrschende Secte; damit ist sie hinreichend charakterisirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, ist unterschieden nach der Richtung die sie nimmt, nach den Wirkungen die sie hat. In die Schule eingeschlossen, äußert sich der Sectengeist immer nur auf die gleiche Weise, als ein todtes Formelwesen, mögen nun Aristoteles oder Descartes, Leibnitz oder Kant die Meister heißen, und den Nahmen herleihen, um die Begriffe zu stempeln, welche ehemahls in dem Geiste ihrer Erfinder wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indessen ward doch dadurch wenigstens der noch schädlichere Sectengeist jener das Leben selbst ergreifenden und zerstörenden atheistischen Philosophie der Sinnlichkeit, von

Deutschland abgehalten; auch blieb das todte Formelwesen, die Pedanterey nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meistens lateinisch oder französisch schreibend, hatte dennoch das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte und deutschen Sprache ganz von neuem belebt; und selbst Wolf hatte in seinen deutschen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienstvolles Beyspiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philosophie gebildet, doch als Selbstdenker von allgemeiner Geistesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Diese nebst einigen bessern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerst aus der Barbarey hervor, in welche sie versunken war, bis alsdann Klopstock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der Stifter einer ganz neuen Epoche ward, und der eigentliche Meister und Vater der jetzigen deutschen Litteratur.

Ehe ich aber diese zu schildern versuche, ist es nothwendig, noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwischen der altdeutschen und neudeutschen Litteratur. Zwar hat das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert nur wenige ausgezeichnete Schriftsteller in deutscher Sprache hervorgebracht, aber diese wenigen sind desto merkwürdiger und außerordentlicher. Wie die alte Ritterpoesie und die Kunst des Mittelalters in den Streitigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts in Vergessenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieses, und des siebzehnten Jahrhunderts selbst die Sprache verwildert sey, das ist schon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen diese einreißende Verwilderung gewährte und einen Ersatz für den Verlust al-

les Alten wenigstens in der Sprache, das war die deutsche Bibelübersetzung. Es ist bekannt, daß alle gründlichen Sprachforscher diese als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutscher Sprache classischen Ausdrucks ansehen, und nicht bloß Klopstock, sondern noch viele andere Schriftsteller von der ersten Größe haben ihren Styl vorzüglich nach dieser Norm gebildet, und aus dieser Quelle geschöpft. Es ist bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache so viele biblische Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden und ganz ins Leben übergegangen sind, wie in die deutsche. Ich stimme denjenigen Sprachforschern vollkommen bey, welche dieß für sehr glücklich halten, und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd sich erhaltenden geistigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müssen, welche das Deutsche in unsern besten Schriften vor allen andern neuern Sprachen so sichtbar auszeichnen. Was der Katholik, was der neuere protestantische Gelehrte an Luthers Bibelübersetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach seinem besondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verstanden, gedeutet und übersetzt hat, oder auch für das Einzelne geschichtliche, naturhistorische, geographische und andre Hülfsmittel zum richtigen Verständniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreyßig Jahren die Versuche wiederhohlte, auch die Bibel durch vernünftig auflösende Übersetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beyspiel, welches selbst unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; jemehr hat man, nachdem man von dieser Modethor-

heit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieser altdeutschen Bibelübersetzung anzuerkennen sich bewogen gefühlt. Zwar gehört sie nicht eigentlich Luthern allein an, sie ist bekanntlich nur durch Auswahl des Besten aus so vielen schon vor ihm vorhandnen Übersetzungen entstanden, wobey ihm, was die Erklärung selbst betrifft, noch mancher seiner gelehrten Freunde, besonders Melanchthon beygestanden. Nichts desto weniger bleibt ihm selbst, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geist, diese große und starke Art des deutschen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienst. Denn auch in seinen eignen Schriften findet sich eine Beredsamkeit, wie sie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur selten in dieser Kraft hervortritt. Freylich hat dieselbe auch alle die Eigenschaften an sich, die man einer durchaus revolutionären Beredsamkeit immer wird nachsehen müssen. Aber nicht bloß in solchen halb politischen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innersten Fugen erschütternden Schriften, wie die an den Adel deutscher Nation, findet sich diese Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredsamkeit, sondern auch in allen seinen übrigen Werken. Denn fast in allen sehen wir seinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt. Es liegen so zu sagen zwey Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beyde an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften, wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben, und seiner eben so unbezwinglich wilden Leidenschaft, zwischen Gott und ihm selber.

Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt so wie damahls das Urtheil nicht anders als verschieden und ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbetrifft, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften wie sein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht, und sich zum Verderben neigt. Was Luthers Geisteskraft und Größe, abgesehen von dem Gebrauch und der nachmahligen Entwicklung seiner Denkart betrifft, so scheint es mir in der That, daß noch keiner seiner modernen Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und gepriesen habe. Die andern, welche zu ähnlichen Zwecken mit ihm wirkten, waren meistens nur gelehrte, mäßigdenkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam, und auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden sollte; er war der alles entscheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksschriftsteller. So merkwürdige, umfassende, vielwirkende, durch Geisteskraft außerordentliche Volksschriftsteller hat kein anderes Land, in dem neuern Europa gehabt, als Deutschland. Es war auch, wie sehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutschland denen andrer Ländern in manchen Zeiten nachstehen, ihnen kaum

gleich kommen, oder sie doch erst später übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit solcher geistigen Kraft ausgerüstet, als Volk das erste, ja das einzige in Europa, an welchem sich diese in den Tiefen der Menschheit ruhende Naturkraft so offenbart und bewährt hätte, als das deutsche. Es ist ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingesetzt sey; aber auch das ist eine Bemerkung aller Zeiten, daß aus dem Rufe des Volks, die Stimme Gottes sich vernehmen lasse. Beydes ist wohlverstanden, vollkommen wahr; Wehe denen, welche diese Gottesstimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben, wähnen, sie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Absichten lenken; da das Volk, klüger als sie denken, und als sie selber sind, jene Absichten recht wohl bemerkt, und sich so leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen sich wohl diejenigen schuldig, welche jene in ihrem Ursprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes, muthwillig nur zum Spiel der Zerstörung in Bewegung zu setzen sich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar seyn wird, sobald sie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorsam und Glauben Gottes abgewichen ist. Beschränkt ist auch das Urtheil derer, welche glauben, diese Kraft, weil sie dieselbe nicht zu achten wissen, sey gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo sie doch von Alters her und ursprünglich, wie in Deutschland vorhanden ist, weil sie wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in seltnern Fällen sich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und andrer Werken im protestantischen Deutschlande Gegenstand und Angelegenheit der Volksschriftsteller, sondern auch die Dichtkunst fiel vorzüglich ihnen anheim, ja sogar die Philosophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigsten, den bekannten Meistersänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges unter den Nahmen des teutonischen Philosophen in den protestantischen Ländern und dem übrigen nördlichen Europa berühmten christlichen Naturdenker und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen besitzt Deutschland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt ist von zwiefacher Art; theils sind es Lieder, einzelne, verlohrne Anklänge von der untergegangenen Poesie einer ältern Helden- und Ritter-Zeit, wenn deren Überlieferung durch spätere Revolutionen unterbrochen, oder bey einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergessen worden ist. Theils aber wird die Dichtkunst in solchen Zeiten auch vom Volke, für sein Bedürfniß und nach seiner Art selbst geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und Geist, doch im Äußern handwerksmäßig, und das ist eben das Eigenthümliche des spätern deutschen Meistergesanges. Ein Handwerker in der Poesie wie im Leben ist dieser Meister von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarste, sondern auch wohl der kraftvollste in seiner Art, besonders reich an Witz und von gesundem Verstand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was diese bey sich in der Litteratur ihrer ältern Zeit gar nicht hintansetzen und wohl zu achten wissen, wenigstens erfinderischer als Chaucer, reicher als Marot, poe-

tiſcher als beyde. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gilt auch von Jakob Böhme, jenem deutſchen Natur-Philoſophen, der von den gewöhnlichen Litteratoren meiſtens übel behandelt wird. Worin ſein gutes, und auch ſein irriges beſtand, davon bekennen ſie wohl ſelbſt, nichts zu verſtehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu ſeinem Zeitalter ſtand, und durch welchen Zuſammhang damahls, dieſe und ähnliche Meinungen ſich verbreiteten, davon wiſſen und ahnden ſie gar nichts. Wie wenig es an ſich das rechte Verhältniß ſey, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Litteratur nur todte Formeln auf der Oberfläche ſich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philoſophie aber entweder einer geheimen Überlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß ſchwärmeriſch Begeiſterten aus dem Volke anheimfällt, das habe ich ſchon früher erwähnt. Aber ſo war es nun einmahl zu jener Zeit im proteſtantiſchen Deutſchland, und auch in England. Man nennt Jakob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet ſeyn ſollte, daß die Fantaſie einen bey weitem größern Antheil an den Hervorbringungen ſeines Geiſtes hatte, als ein wiſſenſchaftlich geübter Verſtand; ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß es eine ſehr reich begabte und hoch erleuchtete Fantaſie war, die wir in dieſem ſonderbaren Geiſte gewahr werden. Wollte man ihn desfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern chriſtlichen Dichtern, welche überſinnliche Gegenſtände darzuſtellen verſucht haben, mit Klopſtock, Milton oder ſelbſt mit Dante vergleichen, ſo wird man geſtehen

müssen, daß er sie an Fülle der Fantasie und Tiefe des Gefühls beynahe übertrifft, und selbst an einzelnen poetischen Schönheiten und in Rücksicht auf den oft sehr dichterischen Ausdruck ihnen nicht nachsteht. Die Quellen der Natur sind jedem stillen und frommen Gemüthe zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensstrom der menschlichen Seele mit einverwebt sind; und dem kindlichen Auge ist vielleicht manches schon ganz klar und durchsichtig, was für das künstliche Fernrohr und die äußerlichen Sehanstalten des gelehrten Untersuchers oft noch mit einer siebenfachen Decke und Wolke verhüllt ist. Es gibt auch für die Natur eine eigenthümliche Offenbarung im unmittelbaren Gefühl ihres innern Lebens; und wie unsre Zeit in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, nach langen Mühsalen des irrenden Denkens, mehr und mehr wieder zu der einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt ist, so wird auch die Naturwissenschaft gerade in unsern Tagen wieder den Rückweg nehmen müssen zu jenen ersten Quellen der innern Anschauung und eines noch nicht verbildeten und gestörten, sondern noch von Grund aus hellsehenden Natursinns, als dem innern Born der Offenbarung für jene Wissenschaft, welche zwar nicht den Schöpfer, wohl aber die Herrlichkeit seiner Schöpfung, die Menschen erkennen lehren soll. Obgleich nun dem christlichen Naturdenker, wenn er außerhalb der katholischen Kirche steht, mit so vielen erhöhenden Gnadenwirkungen der Seele auch die letzte Klarheit des Geistes immer fehlen wird; so muß es doch wohl unterschieden werden, ob jene Absonderung aus der eignen Gesinnung des Zwiespalts herstammt, oder nur durch den unverschuldeten Zufall der Geburth, ohne

selbst weitern Antheil an dem Geist des Hasers zu nehmen, veranlaßt wurde. Was man indessen auch in Rücksicht auf Philosophie mangelhaftes und irriges oder vielleicht nur unverständliches in den Lehren des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geschichte der deutschen Sprache darf ihn nicht mit Stillschweigen übergehen, denn in wenigen Schriftstellern hat sich noch zu jener Zeit der ganze geistige Reichthum derselben so offenbart, wie in diesem; eine bildsame Kraft, und aus der Quelle strömende Fülle, welche sich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künstlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunst- und Sprachgestalten nicht mehr besitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreyßigjährigen Krieges, der in seiner Nachwirkung so ertödtend, während er noch wüthete, aber für die Geisteskraft noch gewissermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutschen Geistesbildung, der Dichtkunst und Sprache, der Schlesier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er schloß sich zunächst an die Holländer an, die damahls einen Hugo Grotius besaßen, unter allen Protestanten nicht nur die gelehrtesten und aufgeklärtesten, sondern auch in der Dichtkunst gebildet waren, und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerspiele in der Landessprache besaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig XIV. Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern, oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt sein Werth nicht; auch seine dramatischen Versuche

in freyen Übersetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italiänern haben keinen wesentlichen Erfolg gehabt. Selbst bey seinen eigenthümlichen lyrischen, vermischten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheilen, mehr auf das sehen, was er hätte werden können nach seiner Natur, und nach dem was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem was er wirklich geworden ist. Man ist gewohnt, ihn den Vater der deutschen Dichtkunst zu nennen; es scheint mir aber als ob wenigstens seit Klopstock, von den undankbaren Söhnen nur sehr wenige mit diesem ihren vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroischen Dichter bestimmt. Das hatte er auch im Sinne, für die deutsche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damahligen Zeitverhältnissen umhergeworfen, starb er in noch frühem männlichen Alter, und ließ seine Absicht, und seine Poesie unausgeführt. Wohl aber spürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derselben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht; und auch in der Sprache ist eine kunstlose naive Einfalt bey der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl späterhin nur selten, oder eigentlich nie ganz so wieder erreicht worden ist, und in Rücksicht auf welche ich Opitz bey weitem den Vorzug vor Klopstock geben würde, der doch in seiner Zeit so hoch über allen andern steht.

Neben Opitz ist unter den schlesischen Dichtern dieser Zeit, besonders noch Flemming ausgezeichnet, der was ihm Freundschaft, Leidenschaft und Liebe im eignen

Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reise über das damahls noch wenig bekannte innere Rußland nach Persien und bey seinem dortigen Aufenthalte sah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientalisch farbenreichen Fantasie in seinen Liedern und Gedichten darstellt; nur in der Sprache ist er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber schon, daß diese Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutsche, sondern nur schlesische Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als solche wenigstens angesehen wurden. Je mehr seit dem unglücklichen Bürgerkriege, dessen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa, und durch die Arglist fremder Staatskunst genährt, dreyßig Jahre lang Deutschland verheerte und verwüstete; je mehr seit dem für die gemeinsame lebendige Entwicklung noch unglücklichern Frieden von 1648. die Kraft der deutschen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutschen Poesie der Stoff aus, und endlich sank sie fast ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten, und zu einer entarteten üppig spielenden Künsteley, wie meist immer geschieht, wo die Poesie keinen rechten Gegenstand mehr hat, und das wahre Leben schon entflohen ist. Diesen unechten Geschmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenstein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrschend. Es war dieser Zeitraum von 1648. bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarey, und eine Art von Zwischenreich und chaotischem Mittelzustand in der deutschen Litteratur, wo die Sprache selbst zwischen einem seynsollenden Halbfranzösisch, und einem verwilderten Deutsch schwankend, zugleich ver-

künſtelt war und doch gemein. Auch in Rückſicht des politiſchen Zuſtandes, war die Zeit unmittelbar nach dem weſtphäliſchen Frieden für Deutſchland die ſchmachvollſte und unglücklichſte. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhob ſich Deutſchlands Kraft von neuem; Öſterreich erſtieg wieder den höchſten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der erſten Thronen in Europa wurden von deutſchen Fürſtenhäuſern beſtiegen, während eines derſelben in Deutſchland ſelbſt zur königlichen Würde emporſtieg. Dieß alles mußte wenigſtens allmählig günſtig und erweckend auch auf den Geiſt, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürſten waren ſelbſt durch das Intereſſe des Staates aufgefordert, die Wiſſenſchaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur ſehr langſam und anfangs ſchwach, denn die Hinderniſſe waren groß, Kunſt und Sprache ſelbſt verirrt und auf ganz falſchem Wege. Die erſten in Gedanken und Sprache beſſern lyriſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größten Theils noch eben ſo wie ihre Vorgänger im ſiebzehnten auf dieſelbe Gattung galanter Hof- Staats- Feſt- und Gelegenheitsgedichte beſchränkt. Die, welche in der Sprache die ſorgfältigſten waren, Hagedorn und nach ihm Utz, ahmten allzu oft nur franzöſiſche oder engliſche Dichter obſchon nicht unglücklich nach, ſeltener nur ſprachen ſie ſich ſelbſt aus, in Gedichten eigner Erfindung, und in Liedern eignen Gefühls. Diejenigen, welche durch einen höhern Schwung wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit wie Gleim, am meiſten Dichter genannt zu werden verdienen, ſind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entſchieden fehlerhaft. Sehr groß

bleibt dennoch ihr Verdienst, wenn man, was sie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarey zusammen hält, aus dem sie dieselbe wieder herausarbeiten mußten, und sie darnach beurtheilt. Noch größer erscheint dieß Verdienst, wenn man auch die ungünstigen Umstände und Verhältnisse mit erwägt. Einige von jenen ersten Bearbeitern der deutschen Sprache und Dichtkunst starben früh, wie Kleist, dem auch so vielleicht die Palme unter allen gebührt, desgleichen Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen ins bürgerliche und praktische Leben über, ließen sich im Auslande nieder, oder wurden doch sonst zerstreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friederich dem Zweyten erwartete. Man pflegt in den neuesten Zeiten diesen König von Preußen wohl damit zu entschuldigen, daß man sagt, die deutsche Sprache und Gelehrsamkeit seyen, wie er auf den Thron kam, in einem solchen Zustande gewesen, daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn ein so geistvoller Monarch sich mit Ekel und Geringschätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber ist dieß nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutsche Sprache und Geistesbildung zu thun, zu dessen Zeit Klopstock, Winkelmann, Kant, Lessing und neben diesen Geistern von erster Größe, so manche andere verdienstvolle Männer, zum Theil in seinen eignen Staaten gebohren, der Wissenschaft und der Kunst lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von solcher Größe auf einmahl finden, um einen Gelehrten-Verein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab,

den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Metrie, gewiß eben nicht die auserlesensten der französischen Litteratur. Man darf es daher Klopstocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbstgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachläßigung deutscher Kunst und Sprache sich selbst so zu sagen, persönlich beleidigt fand. Er hat dieß bitter empfunden, und oft geahndet, indem er, freylich sehr zu des Königs Nachtheil, denselben in dieser Beziehung mit Caesar zusammenstellt. Zu dessen Zeit ward auch in Rom mehr griechisch, schlecht oder gut geredet und geschrieben, als nur irgend französisch im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Classische Geisteswerke hatte die römische Sprache, einige wenig bekannte Alterthümer ausgenommen, damahls auch eben so wenig, oder doch nicht bessere aufzuweisen, als die neuere deutsche Litteratur vor 1750. Gleichwohl hielt Caesar es der Mühe werth, seiner Sprache die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, ja selbst Forscher und Sprachlehrer in ihr zu seyn. Dadurch ward er der erste Redner seiner Zeit und einer der ersten Schriftsteller in seiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu seyn, noch niemanden gelungen ist. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damahls so allgemein ersehnte deutsche Gelehrten-Verein nicht zu Stande kam. Manches einzelne würde sich glücklicher und schneller entwickelt, dagegen aber die deutsche Litteratur überhaupt vermuthlich einen beschränktern Geist und Umfang, und statt des allgemein deutschen zu sehr einen besondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hätte eine etwas schnellere Entwicklung zu theuer erkauft, mit dem was ihr

bis jetzt noch am meisten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freyheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entschuldigung Friedrichs des Zweyten ausgeht, ist nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünstigung der Wissenschaften überall warten wollen, bis es Schriftsteller in Menge giebt, bis diese durch sich selbst hinlänglich berühmt, und vielleicht schon in ihrer Kraft erschöpft und abgelebt sind; so bleibt ihnen freylich nichts übrig, als die erprobtesten unter den Schriftstellern, die unschädlichsten und invalidesten in einer Art von Verpflegungsanstalt, unter dem Namen einer Akademie der Wissenschaften zusammen zu thun. Wollte man aber den Geist einer Nation wahrhaft bilden und leiten, so müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente sich bemeistern, ihnen freyen Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopstocken ist für seine Person jenes Gefühl um so eher zu verzeihen, da er unstreitig fähig gewesen wäre, nicht bloß in der Dichtkunst, sondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiete der Litteratur einen neuen Geist und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böses Voltaire in Frankreich, eben so vieles und mannichfaltiges Gutes hätte Klopstock nach seinem umfassenden Geiste in Deutschland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopstock stand ganz einsam, und fast allein damahls in der deutschen Welt mit seinem hohen Nationalgefühl,

welches nur von wenigen mitempfunden, von niemanden verstanden ward. Es blieb ihm also nur übrig, es in seiner Poesie nieder zu legen. Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neuern deutschen Litteratur; so außerordentlich und folgenreich ist das Verdienst derselben, besonders in Sprache und Ausdruk, obwohl dieß Gedicht meistens nur dem Nahmen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigstens im Ganzen nie wahrhaft wirksam, in das lebendige Gefühl überging. Der Plan leidet mehr als jeder andre, an denselben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieser Art, und über solche Gegenstände ganz befriedigend hat lösen können. Am glücklichsten ist Klopstock überhaupt als Dichter wohl in den elegischen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Mischung der elegischen Gefühle, weiß er als Meister darzustellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome — und dem Gange seiner Empfindung sich überlassen mag. Selbst für einen der gefallnen Geister, den Abbadona, weiß er das innigste Mitgefühl zu erregen. Es ist aber noch ein anderes Element in seiner Poesie, außer jenem elegischen Gefühle, was oft störend wirkt. Dieses ist die rhetorische Kunst, die ihn bisweilen zu Übertreibungen verleitet; daher er oftmahls in der Prosa mit erzwungener Kürze, Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverständlichkeit abschärft und zuspitzt, in dem epischen Gedicht aber, in den entgegengesetzten Fehler kunstreicher, aber allzulanger Reden sich ergießt. Sind schon im Virgil und Milton die Reden nicht gespart, und oft von ei-

ner beträchtlichen Länge, so trifft der gleiche Vorwurf die Messiade in noch ungleich höherm Maaße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle diese himmlische Personen sich der menschlichen, ja der deutschen Sprache bedienen dürfen, so wird doch niemand sich leicht überreden können, daß diese geistigen Naturen sich so gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen sollten.

Daß nicht bloß die Nation, sondern auch der Dichter selbst unbefriedigt war, und mit sich selbst nicht Eins über das Ganze der Messiade, das kann auch der große Abstand bestätigen, welcher die zweyte Hälfte des Gedichts von der ersten unterscheidet.

Es lag in Klopstocks Geist ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie. Mit mächtiger Hand stellte er gleichsam die äußersten Endpunkte hin zu diesem großen Entwurf, den er freylich nicht ganz ausführen konnte; auf der einen Seite das Christenthum in der Messiade, auf der andern die nordische Mythologie und altgermanische Vorzeit erfassend, als die beyden Hauptelemente aller neuern europäischen Geistesbildung und Dichtkunst. Die nordische Mythologie und Edda fingen dänische Forscher und Dichter damahls schon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienst, woron denn auch Klopstock Theil nahm; nur daß einzelne lyrische Gedichte und abgerissene Anspielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordischen Alterthums bekannte Mythologie, wieder in die lebendige Poesie einzuführen; was nur durch ausgeführte darstellende Werke geschehen kann, wie es die dänischen Dichter thaten.

Von Klopstocks Hermann, nebst dem Messias dem größten seiner Werke, gilt auch was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegischen Gefühls in seiner Poesie schon gesagt worden ist, so wie über den Mißbrauch des rhetorischen Scharfsinns. Als dramatisches Gedicht war es freylich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damahls wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch später, eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Übungen und Versuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetischen. Es waren nur die beyden äußersten Endpunkte der neuen deutschen Poesie, welche Klopstock ergriff und aufstellte; alles was in der Mitte lag zwischen dem Christlichen und Nordischen, und eben aus dieser Vereinigung hervorgegangen ist, war ausgelassen; das ganze Mittelalter, die tausend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den westphälischen Frieden, wenn man diesen, wie billig auch in dieser Hinsicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie ansehen will, wo die Poesie in der Geschichte aufhört. Es fehlte also grade die Region, welche sich jederzeit als die fruchtbarste für die neuere Dichtkunst bewährt hat, und in welcher sie auch, wenn sie einen historischen Gehalt haben, und national seyn soll, nicht eben ganz ausschließend, aber doch vorzüglich verweilen und sich ansiedeln muß. Diese große Lücke, welche Klopstock noch gelassen hatte, auszufüllen, dahin wirkten in jener ersten Zeit ganz besonders zwey Schriftsteller; Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantischen Rittergesang und zog die altdeutschen Reichthümer in dieser Gattung zuerst wieder an das

Licht; doch auf eine Art, die für das erste noch nicht so allgemein wirken konnte. Wielands Poesie ging ganz auf das Romantische, was Klopstock unbearbeitet gelassen hatte. Allerdings hätte ein historisch romantisches Gedicht nach Art des Tasso, wenn auch nicht grade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch sonst irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu diesem Zweck wirken müssen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher fast ohne historischen Boden, mehr zu einem bloßen Spiele der Fantasie nach Arioſts Weise sich eignete. Aber auch so, und ungeachtet aller Unvollkommenheiten und so vieler allzu modernen Einmischungen, war diese Erregung des romantischen Gefühls für die damalige Zeit immer noch alles Lobes werth. Schade nur, daß der Dichter diese Bahn der fröhlichen Wissenschaft der alten Ritterſänger, und überhaupt die Poesie so bald verließ. Dieses ist der größte Vorwurf, welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutsche Arioſt, oder doch der Nebenbuhler des italiänischen hätte werden können, statt dessen es vorzog, der Nachahmer eines Crebillon in Prosa zu seyn; ungeachtet es doch so einleuchtend ist, daß er in dieser, auch was Sprache und Ausdruck betrifft, nie so glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon seinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle seine griechischen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der ersten Generation ist Geßner der eigenthümlichste. Seine Dichtung aber, sich entfernt haltend von aller bestimmten und lokalen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entschiedene Dichtung

und Mythologie, schwebt zu sehr im Unbestimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache ist er sehr lobenswerth, nur daß auch hier, in der sonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bey einer solchen Poesie, sich dieselbe Hinneigung zum Formlosen und Unbestimmten offenbart.

In einer Rücksicht wirkte Klopstocks Lehre und Beyspiel beynahe ungünstig auf die deutsche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden versuchte, war wohl an sich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zustande gänzlicher Verwilderung herauszureissen, sind strenge, kunstreiche auch fremde Formen sehr heilsam, um nur aus dem gewöhnlichen nachläßigen Gange mit einem Mahle, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anstrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch ist der alte Hexameter dem deutschen Ohre schon vertraulich und wenigstens für den äußern Anschein, einheimisch geworden, obwohl dem tieferen Gefühl stets das wesentlich Fremde darin entgegentritt, und bemerklich bleibt. So sehr man indessen die Versuche in fremden Formen als Kunstübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unstreitig viel verdankt; für ein eigenthümlich episches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen seyn; denn hier ist die erste Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Geist sondern auch dem Ohre leicht faßlich sey, und in der Sprache einheimisch, wie von selbst in Gesang übergehe. Bey dem Hexameter tritt noch die besondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freyer und weniger streng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch

eigentlich dadurch ein Fest bereitet werden soll; strebt aber der Dichter dabey nach der höchsten rhythmischen Kunst, so kann dieß besonders in einem längern Gedichte schwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangesetzt würde und selbst die Sprache hier und da Gewalt erleidet. Klopstocks Messiade war freylich schon ihrem Inhalte nach, nicht für die ganz allgemeine Verständlichkeit und Wirkung bestimmt, sondern auf eine kleine Sphäre beschränkt; um so eher ließe sich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entschuldigen.

Gegen die Natur und den Geist der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabey so weit ging, daß er den Reim haßte, ja sogar verbannen wollte, worin ihm seine Absicht jedoch nicht gelungen ist. Eine Gewohnheit überdem, die neun hundert, oder tausend Jahr alt ist, denn so lang war es damahls, daß der Reim in hochdeutscher Sprache geübt ward, und die durch so lange Übung tief eingewurzelt worden in die ganze Structur der Sprache, ist so leicht nicht auszurotten. Auch ist es nicht bloß Gewohnheit, sondern der Reim geht aus dem ursprünglichen Wesen der deutschen Sprache selbst hervor. Klopstock hat geglaubt, die allerältesten deutschen Gedichte und Lieder seyen bloß rhythmisch, und ohne Reim gewesen. Das letzte aber ist nicht gegründet; es ist zwar nicht grade unsre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verse, was darin herrscht. Aber jene unvollkommneren, aber doch sehr regelmäßig bestimmten Anklänge und Reime zwischen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder

am Anfang der Verse; in der Weise, welche in den isländischen und altskandinavischen Gedichten herrscht, und unter dem Nahmen der Alliteration bekannt ist, war in der gesammten germanischen Sprache herrschend, und alle noch vorhandenen altsächsischen Lieder, sowohl die in England als die in Deutschland gedichteten, sind in dieser besondern Art und ältern Form der Reimverse abgefaßt. Der Übergang von dieser Weise zum vollkommenen Reim war sehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutsche Mundarten schon in den frühesten Zeiten ihrer Entwicklung, sich desselben bedienen sehen. Es hängt dieses selbst mit dem noch jetzt geltenden Grundgesetz der deutschen Aussprache und Sprache zusammen. Es besteht dieses von allen Sprachforschern dafür anerkannte Grundgesetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, besonders die Stammsylben ein Gewicht legen, was mit der Bedeutung und Wichtigkeit selbst steigt; wir messen die Sylben nicht, sondern wir wägen sie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verständlichkeit für den Zuhörenden, sondern in das Wort selbst versenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bey diesen als bey der Hauptsache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebensylben einen Werth zu legen. Auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bey den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutschen Aussprache, selbst der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutscher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bey uns nicht Längen oder Kürzen wie bey den Alten, die unter sich für gleich angesehen werden könnten, sondern unter den bedeutenden

Sylben eine gar nicht zu bestimmende Menge von Abstufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieses ist das unübersteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bey der Anwendung der rhythmischen Kunst nach den Grundsätzen der Alten in unsrer Sprache immer nur bey einer unvollkommnen Ähnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um diese zu erreichen, müßte man die Sprache und selbst die Aussprache in ihren innersten Elementen zerstören und zerrütten. Eben dieses Grundgesetz unsrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus, wie die französische, ist der Reim unentbehrlich, schon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Absonderung und Verbindung des Verses; hierbey kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von selbst so zu kommen scheint, sehr in Anschlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen, wird der Reim wie in der italiänischen und spanischen, leicht die Gestalt eines bloß musikalischen Sylben- und Wortspieles annehmen. In der deutschen Sprache, obwohl sie dem Stamm und der Quelle näher und frischer entsprossen, sich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgesetz der Aussprache, jenes Verweilen bey den Wurzellauten und bedeutenden Sylben dahin, die Anklänge zwischen diesen zu bemerken, zu empfinden, zu suchen, und endlich zum Reim zu gestalten. Auf diesem eigenthümlichen Wege gelangte die deutsche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die französische, noch die italiänische, oder spanische Art zu reimen, auf unsre Sprache ganz anwendbar ist,

so ist der Reim selbst doch ihrer Natur gemäß, und wird, so lange sie nur besteht, nie aus ihr verdrängt werden können. Das eigenthümliche Wesen und der rechte Weg der deutschen Verskunst besteht aber darin, daß wir alle fremden Sylbenmaaße, sowohl die alten rhythmischen, als die künstlichen romantischen Reimweisen, als bloße Vorübungen einer biegsameren Bildung, die als solche für ihre Zeit von Nutzen waren, wieder verlassen und zu den einfachen deutschen Versformen zurückkehren. Diese unsre Naturformen liegen aber freylich eben so wenig allein in den fragmentarischen und mehrentheils schon ganz zerstückten Volksweisen, oder in dem bloßen Nachmachen der altdeutschen Versart in den Nibelungen, als in dem gewohnten Reimgange der beliebten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts; sondern sie müssen aus der innersten Natur der deutschen Sprache, so wie sie jetzt entwickelt ist und empfunden wird, selbst hervorgebildet und herausgefühlt werden, je nachdem es das Wesen der lyrischen und epischen Poesie, nach dem höchsten Maaßstabe, in verschiedener und mannichfacher aber doch höchst einfacher Weise erfordert; wie dieß nicht minder von der dramatischen Gattung gilt, welche bey uns ebenfalls zum Reime neigt, ja ihrer durchaus lyrischen Richtung wegen, ihn fast erfordert.

Kehren wir zurück zu dem historischen Faden unsrer Betrachtung, und zu jener frühern Epoche von Klopstock und Wieland, so war es für jene Zeit sehr Recht und löblich, wenn Wieland das Spiel des Reims, wie es in der fröhlichen Wissenschaft der Provenzalen, und in dem alten Ritter- und Minnegesang herrschend war,

auch der deutschen Poesie zu erhalten suchte, und in Schutz nahm gegen den allzu einseitigen Eifer jener feyerlichen Eloahsänger, und ungereimten Bardenschaar, denen Klopstock, zum Theil freylich ohne es zu wollen, das Daseyn gab.

Ihn führte grade sein tieferes Forschen in der Sprache, weil er überall sich selbst Bahn machen wollte, hier und da zur Einseitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung gesichert. Es hätte sich nach so vortrefflichen Vorarbeiten, wie schon für die Sprachforschung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten lassen von einem Werke, welches den ganzen Reichthum der deutschen Rede und Geistesbildung umfassen und über das richtige und rechte Maaß in jedem Ausdruck entscheiden sollte. Indessen bleibt, was Adelung für die Sprache gethan, bey allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewiesen hat, für den gemeinen Gebrauch und den ersten Anfang nicht ohne allen Werth und für seine Zeit nicht ohne Verdienst. Sein Hauptvorurtheil bestand darin, daß er die Reinheit der hochdeutschen Sprache, so wie er sie im Raume sehr eng auf die ehemahlige Markgrafschaft Meißen beschränkt, also auch in der Zeit den echten Geschmack sehr eng umzäumen wollte, auf eine kurze Epoche, die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl schnell entschwundne, aber desto vollkommnere goldne Zeitalter der deutschen Litteratur anpries. Was ihm dabey eigentlich den Stab bricht, das ist seine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftsteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der größte und erste ist, gegen Klop-

ſtock; der nicht bloß als Dichter, der Sprache Meiſter, ſondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forſcher weit tiefer in den Geiſt derſelben eingedrungen war, als Adelung ſelbſt.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigſtens in Rückſicht auf unſre Litteratur, wie geneigt man ſey, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beyſpiel eines Schriftſtellers, aus eben jener ſo beneidenswerth und glücklich erſcheinenden Zeit beſtätigen, der wirklich ſo urtheilte. Gottſched verlegt in einem ſeiner Gedichte dieſe glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des erſten Königs von Preußen. Die Schriftſteller, welche er als die claſſiſchen in dieſer Zeit preiſt, die alſo für die deutſche Litteratur ungefähr das ſeyn ſollten, was Virgil für die römiſche, Corneille und Racine für die franzöſiſche waren, ſind vorzüglich Beſſer, Neukirch und Pietſch. Dieſe jetzt nicht einmahl dem Nahmen nach bekannten Dichter ſind vielleicht auch damahls nicht ſo allgemein bewundert worden, als Gottſcheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch ſo feſt überzeugt, daß mit ihnen der menſchliche Geiſt ſeinen höchſten Gipfel, beſonders aber die deutſche Dichtkunſt ihre Vollendung erreicht habe, daß er meynt, das Zeitalter ſey ſchon etwas im Sinken, und man ſpüre ſchon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geſchmack. Dieß ſchrieb er im Jahre 1751, in demſelben Jahre alſo, wo die erſten Geſänge der Meſſiade erſchienen ſind; mit welcher Erſcheinung mir vielmehr, zwar kein ſolches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufſchwung der deutſchen

Litteratur zu beginnen scheint. Die schon oben genannten, ersten, bessern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopstock bekannt geworden waren, hatten meistens nur Lieder, oder sonst vermischte lyrische Gedichte hervorgebracht. Durch diese kann eine Litteratur, so sehr ihr solche, wenn sie schon übrigens im Wesentlichen reich ist, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerst und allein begründet werden.' Dazu wird ein grosses Nationalwerk reichen Inhalts erfordert, sey es nun geschichtlich, oder ein episches Gedicht, womit eine Litteratur wohl am glücklichsten beginnt. Es ist wahr, daß die deutschen Schriftsteller von der ersten Generation meistens alle eine vorzügliche und sehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zustand das Bedürfniß einer solchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die ersten Anstrengungen auch hierin so wenig mit einem gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erst daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopstock's Ausdruck in der Prosa, dem in seinen Gedichten zu vergleichen ist, oder wie weit Lessing's erste Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von seiner spätern reifen Schreibart abstehen. Selbst für die Sprachentwicklung läßt sich daher schwerlich eine solche Absonderung eines privilegirten Zeitraums in der deutschen Litteratur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von 1750—1800 hindurch, fast von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortrefflich anerkannt werden müssen; ganz fehlerfrey, auch in dieser Hinsicht, möchten wohl gar keine zu finden seyn. Eben so wird man aber überall keinen Mangel haben an

Beyspielen einer nachlässigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von sehr bekannten Schriftstellern.

Es bietet sich eine andre Eintheilung dar, für die deutsche Litteratur, die sich als fruchtbarer bewähren dürfte. So bald man dieselbe in dem genannten, unstreitig sehr fruchtbaren Zeitraume von 1750 — 1800 geschichtlich betrachtet, so kann man allerdings die verschiedenen Generationen der Schriftsteller sehr deutlich unterscheiden. Diesen Unterschied aufzufassen ist um so wichtiger, da eine jede von diesen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, wovon der Grund meistens in dem äußern Verhältnisse und in der Zeit selbst lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenschaften von einem Schriftsteller verlangt, die er in seinen Verhältnissen nicht wohl haben konnte, oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht sowohl ihn, als seine ganze Zeit treffen.

Zu der ersten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erste Wirkungszeit in die funfziger Jahre fällt bis gegen die siebziger. Die wichtigsten Dichter dieser Generation habe ich schon geschildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienst sind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieser Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich noch mit Rücksicht auf unser Österreich, daß der gelehrte Jesuit, Denis, nebst vielen andern Verdiensten sich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, besonders nach Klopstocks ernstem Geschmack, in dem Vaterlande seiner Wahl, dem damahls unter Maria Theresia nach überstandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Kaiserstaate einzuflö-

ren und anzupflanzen; daher denn auch Klopstocks Geist und Kunst, im übrigen Deutschlande größtentheils zu bald vergessen, hier noch längere Zeit zum Vorbilde in den deutschen und dichterischen Studien diente.

Von den Prosaisten gehören zu dieser ersten Generation einige Philosophen, die ich später nennen werde; selbst Kant in Rücksicht auf die Zeit seiner Geburth, die Epoche seiner Bildung und seiner ersten schriftstellerischen Versuche; vorzüglich aber Lessing und Winkelmann. Auch Hamann gehört chronologisch dieser ersten Epoche an; aber mit seinem divinatorischen Tiefsinn, stand er als Einsiedler in der Litteratur und in seiner Zeit da, der seine eigenthümliche religiöse Richtung, schon an sich befremdlich, um so mehr verschlossen und unzugänglich blieb, da ein dunkles Gewand bildlicher Anspielungen seine sibyllinischen Blätter und hieroglyphischen Andeutungen noch mehr umhüllt, deren originellen Geist und Werth erst eine spätere Zeit, wo der deutsche Sinn schon mannichfacher geübt war, mehr verstanden und anerkannt hat.

Die Schriftsteller dieser ersten Generation, tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an sich von der ungünstigen Lage, in welcher die vernachläßigte deutsche Sprache und Kunst sich damahls befand, aus welcher sich beyde erst herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hinderniſſen und Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Wie sehr dieß selbst bey Winkelmann der Fall war, obgleich seine ersten, öffentlichen Versuche schon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit zu weniger Schonung seines Andenkens, durch Bekanntmachung seiner Briefe aufgedeckt. Kant ist die

Spuren und Nachwirkungen dieſes langen, harten, mühſeligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Leſſings Jugendverſuche, beſonders die dichteriſchen, ſind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er gebohren wird, auf eine oder die andre Weiſe zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit verſetzen uns überhaupt, Klopſtock ausgenommen, noch allzuoft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Beſtellung gemachten Carmina. Klopſtock entwickelte ſich als Dichter am freyeſten und ſchnellſten, doch läßt ſich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl ſeiner Werkzeuge und Gegenſtände, in der Anlage ſeines Planes manche Mißgriffe, die ſelbſt die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann, würde vermieden haben, wenn er ſich ſeinen Weg nicht ganz hätte ſelbſt bahnen müſſen, wenn er ſchon große Vorarbeiten und Verſuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor ſich gehabt hätte, in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schriftſteller der erſten Generation, eben dadurch, daß ſie die Erſten waren, nach der damahligen, anfangs ſehr ungünſtigen äußern Lage der deutſchen Litteratur trafen. Aber auf einen ſtarken Geiſt wirkt das Ungünſtige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu deſto größerer Anſpannung und Erhebung der Kraft. Beſonders dahin, daß er dieſe mit ganzem Ernſt deſto mehr concentrirt auf ein hohes Ziel ſeiner Begeiſterung, und ſie ganz auf ein allumfaſſendes Werk ſeines Lebens rich-

tet. Dieſes Concentriren aller Kraft auf Ein großes Ziel, findet ſich außer Klopſtock vorzüglich auch bey Winkelmann, und auf andre Weiſe ſelbſt bey Kant. Späterhin hat ſich unſre Litteratur, beſonders aber die Poeſie vielfältig zu ſehr vereinzelt und leichtſinnig zerſplittert. Durch dieſen Ernſt, durch dieſes hohe Streben ſind denn auch die vorzüglichſten jener erſten Generation die eigentlichen Stifter unſrer neuen deutſchen Litteratur geworden; nebſt Klopſtock und Leſſing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunſtſchönen eine ſo entſchiedene und charakteriſtiſche, vielleicht oft zu ausſchließend vorherrſchende Eigenſchaft derſelben wurde. Es iſt eine bloß künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht, vorzüglich ſeit jener Zeit, ohne daß er ſelbſt die Schuld davon trüge, in der deutſchen Litteratur und Denkweiſe faſt die allein herrſchende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, ſittlich nationale Beziehung oder religiöſe Geſinnung den Vorrang behaupten und das Erſte ſeyn ſollte.

Jene große welthiſtoriſche Erſchütterung, welche wir gewöhnlich mit dem Nahmen der Revoluzion bezeichnen, weil ſie ſich in dieſer dem Zeitalter zuerſt kund gab, hat den deutſchen Geiſt ſeitdem wohl aus ſeiner äſthetiſchen Traumwelt geweckt und auf den Ernſt des wirklichen Daſeyns im Kampfe der Zeit, ſo wie auf den höheren Ernſt des ewigen Glaubens ſtrenge hingewieſen. Aber nur mühſam und Anfangs trübe konnte ſich das reine Licht der wieder erwachten Erkenntniß aus dem Strudel der bewegten Zeit im revolutionären Kampf empor arbeiten und nur

allmählig kann es sich von allen Schlacken befreyen, die ihm noch aus der schlechten Epoche anhängen. Dieser Kampf unsrer Zeit, so wie er sich in dem intellektuellen Gebiet, in der Litteratur und Wissenschaft, insonderheit der Deutschen, gestaltet hat, ist die letzte großer Erscheinung, mit welcher wir die ganze Reihe dieser Betrachtungen sofort beschließen wollen.

Sechszehnte Vorlesung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik, Lessing und Herder; vorherrschende ästhetische Ansicht. Lessing als Philosoph, Denkfreyheit und Aufklärung; Kaiser Joseph der Zweyte. Charakter der dritten Generation, Kantische Philosophie; Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft; Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Litteratur und Begriff der jetzigen Epoche.

Die neudeutsche Litteratur ist einer noch unaufgelösten Dissonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht schwer seyn, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derselben zu suchen sey und worin sie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufstellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuschenden Abwege, die neben demselben vorbey und in die Irre führen, und die Hindernisse, die noch auf dem Wege, welcher der rechte ist, ihm entgegen stehen! Ehe sich an die Auflösung des Problems denken läßt, müssen wir das Problem selbst in seiner ganzen Mannigfaltigkeit auffassen und kennen lernen, und müssen allen den Fäden des noch ziemlich verschlungenen Ganzen folgen, ehe wir hoffen dürfen, diesen gordischen Knoten unserer Litteratur zu lösen.

Dazu sind diese historische Betrachtungen bestimmt, welche je näher wir der jetzigen Zeit rücken, um so weni-

ger bey der Charakteristik des Einzelnen verweilen, um so mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrschenden Geist der Litteratur sich beschränken müssen. Zu einer ganz vollständigen Geschichte der neuern deutschen Litteratur würde es vielleicht noch zu früh seyn. Manches wird erst dann ganz im rechten Lichte erscheinen, wenn alle seine Folgen sich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenstücken, die wichtig seyn würden für die Geschichte deutscher Geistesbildung.

Die vornehmsten Dichter der ersten Generation habe ich schon zu schildern versucht. Von den Philosophen und andern Prosaisten zu reden verschiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit so treu als möglich zu folgen, da die philosophischen Bestrebungen und Ansichten der beyden wichtigsten unter ihnen, Lessings und Kants erst etwas später in die allgemeine Denkart wirksam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwischen Österreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beschlossen worden war, genoß Deutschland auf lange Zeit einer auch für die Wissenschaften und Geistesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar schien es einmahl, als würde diese von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutschland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und seiner Kraft, wenn gleich es der wahren Ursache seines damahligen glücklichen Zustandes sich nicht überall deutlich bewußt war.

Die ersten Stifter der deutschen Litteratur, gereinigten Sprache und Dichtkunst, welche theils noch etwas vor Klopstock, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünstigeren äußern

Lage, die größten Hinderniſſe zu bekämpfen gehabt. Viele derſelben hatten ſie beſiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, ſelbſt ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geiſt nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erſte Stufe, um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweyte Generation deutſcher Dichter und Schriftſteller, deren erſte Entwicklung meiſtens in die ſiebziger Jahre fällt, ſich mit größerer Kühnheit emporſchwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen ſehen. Sie benutzten und erndteten, was die Erſten, die Stifter geſäet hatten. Als Dichter bezeichnen dieſe Epoche, Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es könnten dieſen noch einige andere Nahmen hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder ſpäter, ungefähr in derſelben glücklichen Zeit empor blühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältniſſe nicht zu ſo allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten ſich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialiſchen Kraft prahlten, die ſie eigentlich nicht beſaßen, und dadurch jene Epoche und den Nahmen des Genies ſelbſt, wenn dieß durch den Mißbrauch jemahls möglich wäre, beynahe in üblen Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um ſich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichſten für den Aufſchwung des deutſchen Geiſtes, und wirklich reich war an genialiſcher Kraft, darf man ſich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer erſten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer

Schriften ganz dieſer Epoche angehören; Männer deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutſchland beſchränkt, auch in dem übrigen Europa ſich verbreitet hat. Die Schriftſteller dieſer zweyten Generation ſind wie im Geiſt und der ganzen Art, ſo auch in Sprache und Styl durchaus verſchieden von den vorigen. Ihre Schreibart iſt voll Seele, Feuer und Leben; ſinnreich begeiſtert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft ſehr kunſtvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die ſtrenge Ordnung, das rechte Maaß, fehlen oft, ja ſogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet ſich nicht überall. Dieß gilt ſelbſt von Herder und Johannes Müller, an umfaſſender Kenntniß den reichſten, durch mannigfaltige Übung den gewandteſten jener Epoche. Faſt möchte es alſo ſcheinen, als hätten die Anhänger der erſten Epoche Recht darin, wenn ſie behaupten, die Reinheit der Sprache werde wo nicht ausſchließend, doch in einem höhern Maaße bey jenen erſten deutſchen Schriftſtellern gefunden. Doch iſt auch dieß nicht allgemein gegründet; bey einigen Schriftſtellern, und beſonders Dichtern, bey Voß, Stollberg, in vielen Werken von Goethe, findet ſich dieſe Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit: wie nur irgend bey einem Dichter oder Schriftſteller der erſten Zeit. Bey Voß geht die Sorgfalt für die Sprache ſogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden ſich in einigen der leichtern, der frühern oder der ſpätern Werke von Goethe einzelne Vernachläßigungen, ſo iſt dagegen in ſeinen edelſten Gedichten die Sprache ſo ſchön, als ſie

es im Deutſchen nur ſeyn kann, und zwar mit einer kunſtloſen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopſtock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieſer Schriftſteller und Dichter, die ſich auf der Bahn, welche die erſten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freyer bewegten, ſondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloſer Reinheit und ſchöner Vollkommenheit dargeſtellt. Die Poeſie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte ſich dieſelbe in zwey Partheyen getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopſtock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Muſen und Grazien, von Liebe und Roſen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern ſuchten den Nachhall der alten Bärdenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwiſchen Felſen und Klippen zu ergreifen, oder ſie wandelten mit Elcah unter Wolken, auf Sonnenbeſäeten Himmelsbahnen; und ließen ſie ſich je zur Erde herab, ſo war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Poſaune des Weltgerichts. Zwiſchen dieſen beyden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzuſüßen, halb griechiſchen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, ſtrebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie ſuchten ihre Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als ſeyen ſolch' einzelne, abgeriſſene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige wodurch auch die Dichtkunſt am meiſten wirken, und was ſie vorzüglich leiſten ſolle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, ſuchten ſie alle ſich beſonders anzueig-

nen; wetteiferten bald ihn auch in die deutsche Sprache zu übertragen. Oder sie erweckten auch mancherley Erinnerungen altdeutscher Geschichte, Kunst und Gesangesweise; freylich war nicht immer noch eine genaue umfassende Kenntniß der altdeutschen Geschichte und Denkart, Sprache und Kunstweise mit diesem Streben verbunden. Es waren meistens nur Anklänge, deren mehrere doch an sich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen sehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unübersehlichen Geschlechts von in Blech gekleideten Rittern und Reiterschaaren, welche noch in unsern Tagen die altdeutsche Freyheit und ein edles Faustrecht wenigstens auf der Bühne erhalten. So sehr indessen dieses Werk nicht bloß aus jugendlichem Übermuth, sondern wie mit Absicht, völlig regellos, ja sogar formlos hingeworfen worden, wie unvollkommen selbst die Geschichte des dargestellten Zeitalters darin aufgefaßt seyn mag, es bleibt ein reichhaltiges dichterisches Gemälde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken desselben Dichters, wo er seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunst durch diese neue Richtung vielleicht zu sehr von der hohen Idee, welche Klopstock von ihr aufgestellt hatte, in das Einzelne zerstreut und zersplittert, zu sehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch diesen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausschließend auf die Bühne hingelenkt. Denn allerdings scheint es, als müsse die Bühne bey einer Na-

tion um so glücklicher aufblühen und sich entwickeln, je später dieß geschieht. Vielleicht verdankt selbst die griechische Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil diesem Umstande. Schwerlich kann ein Theater jemahls gedeihen, wenn nicht Litteratur und Poesie besonders die ernsteren Gattungen derselben, schon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geistes- und Kunstbildung fest begründet sind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damahls in Deutschland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine solche Denkart noch nicht. Lessings Kritik trug zufälliger Weise auch dazu bey, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunstrichter, ungeachtet aller Kenntnisse und des großen Scharfsinnes, welchen er besaß, für die deutsche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, ist wohl schwer zu entscheiden. Aus den ungelenken Übersetzungen von Corneille oder Voltaire, gerieth man jetzt in die Diderotsche Gattung der moralischen Familiengemählde, und hielt lange Zeit selbst die Prosa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darstellung; damit um so eher auch die Sprache von allen Banden befreyt, dem formlosen Inhalt entsprechen könnte. Doch das ging vorüber: die Verehrung Shakespears, zu welcher besonders auch Lessing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darstellung als der in den Familiengemählden nach Diderots Art herrschende.

Lessing war als Kunstrichter mehr dazu geeignet, einzelne Punkte in ein helles Licht zu setzen, besonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunst, einem einzelnen Künstler

oder einer gesammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geistesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunstentwicklung anzuweisen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit so zu betrachten und zu bewundern wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch wesentlich zu einer vollständigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunst oder einer Art derselben nach dem Ganzen ihrer Geschichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Wesen einer Kunst, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit solcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Lessings Kritik geht mehr auf die Grundsätze als auf die Charakteristik des Vollkommenen; und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Die Biegsamkeit der Fantasie fehlt ihm, mit welcher Herder sich in die Poesie aller Zeiten und Völker zu versetzen weiß. In der Philosophie der Geschichte ist es eben dieser Sinn für das Poetische in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe sich in ihre individuelle Denk- und Lebensweise zu versetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; selbst als Theologe war es die Poesie der Hebräer, die ihn am meisten anzog. Man könnte ihn den Mythologen unsrer Litteratur nennen, wegen dieses allgemeinen Sinnes für Poesie, dieser Gabe, die alte Sage zu empfinden, sich in alle Gestalten und Hervorbringungen der Fantasie mitempfindend zu versetzen, die selbst einen hohen Grad von Fantasie

voraussetzt. Nur kritische Genauigkeit oder philosophische und religiöse Tiefe darf man von diesem an Geist, Gefühl und Fantasie reichen, aber seiner Naturanlage nach durchaus nur ästhetischen Denker nicht erwarten. Als Kenner und Deuter aller Fantasie, hat er den Sinn für diese, für alte Sage und Mythologie mannichfaltig erregt; den eigentlichen Sinn der Mythologie und alten Symbolik aber wirklich zu erschließen, und die Grundlage des Wahren, der sich wie ein unsichtbarer Faden durch alle diese Bilder und Dichtungen hindurchzieht, wieder hervorzuziehen und gereinigt aus der fabelhaften Umkleidung auszuscheiden, das ist nur durch ein tieferes Verständniß der Philosophie und der Religion möglich, so wie auch nur aus dem einfachen Wesen des Lichtes, das mannichfache Spiel des Farbenbildes in seinen Brechungen erklärt und gedeutet werden kann. Ohne dieses leitende Licht aber führt das Studium der Sage und der Mythologie nur zu einem wissenschaftlichen Fantasieren nach unbestimmten Gefühlen, wozu Herder in dem historischen und philologischen Gebiet, weil er jenen höhern Standpunkt nie erreicht hat, mit seinem in dieser Art einzigen Talent und kunstfühlenden Ahndungssinn, recht eigentlich den Grund gelegt, und den angebohrnen Hang des deutschen Geistes dazu ungemein verstärkt und vorzüglich zur Entwicklung gebracht hat. Wenn er in seiner früheren Zeit auf dem besten Wege war, in der ältesten Offenbarung den Schlüssel aller Philosophie, aller Sage, Überlieferung und Mythologie zu finden, so muß man es um so mehr beklagen und mißbilligen, daß er späterhin dieses Licht wieder ver-

laſſen hat und endlich völlig in den herrſchenden Modegeiſt einer wäſſrigen Aufklärung herabſank.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine faſt über alle Gegenſtände ſich verbreitende künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht immer mehr, ja man kann ſagen ausſchließend herrſchend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutſchen Geiſtes zur Kunſt und Poeſie veranlaßte dieß, ſondern auch die gänzliche Entfernung der meiſten hier ſich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreiſe, mußte dazu beytragen. Es blieb dem deutſchen Geiſte meiſtens nur die Wahl zwiſchen den zwey Wegen der innern, von dem bürgerlichen Leben mehr abgeſonderten, oder doch erſt ſpäter wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künſtleriſchen und der philoſophiſchen. Die erſte war Anfangs überwiegend herrſchend, ſelbſt zum Nachtheil der letztern; indem manche Schriftſteller, weil ſie ihr ganzes Leben, oder doch den größten Theil deſſelben, der Betrachtung der Kunſt, oder der Beſchäftigung mit ihr, und ihren Grundſätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philoſophie, die ſie beſaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieſer Seite wirkſam zu werden. Selbſt in Winkelmann iſt eine ſolche, und zwar ſehr edle Anlage ganz unverkennbar; allen ſeinen hohen Kunſtideen liegt eine platoniſche Begeiſterung zum Grunde, die er an der Quelle geſchöpft hatte und die herrſchende Denkart bey ihm war. Unter allen Arten der Philoſophie ſtimmt dieſe wohl am meiſten mit der Kunſtbetrachtung überein; doch iſt dieſer Platonismus ſo ſtark in ihm, daß er ihn nicht ſelten über alle Kunſtbetrachtung hinausführt. Beſonders in den ſpätern Schriften nimmt

dieſer philoſophiſche Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutſche Philoſophie geweſen wäre, wenn ſie mit einem ſolchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte ſeyn können.

Leſſing legte, da ſein Geiſt die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquariſchen Unterſuchungen, Theater und Kunſtkritik, denen er ſein früheres Leben gewidmet hatte, gleich wie Jugendübungen bey Seite. Die philoſophiſche Erforſchung der Wahrheit ward das Ziel aller ſeiner ſpätern Beſtrebungen, denen er ſich mit einem Ernſt, einer Begeiſterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geſchäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, ſcheint er oft mehr nur wie zum Spiel ſich ſeiner genialiſchen Kraft zu überlaſſen, beſonders gegen ſchwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache ſelbſt, und aus eigner Wahl ſo ernſt geweſen wäre. Wie ſehr es ſeiner Natur auch ein Bedürfniß geweſen ſeyn mochte, ſich in den mannigfaltigſten Kunſt- und Geiſtesmegen zu üben, ſein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philoſophie. Nur daß er darin zu weit über ſeinem Zeitalter ſtand, um allgemein verſtanden zu werden; was um ſo ſchwerer war, da ſeine Philoſophie gar nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es alſo bey ſeiner ganz unſyſtematiſchen Art ſich mitzutheilen, bloß bey gelegentlichen und indirecten Äußerungen und hingeworfenen Zügen und Umriſſen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philoſophen der ältern Schule hatte Sulzer nach damahls herrſchender Art ſein Denken und Forſchen vorzüglich der Kunſt gewidmet; Mendelſohn geſucht,

die allgemeinen Wahrheiten der Religion philoſophiſch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitziſchen Schule, aber doch in Rückſicht ſeiner ganzen Art jener ältern Zeit an. Er widmete ſich beſonders der Moralphiloſophie der Engländer und der Alten; der Erfolg bewies nur, daß eine ſolche bloß auf das Wahrſcheinliche und Annehmliche gegründete und gebildete Moral und Philoſophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß deſſen, was denn eigentlich an ſich wahr und gewiß iſt, dem deutſchen Geiſte nicht genug thun könne. Wielands philoſophiſche Romane trugen dazu bey, unter einem ſokratiſchen Gewande, beſonders unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikuriſch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart; wenigſtens war dieſe etwas allzunachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine paſſende Vorbereitung für die ſchweren und erſchütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorſtanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgeſondert von den übrigen ging Lavater ſeinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit ſeiner Phyſiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erſte weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer verſpottet. Sein philoſophiſcher Tiefſinn iſt faſt gar nicht anerkannt und verſtanden worden; er konnte ihn freylich auch nur in einzelnen Äußerungen kund geben, und nicht zur Methode gelangen, weil ſein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damahligen Schulphiloſophie ſo ganz entfernt war. Er iſt aber meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich dieſe-

nigen nennen möchte, welche den Spuren der verlohrnen Wahrheit unermüdet nachgingen, nach Hamann und nebst Lessing der vortrefflichsten und der merkwürdigsten einer. Diese drey einsamen Denker bilden einen von dem Streit der herrschenden Secten und den Modeformeln der Schule ganz abgesonderten Kreis und eignen Cyklus des angehenden höheren Nachdenkens für sich, in dessen Gange man wohl die ersten, noch wenig entwickelten Keime einer christlichen Philosophie gewahr wird. Hamann stellte das Wort der ältesten Offenbarung, wie ein noch unverstandnes Räthsel hin; eine Stimme, die wenig beachtet ward in der Wüste der allgemeinen Aufklärung. Lavater faßte in seinem tiefen Gemüthe die Geheimnisse des Christenthums zugleich als Lichtpunkte der ideellen Erkenntniß auf. Der dritte welchen wir diesen unbewußten deutschen Spiritualisten und christlichen Originaldenkern beyzählen können, war Lessing, dessen klarer Geist bis zu den eigentlichen entscheidenden Wendepunkten der Offenbarung und Erkenntniß, so wie auch besonders der Überlieferung und der Denkfreyheit durchdrang.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich schrieb, ist von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber ist jener ausführliche Angriff desselben auf die geoffenbarte Religion in seinen Folgen geworden; welchen Lessing, eben weil er mit Ernst in die Untersuchung, und auch in das Historische, wenigstens mit dem Willen gründlich zu seyn, einging, glaubte bekannt machen zu müssen; in der Überzeugung, es sey die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verschweigen, sondern hervor-

zuziehen, damit sie desto besser beantwortet werden, und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Lessings Philosophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damahls die Philosophie noch von Descartes und Locke her befangen war, und sich unnütz abarbeitete, hatten kein Interesse für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menschengeschlechts und in den Freymaurergesprächen, wie in allen seinen philosophischen Streitschriften Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenstände der höhern Philosophie viel näher angehen, welche aber den damahligen Denkern fast ganz aus ihrem Gesichtskreise entschwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philosophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachsen. Leibnitz war unter den Naheſtehenden fast der einzige, der ihn noch berührte, und er sah ihn in einem weiten Abstande von seinen damahligen Nachfolgern. Um so mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinosa damit verband. Wenn jede Metaphysik seicht zu nennen ist, welche diesen größten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu widerlegen weiß, sondern ihn umgehen und ignoriren möchte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß Lessing auf seine Art tiefer, wenn gleich nicht so systematisch als Kant in das Innere der Philosophie eingedrungen ist. Wäre sein Leben nicht so frühzeitig geendet, wäre er überhaupt sparsamer mit seiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derselben gewesen, so würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt seyn. Die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Lessings freyer und kühner Geist dazu fort-

dauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah. Lessing äußerte seine eigentlichen philosophischen Gedanken fast gar nicht öffentlich; alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf, als eine allen Ausdruck übersteigende Paradoxie. Ein Spinozist aber, wie man nach Lessings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in so fern ein Denker sich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu widerlegen im Stande ist, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Übergang zur Wahrheit werden soll. Der entscheidende Beweis dafür ist, daß Lessing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen besondern Lieblingsmeinungen scheint diese besonders tief bey ihm gewurzelt zu haben. Diese Meinung aber ist mit Spinoza's System ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine persönliche Fortdauer derselben nach diesem System Statt findet. Vielmehr scheint aus diesem Umstande deutlich hervorzugehen, daß Lessing überhaupt zu der ältern orientalischen Philosophie sich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß also denen fast Recht geben, welche glauben, daß man sich vor der Schwärmerey gar nicht sorgfältig und ängstlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all sein Wissen, noch Lessingen sein heller Verstand ganz vor dem bewahren konnte, was jenen Leuten für Schwärmerey gilt, so muß es auf einer gewissen Höhe schwer seyn, es zu vermeiden.

Doch von dieser heimlichen Schwärmerey des geistvollen Forschers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Desto mächtiger und allgemeiner wirkten

seine Zweifel und das Beyspiel seiner Kühnheit; und so arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er so entschieden abgeneigt war, und die er so oft bekämpft hatte. Lessing hat in einem gewissen Sinne das beschlossen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutschen Protestantismus als kritischer Forscher bis zu Ende durchgeführt, und dadurch zu jener noch gegenwärtig obwaltenden Krisis gebracht; wie Fichte in der neuern Epoche von einer andern Seite, als wissenschaftlicher Selbstdenker nach dem protestantischen Princip der Freyheit, oder als unbedingter Idealist und vollendeter Protestant jenen Gipfel erreicht hat, der auf diesem Wege nun nicht weiter überschritten werden konnte, von welchem aus daher auch ein neuer Umschwung des Geistes in entgegengesetzter Richtung, eine Rückkehr aus dem selbstgemachten Abgrunde des unbedingten Denkens, zur Erkenntniß der Offenbarung oder des göttlichen Positiven ganz natürlich eintrat, obgleich unter stetem Widerstreit, und vielerley täuschenden Überbleibseln des alten Irrthums, und mit häufigem Rückfall in denselben. Als bestimmtes System und geschlossene Parthey konnte der Protestantismus in Deutschland, bey dieser unbedingten Denkfreyheit, und nach der von Lessing herbeygeführten Krisis, wie es sich bald kund gab, nicht länger bestehen, weder in der Religion noch in der Wissenschaft. Die Wissenschaft hat sich, seit Fichte den Protestantismus in derselben oder die freye Selbstdenkerey bis auf den höchsten Gipfel des Idealismus gesteigert hatte, und dieses Wagestück den Geist unbefriedigt ließ, wieder mehr und mehr dem Gegebnen und Positiven der Natur, Geschichte und Offenbarung zu-

Fichte

gewandt, obwohl mehrentheils noch in trüber Mischung und Beymischung mannichfaltigen Irrthums. Im Glauben aber ist seit jener von Lessing herbeygeführten Krisis das unbestimmte, innere Christenthum und eine durchaus bloß individuelle Gefühls-Religion bey den fromm gesinnten Protestanten an die Stelle des alten nicht mehr recht haltbaren Systems getreten. Lessingen selbst hatte die hohe Kühnheit seines Forschergeistes zurückgeführt zum Glauben an die älteste Philosophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche.

Zunächst hatte also Lessing in dem ganzen protestantischen Deutschland unstreitig eine auflösende Wirkung. Ob diese gänzliche Auflösung der bis dahin geltenden Denkart und des protestantischen Glaubens vielleicht späterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerstört werden sollten, um ein desto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derselben, eine Rückkehr zu ihr, auf Überzeugung und eigenes Gefühl gegründet, herbey zu führen, das ist eine andre Frage, über welche erst die Zukunft entscheiden kann und hoffentlich bejahend entscheiden wird. Die nächsten Wirkungen waren von sehr gemischter Natur. Die aufgestellte und anerkannte Denkfreyheit ward weniger zum Aufbauen, zu wissenschaftlichen Entdeckungen und Untersuchungen als zum Zerstören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einschmeichelnden Nahmen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Losung. Dieß geschah auch unstreitig in vielen Dingen von geringerer Wichtigkeit, die eine leichte Entscheidung gestatten. Für die höhern Angelegenheiten und Überzeugungen fehlte es ganz

an einem festen Maaßstabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterscheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Losungsworte getrieben, wie verschiedene Dinge darunter bezweckt und verstanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn, Denkfreyheit und Aufklärung bey dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philosophen Lessing, und welch einen ganz andern, etwa bey Basedow, Nikolai oder Weißhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders Denkenden selbst oft sehr unduldsam waren, ist schon erinnert worden. Doch das ist wohl mehr für eine sich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des so leicht mit sich selbst in Widerspruch gerathenden menschlichen Geistes zu halten, als gerade jenen ausschließend zum Vorwurf zu machen. Traten selbst Zweifelsucht, Unglauben und entschiedene Abneigung gegen die Religion in Deutschland ungleich bescheidner und weniger kühn auf als in Frankreich, oder bey einzelnen Individuen in England, so trug eben diese gemäßigte, der Vernunft schmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht so gradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bey, die Denkart selbst desto schneller und allgemeiner zu verbreiten. Unter den Schriftstellern, welche nicht mit dem Strome der öffentlichen Meynung gingen, sondern als christliche Denker im Stillen gewirkt haben, sind aus jener älteren Epoche vorzüglich Jung Stilling und Stark bemerkenswerth; von denen der erste auf dem Wege des innern Christenthums unter den Protestanten vielfältig einen tieferen religiösen Sinn und auch

im Einzelnen freyere Ansichten erweckt, der andre aber in seinen Schriften seine Überzeugung für den katholischen Glauben in voller Klarheit ausgesprochen hat. Gern reihen wir diesen beyden geistbegabten Männern noch den liebenswürdigen Claudius an, der in dem heitern Gewande kindlicher Volksschriften, was er von den Geheimnißen des Christenthums mit tiefem Sinn erkannt hatte, so klar in die Gemüther zu bringen wußte.

Wir wenden jetzt noch einen Blick auf die äußern Verhältnisse der intellektuellen Entwicklung in jener Epoche. Auch die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohlstand von Deutschland war so wie der Entwicklung der allgemeinen Geistesbildung, so auch der Verbreitung einer neuen Denkart sehr günstig. Ungeachtet die Wissenschaften und Künste sich nicht überall einer positiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, so mußte doch das Selbstgefühl überhaupt schon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutschland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und nach derselben mehr wahrhaft große Regenten besaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Theresia, waren auf verschiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; noch größern Erwartungen wuchs Kaiser Joseph dem mütterlichen Thron zur Seite entgegen. Er entsprach diesen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rücksicht der deutschen Kunst- und Geistesbildung schlug die Hoffnung des patriotischen Klopstock abermahls fehl. Als Beherrscher so vieler und großer nichtdeutscher Länder wäre Kaiser Joseph vielleicht mehr berufen gewesen, ein großes wissenschaftliches Institut für ganz Europa, als für Deutschland insbesondere zu stiften. Dieses zu thun, wäre

gewiß selbst dem Interesse seines Staats angemessen, und würde besonders auch für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von sehr entscheidendem Einfluß gewesen seyn. Es unterblieb, oder geschah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geschehen können, weil der Kaiser vorzüglich nur die praktische Seite der Wissenschaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringschätzung gegen dieselbe, daß er vielmehr einige praktische Theorien damahliger Zeit im Fache der Gesetzgebung, Justiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meistens nur als Hypotheſen noch erkannt werden und ein Interesse haben, weit über ihren wahren Werth schätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktische Ansicht der Wissenschaft auch seyn mag, so darf doch das Beyspiel dieses ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtschnur dienen. Denn, wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt ist, daß der Geist und die Geistesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder wichtig ist, als die physische Macht und der äußere Ruhm und Glanz, so muß alles was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben scheint, schon an und für sich als äußerst wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neudeutschen Litteratur, deren Charakter von den vorhergehenden sehr auffallend verschieden ist. Den allgemeinen Charakter dieser verschiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutschen Litteratur sich deutlich vor Augen zu stellen, das ist das sicherste Mittel, manche

ſonſt ſtörende Widerſprüche zu lö en, und manche ſtreitende Meinungen in Übereinſtimmung zu bringen, wo die letztern nähmlich auf Mißverſtändniſſen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer weſentlichen Grundverſchiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrſchende Geiſt derjenigen Epoche, in welcher die erſte Entwicklungs- und Bildungszeit eines Schriftſtellers fällt, beſtimmt oftmahls den Charakter deſſelben, und beyrt in jedem Fall einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrſchende Zeitgeiſt haben hier allerdings auch auf die deutſche Litteratur einen ſehr merklichen und entſcheidenden Einfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftſteller, ſondern auch auf das Publikum. Früherhin beſtand das Publikum der deutſchen Dichter und Schriftſteller faſt nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunſtfreunden und zerſtreuten Dilettanten. So war es, wie Klopſtock und ſeine Zeitgenoſſen anfingen, und nur langſam war dieß kleine Häuflein deutſcher Kunſtfreunde angewachſen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Leſen außerordentlich zu, von dem politiſchen Gebiete verbreitete es ſich bald auch über das philoſophiſche, und jedes andre litterariſche. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden iſt, welchen ſchädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und ſelbſt wenn man lebhafter als ſonſt Parthey nahm, war es ein Gewinn für

den Geiſt, der ſich oft im Kampf am beſten entwickelt. Sollte ich dieſe Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, miſsverſtanden zu werden, ſo würde ich ſie die revolutionäre nennen, wenn es anders erlaubt iſt, ein ſolches Wort in einem zwar gültigen, aber doch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutſchen Schriftſtellern zum Ruhme nachgeſagt werden, daß wenigſtens die erſten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratiſchen Schwindel der erſten Revolutionsjahre ganz frey und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur den einzigen Forſter zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch ſich ſelbſt getäuſcht, in dieſem Strudel für die Welt und für die Litteratur verlohren ging. Wenn einige der Beſſern nicht ganz frey blieben von den trügeriſchen Hoffnungen jener Zeit, ſo ward ihre Rechtlichkeit bald inne, daß ſie getäuſcht waren, und ſie erſetzten reichlich den vorübergehenden Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung alſo vielmehr in dem Sinne, wie man treffend geſagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geſchrieben. Dieß iſt ſo zu verſtehen, daß er darum die Erſchütterungen des Zeitalters mit ſo hinreißender Beredſamkeit geſchildert hat, weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorſtehenden Kampfs, und ergriffen davon, ſelbſt in einen Zuſtand des Kampfs und der innern Erſchütterung gerieth. Dieſer Zuſtand des äußern nicht bloß, ſondern noch vielmehr des innern Kampfs iſt, was ich als das Unterſcheidende und Charakteriſtiſche der Dichter und Schriftſteller dieſer dritten Generation betrachte.

Ich darf um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftsteller und Dichter dieser Generation nennen, dessen reiche Laufbahn schon vollendet vor uns liegt. Wir sehen Schillern in seinen ersten leidenschaftlichen Jugendwerken durchgehends in dem gewaltsamsten Zustand eines solchen innern Kampfs; wir sehen ihn sogar erfüllt von jenen schwärmerischen Hoffnungen, von jener kühnen Opposition gegen alles Bestehende, welche der Revolution vorangingen. In einigen seiner Jugendgedichte sprechen sich die leidenschaftlichsten Zweifel aus; ein Unglauben, der aber bey solchem hohen Ernst und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiste nicht sowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein so tief erschütterndes Bedürfniß und ein so mächtiger Drang nach Wahrheit in einer starken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltsame Übergänge sehen wir später in Schillers reifer Laufbahn; welchen steten Kampf mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eignen Kunst! Rastlos in sich und unruhig umhergeschleudert, sehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erschütterung des Zeitalters ganz ergriffen und sie mitempfindend. Dieses ist es, was ich unter jenem Beywort verstanden wünschte, und was ich im größern oder geringern Maaße bey allen ausgezeichneten Schriftstellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialischen Schriftsteller der zweyten Generation lebten in einer uns fast sonderbar erscheinenden Sorglosigkeit, da wir jetzt gewohnt sind, selbst die ersten Symptome der herannahenden Gefahren und Er-

ſchätterungen ſchon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politiſchen Verhältniſſe und Begebenheiten nicht nur, ſondern ſogar um die ganze übrige und äußere Welt, nur ſich und ihrer Kunſt lebend, und ſich ihrer genialiſchen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, deſſen Geiſt ganz auf dieſe Gegenſtände gerichtet, von der einſamen Höhe ſeiner Alpen freylich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen mußte, als die unten im friedlichen Thal oder im rohen Gewirre der Städte wohnenden. Statt jener künſtleriſchen, glücklichen Sorgloſigkeit ſehen wir die Schriftſteller der ſpätern Generation, aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen; ſich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigſten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weiſe ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders iſt der bekannteſte, unentbehrlichſte und fruchtbarſte aller Schriftſteller des Zeitalters, dieſem ſo zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die ſchwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu faſſen, und ſich derſelben ganz zu bemeiſtern wußte? Ein Schriftſteller der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erſcheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geſchmacks in der jetzigen. Das gerade entgegenſtehende Extrem von dieſer Benutzung der ſchwachen Seite des Zeitalters, bietet uns ein berühmter Philoſoph dar, der in ſeinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu ſetzen und das Zeitalter völlig umzukehren.

Will man noch ein anderes Beyspiel von einem Verhältniß des Schriftstellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwischen jener Schmeicheley gegen die Schwächen desselben, und diesem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkühr neu gestalten und auf den Kopf stellen zu wollen, so erinnere man sich an jenen humoristischen Lieblingsschriftsteller der Nation, der es eben dadurch ist, daß er den ganzen Reichthum eines so verwickelten Zeitalters, alle Dissonanzen und Anklänge desselben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in einer so dissonanzvollen, gemischten, buntscheckigen Schreibart zum Vorschein bringt, wie das Zeitalter selbst bey seinem Reichthum in seiner chaotischen Beschaffenheit sich darstellt.

Die Fehler, welche den in die geistige Revolution mit eingreifenden Schriftstellern, schon als solchen eigen sind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die so energisch in Kunst und Wissenschaft eingewirkt haben, wie Schiller, Fichte und andre, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit bestanden, und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, diese ihre Geisteskraft und ein wesentliches Verdienst nicht abgesprochen und verkannt werden.

Andre wandten sich weg von dem unmittelbaren Anblick dieses chaotischen Zustandes der jetzigen Menschheit, sich in das Gebiet der Fantasie flüchtend, und in ihren Spielen sich ergötzend, oder sich in die Arme der Natur werfend, und der von dem Zustande des Menschen ganz getrennten Betrachtung und Wissenschaft derselben. Noch

andre Suchende ergriffen mit Begeisterung das Große der vergangenen Zeiten, sich ganz in sie versenkend und da die Auflösung hoffend für das Räthsel der unsrigen. Viele der Edelsten, wandten sich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wissenschaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter fast fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Christenthum. Es hat auch auf diesem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverständnissen; am meisten aber gebricht es noch an dem nöthigen Muth und an der Entschiedenheit des Charakters um die im Innern schon erkannte Wahrheit nun auch durch die That zu ergreifen und im Leben offen zu bekennen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht, und auch in uns selbst fehlte, nur auf diesem Wege gefunden werden könne, das wird jetzt kaum irgend jemand von den besser Gesinnten noch in Abrede seyn. Die Eintracht aber zwischen denen, welche den Glauben wiedergefunden haben, und das Christenthum erkennen und lieben unter den Protestanten, oder die es suchen und sich ihm annähern unter den Philosophen, mit denen, welche dabey vor allem an dem katholischen Mittelpunkt fest halten, der jene Bestrebungen erst sicher begründet, und zur vollen Klarheit hindurchführt, wird sich auf höherem Wege immer sichtbarer entwickeln; indem jedes Große, was Epoche macht, in dem Laufe der Zeiten, nur durch ein gleichmäßiges Hervorbrechen vieler individuellen Kräfte sich entfaltet.

Weiter läßt sich das Gemählde nicht wohl fortführen, da es schwer ist, eine Zeit zu schildern, der man selbst angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird, in irgend einem Gebiete der menschlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie

der geiſtigen, ſo wird, je mehr der Kampf ſich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft; oder ſollte auch ein Theil an und für ſich entſchieden Unrecht haben, ſo wird doch wahrſcheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommen Recht hat, abgeſehen davon und für ſich ſelbſt, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts ſchuldig ſeyn. Dieß bringt der allgemeine chaotiſche Zuſtand ſo mit ſich. Sieht man aber auf die Kunſt und die Entfaltung des Geiſtes in ſeinen Werken, ſo gehen wohl aus dem höchſten innern Kampf plötzlich die vortrefflichſten Werke hervor, oft aber auch ſind es nur Geburten eben dieſes innern Kampfes. Man erinnere ſich an den weiten Abſtand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenſtein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen iſt harmoniſche Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geiſtigen Kampfes, ſo lange er noch dauert; wohl aber iſt er, einen großen Gedanken-Reichthum zu entwickeln, geeignet. Dieſer Ideenreichthum iſt der eigentlich unterſcheidende Vorzug der geſchilderten dritten Epoche der deutſchen Litteratur, der auch von den andern Nationen ſchon am meiſten anerkannt wird. Doch würden ſich allerdings auch aus dieſer Zeit einzelne Werke anführen laſſen, die als ſolche nicht bloß kunſtreich vollendet, ſondern von harmoniſchem Gefühl beſeelt, und auch in der Sprache ſchön ſind. Im Ganzen aber iſt der fragmentariſche Ideenreichthum vorwaltend in unſrer Epoche; die harmoniſche Vollendung bildet die ſeltneren Ausnahmen.

Wie ſehr man nun auch der Meinung ſeyn mag, daß über dieſen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unſe-

1788 - 1802

ver Litteratur eine Art von Amneſtie ausgeſprochen werden müſſe, deren alle Partheyen bedürfen; wie ſehr man in Rückſicht der Kunſt, des Schönen und der Sprache, den größten und glücklichſten Dichtern der erſten und der zweyten Generation den Vorzug geben mag: in Rückſicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieſen Zeitraum ſehr merkwürdig, und weſſen Bildung und Entwicklung in dieſe Zeit von 1788 — 1802 fiel, der wird ſie ungeachtet jener nachtheiligen Verhältniſſe nicht leicht aufgeben, oder mit einer andern vertauſchen wollen.

Am entſchiedenſten wirkte in dieſer Zeit die Kantiſche Philoſophie. Daß dieſelbe für die Denkart, und für den Glauben ſchädlich geweſen ſey, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieſer war ohnehin ſchon von andern Seiten her in ſeinem innerſten Grunde erſchüttert. Wurden ja bey einigen die Zweifel vermehrt, oder erſt rege gemacht, ſo führten dieſe Zweifel von der ernſten und tiefen Art ihre Heilung ſchon ſelbſt mit ſich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des ſogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannichfaltige Veranlaſſungen in der Kantiſchen Philoſophie zerſtreut, von wo aus ein ernſtlich Suchender auf eine oder die andre Art die höhere Überzeugung, wenn er ſie verlohren hatte, oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch ſich ihr wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch ſelbſt in Deutſchland die Philoſophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten; ſo wird man finden, daß die Kantiſche Philoſophie in dieſer Hinſicht eher wohlthätig gewirkt, wenigſtens einigen als Über-

gang gedient hat zur Wahrheit, oder doch als erster Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freylich war es, daß die Kantische Philosophie so bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, so wie auch die Barbarey in der Sprache. Kants eigener Styl hat Stellenweise ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philosophischen Scharfsinn auch Geist und Witz. Aber im Ganzen, und besonders im Periodenbau, trägt seine Schreibart überall die Spuren seines mühselig nach der Wahrheit ringenden, zwischen Zweifeln umherschwankenden Geistes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat sich jene Barbarey und philosophische Chiffernsprache größtentheils wieder ganz verlohren; nur bey wenigen unter den ausgezeichneten Schriftstellern werden aus Vernachläßigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philosophische Schriften der spätern Zeit ließen sich anführen, die in der Sprache tadelfrey sind.

Kant

In Kants Philosophie finden sich noch viele von den Mängeln seiner Vorgänger im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben so todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitzischen, beginnt er, schlägt sich dann immer zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie fast alle Philosophen seit Descartes, und giebt sich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil diese aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufschluß geben kann, so baut er, auf eine Art die der Weise der engländischen Philosophen nicht unähnlich ist, nun aus den Bruchstücken der zerstörten Vernunft-Erkenntniß jenen Vernunftglauben zusammen, der aber

noch allzuviel von der Art eben dieſer erſt von ihm ſelbſt ſo gewaltig angegriffenen Vernunft mit ſich führt, um an ſich ſelbſt recht glauben zu können; daher er dann auch bey andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kants Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktiſche Vernunft in dieſem Gebiete haben ſoll, vorzüglich entwickelt; beweiſt aber in einem noch höhern Maaße, als das Beyſpiel der Stoiker, welch ein ſtarres Weſen eine aus der praktiſchen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menſchen ungenügend, ſondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz conſequent durchgeführt würde, auf die ſeltſamſten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieſer ſtarren Kantiſchen Sittenlehre iſt man bald zurückgekommen.

Das Größte was Kant geleiſtet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in ſich ſelbſt ſtreitend und an und für ſich leer und ohne Inhalt, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiete derſelben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch ſie zu erreichen, alſo nicht möglich ſey. Statt aber nun anzuerkennen, daß dieſe nur durch innere Wahrnehmung und göttliche Offenbarung erlangt werde, daß die höhere Philoſophie eine Erfahrungswiſſenſchaft ſey, ſtatt der Vernunft auch hier im Gebiete der überſinnlichen Erfahrung dieſelbe zweyte, ordnende und dienende Stelle anzuweiſen, ſtellte er ſtatt deſſen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht anſte-

henden Maske des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er sich jener einfachen alten Annahme gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung und des erleuchteten Glaubens durch den Geist der Kritik, mittelst einer, wie im Gebiete der Erfahrung den gegebnen Thatsachen derselben, so auch hier dem Lichte der Offenbarung dienenden Vernunft zur wissenschaftlichen Bahn geebnet, so hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Physik, dasselbe für die Philosophie werden können, um sie statt der eitlen Wortstreitigkeiten zu einer sichern, lebendigen Erfahrungswissenschaft zu erheben, oder, vielmehr wiederherzustellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Übersinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In diesem todten und verkehrten Denken war er ganz befangen und verwickelt, und so blieb ihm denn nichts als jener gezwungene Ausweg eines erkünstelten Glaubens; weil er zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig schwankend, zu keiner Wahl und Entscheidung kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder alles aus dem eignen Ich herleitend, oder eben so entschieden die äußere Welt und unendliche Natur-Kraft ergreifend. Die angebliche reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerstören wollen, erstand also unter einer doppelten Gestalt wieder auf, als Kunstwerk der Ichheit, und als unbedingte Weltwissenschaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelassen, sondern auch in der Aufdeckung des innern Widerstreits, der innern Leerheit der

von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrschaft bekämpften Vernunft, nicht auf den letzten Grund und bis zu dem ersten Ursprung des Uebels gekommen war. Wenn sich Jakobi nun gegen den leeren Vernunftglauben eben so entschieden erklärte, als gegen die absolute Naturvergötterung, welche jedoch den bessern Naturphilosophen mit Recht nicht beygemessen werden darf, so muß man ihm darin vollkommen beystimmen. Indessen aber bleibt seine innere Offenbarung des Gewissens oder des sittlichen Gefühls ohne festen und klaren Glauben, da er nie zu dem göttlichen Positiven des Christenthums hat durchdringen können oder wollen, eben so ungenügend; und es bildet dieser skeptische Zustand des individuellen Gefühls, des schwankenden Willens und an sich selbst ungewissen Gewissens nur den Gegensatz und die andere Hälfte zu Kants skeptischer Verstandesansicht, ohne eine bessere Auflösung zu gewähren. Diese beyden Theorieen des Zweifels und Nichtwissens bilden zusammen mit dem System der ideellen Vernunft von Fichte und des dynamischen Spiels mit dem absoluten Seyn, oder dem wissenschaftlichen Fantasieren der gewöhnlichen, nicht durch christliche Offenbarung erleuchteten Naturphilosophie, einen vollständigen Cyklus jenes vierfachen Scheins, welcher je nach den vier Elementarkräften desselben, aus dem todten, abstracten Bewußtseyn hervorgeht, und sich nach Zeit und Umständen in den mannichfachsten Formen immer neu und anders gestaltet, obwohl im Wesentlichen und Innern der Ansicht, der Irrthum immer der nämliche und der alte bleibt.

Alle diese Hauptformen des Irrthums, welche aus der Kantischen Philosophie hervorgingen, hier noch wei-

ter zu verfolgen, und die gegenwärtige Entwicklung der deutschen Philosophie ausführlich darzustellen, liegt außer den Gränzen dieses Entwurfes. Lebende Dichter, wo eine Reihe von vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen stellt, können eher mit aufgenommen werden in das geschichtliche Gemählde der neuesten Zeit. Nicht so die Philosophen, deren Denkart sich stets anders entwickelt, deren System noch im Werden begriffen ist. Ich will hier also nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bey einem so tiefen Forschen, als seit Kant in Deutschland rege geworden, bey einer solchen Kenntniß der ältern Philosophie, wozu wir wenigstens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollständiger und besser als andre Nationen besitzen, von jedem Irrthum der Übergänge zur Rückkehr und Wahrheit, viele gegeben sind; dieß findet bey spekulativen Irrthümern um so leichter Statt, je mehr dieselben entschieden und vollendet auftreten. Nachdem nun das ganze System der wesentlichen Irrthümer, nach allen vier Seiten des falschen und zersplitterten Bewußtseyns durch die genannten großen Talente vollständig und erschöpfend ausgeführt da stand, und in gegenseitiger Zerstörung über sich selbst das Gericht ergehen ließ; so war wenigstens freyer Raum gewonnen und wohl in der langen, alten Irrung selbst ein hinreichender Anlaß zum Anfang eines andern und lebendigen Denkens, um Gott und die göttlichen Dinge im Geist und in der Wahrheit zu erkennen. Eine solche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen schon ganz entschieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beyspiel anführen, was Statt vieler gelten kann, so würde ich mei-

nen verewigten Freund Hardenberg oder Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerst betreten, und zur festen Bahn auch für andere geebnet hätte, sondern weil seine hinterlassenen Gedanken, Bruchstücke und Dichtungen des guten Saamens so vielen enthalten, und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen, die doch alle hinführen zu dem Einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde, und mit der schönsten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit seines Glaubens entfaltet, die nicht bloß seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geiste und seinem Talente eine höhere Entwicklung, und ganz neue Kräfte gegeben hat. Es sind noch manche ehrenwerthe Männer von ausgezeichneten Talenten in gleicher Weise, als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geistesfülle auf dem Wege der Philosophie besitzt wie Hardenberg, oder eine solche Festigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion, mit dieser Gabe der würdevollen Darstellung, wie Stollberg. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und es läßt sich mit Grund hoffen, die Rückkehr werde ganz allgemein Statt finden, und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie nicht mehr als eine Zerstörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerin und Dollmetscherin derselben wird betrachten dürfen. Es ist ein vergebliches Bemühen, die Secte der Kantianer, in neuer Gestalt wieder hervor rufen zu wollen; die Zeit des leeren Formelwesens ist vorüber. Fichte und

Jakobi haben immer nur einzelne Anhänger gezählt und konnten der Natur ihres Systems nach, nie eine eigentliche Secte bilden; das eine oder das andre in erneuter Form noch festhalten zu wollen, würde eben so vergeblich seyn. Als vorübergehende Irrthümer sind sie verschwunden oder haben den einzelnen Höherstrebenden nur als Stufe und Übergang in der Aufsuchung der Wahrheit gedient. Auch unter den Naturphilosophen geht jeder schon mehrentheils seine eignen Wege, so daß sie kaum noch als Secte zählen können; das leere Formelspiel mit dem Absoluten verliehrt sich allmählig vor der Fülle des Positiven, so wie dieses aus den Geheimnißen der Natur und aus den Tiefen der Offenbarung immer lichter hervortritt. Die Anerkenntniß der letzteren und das Verständniß des Christenthums wird immer allgemeiner vorherrschendes Bedürfniß, so daß es bey mehreren nur noch weniger Schritte bedarf, um alle trüben Beymischungen aus dem früheren System vollends abzuwerfen. Man unterscheide nur jederzeit die Person von der Sache und die immer verworrene Menge von den einzelnen Höheren, und das Außenwerk des Systems von den einzelnen Lichtblicken im Geiste der letzteren. Vor allen aber hüte man sich, wenn auch die deutsche Philosophie zum Theil noch in wesentlichen Irrthümern befangen seyn sollte, deßhalb auf die Philosophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falsche Philosophie kann nur durch die wahre aufgehoben und ersetzt werden. Diese muß also nothwendig mitwirken zu der Wiederherstellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters. Sie alle, welche sich dem Zeugniß der Wahrheit, sey es im katholischen Glauben, oder

in der christlichen Philosophie oder in beyden, gewidmet haben, sind nur einzelne Atome einer höhern Zukunft. Aber wer könnte es noch länger verkennen wollen, daß die große Wiedervereinigung zuerst im Glauben selbst, und dann auch die andre nicht minder wichtige, des Wissens und des Glaubens, eben da Statt finden und vollzogen werden soll und wird, wo der Zwiespalt angefangen hat?

Ich wende mich zurück zu den Dichtern, mich nur noch auf wenige Bemerkungen beschränkend. Erst in dem jetzigen spätern Zeitraume, wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichste anerkannt, was wir in unsrer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweyte Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor allen andern. In einem Stücke jedoch könnte sein Beyspiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein andrer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber darüber urtheilen, welche Wahl die glücklichere gewesen, wenn man diese künstlichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachstehen, wenn wir beyde Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen sich verbreiten! Oder ist es erlaubt Werke

von verschiedener äußerer Art, bey ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwicklung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Wahlverwandschaften mit dem Tasso. Oder sieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im Faust der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten Werke, Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bey der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. Willig folgen wir, so oft sein Lied vom Orient oder vom Occident her ertönt, dem magischen Greif, unwiderstehlich fortgezogen in seine Zauberssphäre; während wir in seinen Prosa-Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziel gelangten großen Natur erblicken.

Manche zweifeln, ob er an und für sich zum dramatischen Dichter eigentlich bestimmt und gebohren sey; oder ob nicht die Ruhe seiner mahlerischen Darstellung, selbst in solchen Stücken, die wie Egmont am meisten für die Bühne geeignet sind, mehr zum Epischen sich neige. Die Versuche in dieser Gattung selbst, oder in solchen, die sich ihr nähern, sprechen nicht ganz dafür. Denn fast scheint es, daß er weder einen wahrhaft epischen Stoff,

der ihm als ſolcher ganz Genüge leiſtete, noch eine Form wie ſie die rechte geweſen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantiſchen als zu dem eigentlich Heroiſchen hin; und es dürfte auch wohl dieſes Romantiſche, in dem weiteſten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantaſie und des Witzes mit den Gefühlen und Anſchauungen, wie das Leben ſie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abſtufungen und Miſchungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieſes Dichters ſeyn.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf ſein Zeitalter hatte, und zwiefach erſcheint uns auch ſeine Natur. In Rückſicht auf die Kunſt hat er vielen mit Recht als ein Shakſpeare unſers Zeitalters gegolten; unſers Zeitalters, d. h. eines ſolchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung ſich hinneigt, als zur höchſten Kunſtvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poeſie, die alſo auch hier von unſerm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatiſchen Meiſter. In Rückſicht auf die Denkart aber, wie ſie ſich auf das Leben bezieht und das Leben beſtimmt, könnte unſer Dichter auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt werden; ein Deutſcher allerdings, wie überall ſo auch hierin, da ſelbſt der poetiſche Übermuth und die Ironie bey dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund gibt, redlicher und ernſtlicher gemeynt iſt, als bey dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dich-

oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geiſtreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinſtrömenden Witz fühlbar, daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle des mit Gedanken ſpielenden Geiſtes an einem feſten innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwiſchen der Poeſie und der Bühne in Deutſchland zeigte ſich fortdauernd darin, daß nach Klopſtock nun auch Goethe manche dramatiſche Werke hervorbrachte, ohne alle Rückſicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür beſtimmt waren, wenn ſie auch ſpäter auf derſelben erſchienen ſind.

Daſſelbe war der Fall mit Schillers Don Carlos, und ſeitdem er den verführeriſchen Vortheil des allgemeinen Beyfalls, den ſeine erſten rohen Jugendwerke gefunden, ſeinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, ward es ihm ſchwer, für ſeine höhere Kunſt die unmittelbare Wirkung ſo allgemein zu gewinnen wie früherhin. Bleibt aber auch zwiſchen ſeiner Poeſie und unſrer Bühne noch einige Disharmonie, ſo iſt er doch als der wahre Begründer unſrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derſelben, und die ihr angemeſſene Form und Weiſe bis jetzt noch am glücklichſten getroffen, ſich ihr wenigſtens am meiſten genähert hat. Auf die dichteriſche Form unſrer höheren dramatiſchen Hervorbringungen hat beſonders auch die poetiſche Überſetzung des Shakſpeare und des Calderon, die A. W. Schlegel in anerkannt vollendeter Meiſterſchaft der Dichterſprache und der mannichfaltigſten Verskunſt aufgeſtellt, zu zwey verſchiedenen Epochen den entſchiedenſten Einfluß gehabt, wie auch für die höhere Poeſie überhaupt dieſes Urbild des Styls ein neu-

er Maaßstab der künstlerischen Beurtheilung geworden ist. Schiller seinerseits war ganz und gar dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und auch seine philosophischen Werke und Versuche, sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist ein Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sey ihm schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theater-Dichter wird bey uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Perio-

de nicht frey von einer verkehrten Anwendung philoſophiſcher Begriffe über das Weſen der alten Tragödie, oder von hiſtoriſcher Einſeitigkeit, ſo entſpringen dieſe Mängel nicht daraus, daß er ſich der Spekulation ergab, ſondern nur daraus, daß dieſe Studien ſo ernſt er ſie auch getrieben, und ſo gründlich er ſie meinte, doch zu ſehr an der Oberfläche ſtehn geblieben waren, um zu einem fruchtbringenden Ziele zu gelangen. Noch mehr, als Schiller es ſchon gethan, brachte Werner alle Myſterien des Gefühls und des Glaubens und alle Paradoxieen eines furchtbaren Schickſals und eben ſo furchtbaren Seelenkampfs in ſeine dramatiſche Weltgemählde, die wo eine glückliche Wahl des Gegenſtandes das Werk begünſtigte, wie im Attila oder in der Mutter der Maccabäer, die lebendigſte Wirkung mit umfaſſender Größe und wunderbarer Tiefe vereinigen; Darſtellungen, welche ſich nur durch die Fülle des Reichthums der Bühne entziehen, für welche ſie ſonſt vortreflich geeignet wären. Überall aber ſieht man auch ſchon in den früheren Werken dieſes Dichters den Kampf ſeines eignen Herzens mit dargeſtellt, wie es ſich aus dem Gedränge des Lebens zu einer höhern geiſtigen Laufbahn durchzuarbeiten ſtrebte.

Auf dem gleichen ernſten Wege wie Schiller und in edlem künſtleriſchen Wetteifer mit jenem Erſten deutſchen Tragiker ſtrebte für Öſterreich unſer Heinrich Collin, ſich in der tragiſchen Kunſt immer höher zu bilden, zu der ihm ſeine edle patriotiſche Begeiſterung zuerſt hingeführt hatte, die alle ſeine dramatiſchen Werke ſo ganz beſeelt, daß ſie, wo auch die Gegenſtände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig ſind, doch immer durchaus national und wahr-

haft vaterländiſch bleiben. Die neueſten tragiſchen Dichter, welche auf der Bühne mit glücklichem und wenigſtens für den Augenblick glänzendem Erfolg gewirkt haben, ſind faſt alle wieder in den heidniſchen Fatalismus gerathen, und in eine ſich ſelbſt immer höher überbietende Steigerung des Gräßlichen, womit denn jene Caricatur von falſcher Charaktergröße natürlich verbunden iſt, zu der ſchon Schiller in ſeinen frühern Stücken, und hie und da neben ſo mancher vollendeten Darſtellung der wahren Charaktergröße ſelbſt in den reiferen Werken, wie nicht minder manche der Beſten nach ihm, einigen Anlaß gegeben hatten. Auf ſolchem falſchem Wege läßt ſich daher, ſo glücklich auch die Talente ſeyn mögen, wenig bleibende Frucht hoffen. In Theodor Körners Gedichten, in den lyriſchen faſt noch mehr als in den unreifen dramatiſchen, athmet ein jugendlich friſcher Lebensgeiſt, der uns durch die Weihe ſeines frühen Todes um ſo rührender anſpricht.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darſtellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenſtände, welche ſich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, iſt zu mannigfaltig, das Gemählde der Mitwelt zu reich verſchlungen und vielfach beweglich, als daß ich es ſchon ganz als Vergangenheit betrachten und hiſtoriſch in wenigen Zügen zuſammen faſſen könnte. Was ich ſelbſt ſeit beynah dreyßig Jahren in der Philoſophie zu erforſchen geſtrebt, oder in brüderlichem Verein mit A. W. Schlegel in der Poeſie, Kunſt und höheren Kritik, in der Litteratur und dem Studium der Sprachen gewirkt oder zu bilden verſucht, das mögen andre in die Charakteriſtik des Zeitalters eintragen. Es war mir in dieſen letzten

Vorträgen überhaupt nicht mehr möglich, bey allen den Schriftstellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich sonst jene Übersicht des Ganzen, welche doch mein vornehmstes Ziel war, zu sehr aus den Augen verlohren haben würde. Wollten wir die einzelnen Provinzen, in welche die weit umfassende deutsche Litteratur nach der Natur ihrer verschiedenen Gegenstände zerfällt, wenigstens die vornehmsten derselben für sich durchgehen und untersuchen, was für die Philosophie und Erkenntniß der Religion, für historische Forschung und Kunst, dann für die höhere Poesie oder auch für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; so würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieser Provinzen eine abgesonderte Betrachtung und Behandlung erfordern.

Was sich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anschließt, läßt sich wohl noch historisch auffassen und schildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentschiednem äußern oder innerm Kampf begriffen ist; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geschieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erscheinungen, die wirklich noch unbestimmt und unfertig sind, schon im voraus einen ganz bestimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrücken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht selten irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geistigen Kräfte selbst oft störend berührt und wesentlich gehemmt wird.

Deutlich sehe ich eine neue Generation entstehen und

ſich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unſrer Litteratur ſich ganz anders geſtalten als das achtzehnte war. Aber noch iſt der Geiſt und die Richtung dieſer jüngern Generation nicht entwickelt genug, als daß man es wagen könnte, ihren Charakter zu beſtimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es iſt ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutſchen Litteratur die Rede iſt, ſo zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß ſie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche ſie bisher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollſtändig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen ſehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunſt und Poeſie hat das falſche antikiſche Weſen, das handwerksmäßige Nachdrechſeln der alten Kunſt- und Sprachformen ſich zu verliehren angefangen. Dagegen zeigt ſich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einſicht und Anerkennung des Rechten und ohne ſonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinweſen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Fantaſie, welche die vorangehenden Meiſter und Männer des Zeitalters, doch in ganz andrer und ernſter Geſinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiſte in ſeiner Entwicklung bewußt oder unwußt zu dienen. Auch in der Philoſophie haben die meiſten von Schelling nur das ſchnelle Weltconſtruiren und ein dynamiſches Spielen mit allerley immer veränderten Naturſyſtemen ſich angeeignet; an der neuen noch unentſchiednen Entwicklung und der ſchon früher veränderten Richtung des Geiſtes in ſeinem Innern, werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen

die äußere Schale und Form und so lange nur das alte Gehäuse des ehemahligen Systems noch stehen bleibt, bemerken sie gar nicht, daß jetzt vielleicht ein ganz andrer Geist darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwiespalt in der deutschen Philosophie und Litteratur und glaubten dadurch, daß sie sich als versöhnende Friedensstifter in die Mitte stellten zwischen den entgegenstehenden Systemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für sich selbst eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der streitenden Extreme, durch diese Stellung in die Mitte wird noch nichts Positives und wahrhaft Neues erzeugt: ja auch nicht einmahl ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht ist aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftsteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation selbst; der Zeitpunkt, wo nicht sowohl die Schriftsteller sich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, sondern vielmehr die Nation nach ihrem geistigen Bedürfniß und innerm Streben, sich selbst ihre Schriftsteller zuziehen und anbilden soll.

Es ist auch in dieser Hinsicht ein unverkennbarer Fortschritt sichtbar. So wie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Litteratur, wenn auch nicht an Zahl der kunstvollendeten Werke, die überall selten sind, so doch an umfassender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innrer Energie in steter und starker Progression zugenommen hat; so ist ein gleicher Fortschritt auch in den Wirkungen, welche diese Litteratur hervorbrachte und in

der Theilnahme an diesen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beschützer und Freunde der vaterländischen Kunst und Sprache, mit denen unsre Litteratur um jene Zeit begann, sammelte und bildete sich allmählich ein Publikum. Anfangs meistens nur Zuschauer der jetzt entstandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieser Zuschauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, so daß es jetzt schon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Litteratur von einer deutschen Nation, ihrem Geist und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeist selbst, so tief er auch eingewurzelt ist in Deutschland, hat offenbar abgenommen während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche seit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meisten Einfluß gehabt haben in Deutschland, und dadurch wenigstens historisch bedeutend bleiben, sind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anschein nach in den Hintergrund zurückgetreten, so wie die tiefere Philosophie herrschend wurde; die Kantianer sind bald selbst ihres todten Formelwesens eben so müde geworden, wie es die Welt schon früher war; auch unter den Naturphilosophen entwickelte sich bald jene große und glückliche Verschiedenheit, durch welche so dem beengenden Sectengeist beynah schon entwachsen sind. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falschen Aufklärung und jener im Scheinlichte des menschlichen Dünkelwissens das Zeitalter bearbeitenden Illuminaten schon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden sey. Auch

das Formelweſen der nun verſchollnen Kantianer, iſt unter neuen Nahmen mehrmahls wieder zum Vorſchein gekommen in den ſpätern philoſophiſchen Secten, konnte aber doch nicht mehr bleibend Wurzel faſſen. Dieſer Vorwurf trifft zum Theil ſelbſt die gemeinere Claſſe der gewöhnlichen Naturphiloſophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte iſt, und wie ſelten noch im Gebiethe der innern Welt und des denkenden Geiſtes die kreiſenden Wandelſterne der menſchlichen Syſteme und Wiſſenſchaften ſich fügen wollen in den nothwendigen Liebes-Gehorſam und den vorgezeichneten Lauf um die unſichtbare Sonne der Wahrheit.

Indeſſen iſt doch der Sectengeiſt milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigſtens lebendiger und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, geſtaltet er ſich nun größer zu einem Nationalkampf deutſcher Geiſtesentwicklung. Man würde ungerecht ſeyn, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neueſten Zeiten bleibt der auszeichnende Charakter der deutſchen Litteratur wie der Nation ſelbſt, der Zuſtand des Kampfes, ſo oft auch die Perſonen und Partheyen, die Gegenſtände, und ſelbſt der Grund und Boden auf welchem geſtritten ward, ſich veränderten.

Es wird kaum nöthig ſeyn, daran zu erinnern, wie unſre neue Litteratur ſchon ſeit ihrer erſten Epache ſtreitend hervorgetreten, und ſo zu ſagen im Streit entſtanden iſt. Da war es zuerſt der Streit zwiſchen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poeſie

und Kritik ausschließend bewunderten und der Sachsen, welche sich ganz nach dem französischen Geschmack gebildet hatten; dann der Gegensatz zwischen den feyerlich ernsten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopstock oder Wieland; und auf einem andern, der Philosophie näher verwandten Gebiet, der Streit zwischen den sogenannten Orthodoxen und den Neuerungssüchtigen und Aufklärern, der das deutsche Publikum beschäftigte und seine Theilnahme für oder wider eine jede dieser Partheyen anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantischen Philosophie, als Kampf zwischen den Idealisten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieser Zwiespalt sich fast über alle Gebiete unsers gesammten geistigen Wirkens erstreckte. Beyde Partheyen haben in einem gewissen Sinne gesiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geschichte und Kunst, sondern selbst in der Naturkunde und Wissenschaft behauptet. Versteht man jedoch unter der Denkart des Idealisten in jenem allgemeinen Sinne eine solche, die auf das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die sinnliche Erfahrung sich zu erheben behauptet, so ist eine solche idealische Ansicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunst, sondern auch der Wissenschaft so allgemein herrschend geworden, daß fast keiner mehr den Anspruch daran ganz zu verläugnen wagt; so sehr übrigens auch diese verschiedenen Ansichten nach der Idee, unter einander oder auch mit sich selbst in Streit seyn mögen. Denn vorzüglich auch dadurch hat sich dieser merkwürdige Kampf aufgelöst, daß die Idealisten oder dieje-

nigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpften, unter ſich ſelbſt uneins wurden, und die Beſſern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, ſondern gegen eine allerdings intellektuelle Kraft und einen im Uebles raſtlos wirkſamen Geiſt, ein eigentliches Genie des Böſen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch nicht bloß in der politiſchen ſondern auch in der intellektuellen Welt hätte herbeygeführt werden ſollen, iſt gleichwohl noch nicht entwickelt hervorgetreten. In dem engern Gebiete der eſoteriſchen Wiſſenſchaft hat der Streit zwiſchen der Idee und der Empirie eine ganz neue Wendung bekommen, ſeitdem die immer klarer hervortretende Entdeckung der pſychiſchen Welt die vollſtändigſte Anerkenntniß des Spiritualismus durch ſo erſtaunungswürdige Facta herbeygeführt hat, wogegen alle bloße Ideenahndung weit zurückbleiben muß. Dadurch iſt denn der Streit zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit, auch von dieſer Seite, wenigſtens für die Wiſſenden völlig aufgelöst, und wird in der Folge einen andern Gegenſtand ſuchen oder doch eine ganz andre Geſtalt annehmen müſſen. — In dem exoteriſchen Gebiet der allgemeinen Litteratur hat jener alte Streit zwiſchen dem Vorhandnen und dem Geforderten, zwiſchen dem Gegebnen und Gedachten ſpäterhin wieder einen kleinlichern Charakter angenommen und iſt zum Theil in eine leere Spiegelfechterey ausgeartet. Von dieſer Art iſt der eingebildete Gegenſatz zwiſchen dem goldnen Zeitalter und einer ſogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich ſchon früher bemerkte, in der deutſchen Litteratur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben ſo wenig kann ich auch

irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schule rechtfertigen könnte. Eigentlich verſteht man darunter meiſtens wohl nur die Übertreibungen einiger Nachahmer und von den Ideen andrer Überwältigter, deren Verirrungen man denen, welche ſolche Ideen zuerſt aufgeſtellt haben, um ſie deſto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weiſe aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem ſonſt üblichen Sinn bey den griechiſchen Philoſophen oder italiäniſchen Mahlern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem beſtimmten Wege der Kunſt oder der höhern Wiſſenſchaft, ſehe ich in unſerm geiſtigen Wirken noch wenig Spur, ja ſelbſt der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß ſie einſt Meiſter ſeyn werden. Ohnehin ſucht faſt jeder der Ausgezeichneten ſich ſeine eignen Wege zu bahnen und es vereinzelt ſich alles mehr und mehr.

Ein eben ſo gehaltleerer Gegenſatz war auch der vor einiger Zeit zwiſchen der norddeutſchen und ſüddeutſchen Litteratur und Geiſtesart aufgeſtellte, wobey noch die gehäſſigſten Leidenſchaften aller alten Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt ſich aber um etwas viel größeres in dieſem mannichfaltigen Zwieſpalt des deutſchen Geiſtes, als um eine vorübergehende litterariſche Modeſtreitigkeit der wechſelnden Partheyen.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem geſammten geiſtigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutſch-

land ſich entwickeln geſehen, ſondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa ſich geſtaltet hat, und fragen wir nun nach der welthiſtoriſchen Bedeutung dieſes großen Phänomens, ſo dürfte folgendes vielleicht die erklärende Deutung deſſelben ſeyn. Nicht bloß im Äußern und Einzelnen, wo er ſich zunächſt kund gegeben, hat dieſer Streit ſeinen Sitz; ſondern es liegt ihm als allgemeine Urſache eine große Bewegung im Innern des Menſchengeiſtes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelaſſenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwiſſens und eben ſo bedeutungsleerer Lebensformen erſtorbenen Fantaſie ſind zugleich der innere Grund und das große Reſultat dieſer mannichfaltigen Erſcheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrſchende und alles auflöſende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entſagende Vernunft ihre zerſtörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das geſammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauſpiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; ſo nahm in Deutſchland, dem Charakter der Nation gemäß, bey der äußern Gebundenheit der edelſten Kräfte, die abſolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, ſtatt der bürgerlichen Revolutionen, in metaphyſiſchem Kampfe Syſteme erzeugend und wieder zerſtörend. Von dem zweyten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erſtorbenen Fantaſie, die faſt erloſchen und vergeſſen in der übervernünftig gewordenen Welt, eben mitten in derſelben gleichſam zum zweytenmale und von neuem entdeckt ward, finden ſich wohl

auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß sich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantischen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutschland die wiedererwachte Fantasie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen sich kund giebt, sondern auch unter allen noch so verschiedenen Gestalten der Vorzeit verstanden und anerkannt wird, dürfte dieses Phänomen wohl bey keiner andern Nation gefunden werden.

Wie die unbedingt herrschende und wirkende, ganz denkfreye Vernunft nun in ihrer Richtung nach Innen, in einer kraftvollen Männerseele sich in sich selbst zerarbeitet, täuscht, zerstört und immer sich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutschen Philosophen keinen so sehr als Beyspiel anführen, als Fichte, nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meisterschaft in allen Künsten des Denkens, die ihm in so hohem Grade eigen sind, sondern auch weil er den Stoff zu seinem Denken ganz aus sich selbst nehmen wollen, die Natur verschmähend und auf die Vorgänger wenig achtend. Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beseelt sind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Fantasie in Deutschland ein so großes und allgemeines Verdienst hätte, als Tieck, der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen so vollkommen kennt, und ihrer wundervollen Erscheinungen und Geheimnisse so ganz Meister ist.

Tieck

Bis an dieses äußerste Ziel, was Vernunft und Fantasie betrifft, ist das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergessen wir aber we-

nigstens nicht, daß wir noch weiter fortschreiten müssen, wenn wir nicht ganz wieder zurück sinken wollen, und daß zu diesen Tiefen der Vernunft, die wir durchforscht haben, und zu dieser Fülle und Herrlichkeit der Fantasie, die uns wieder geworden ist, nun auch noch der feste Wille hinzukommen muß, der den Anfang und ersten Saamen alles Guten enthält und allein im Stande ist, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verstand und die rechte Einsicht, zu deren vollständigen Begründung und harmonischen Ausbildung jene Tiefe der Vernunft und Fülle der Fantasie nur die einzelnen Elemente bilden, die für sich allein nie zum Ziele führen. Der wahre Verstand aber beruht in allen Dingen auf der Übersicht und Anschauung des Ganzen, und dann auf dem Urtheil, oder der Unterscheidung dessen, was das Rechte ist.

Auf diesen Zusammenhang überall hinzudeuten, und eben dadurch das Ganze darzustellen, und eine wahre Idee von der Litteratur und unserm gesammten geistigen Wirken zu geben, war ich in diesen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Versuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Bestreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Bösen auch in der Litteratur, so viel an mir ist, ohne redneriſche Kunst kräftig mitzuwirken.

* * *

Eine neue Epoche hat einen neuen Kampf herbeygeführt; durch den großen Umschwung der moralischen Welt, welcher die letzten Jahre bezeichnet, ist auch die intellektuelle Aufgabe des Zeitalters in ein neues Licht ge-

Sturm u. Drang

treten, und hat eine andre schon viel bestimmtere Gestalt angenommen. Zwar möchte, daß nun auch die Partheyen des Auslandes in ihrem politischen Zwiespalt, in die deutsche Litteratur eingetreten, zunächst nicht als ein sonderlicher Gewinn erscheinen. So wurden wir einige Jahre überschwemmt mit einer Fluth von liberalen Flug- und Zeitschriften, kleinen Büchern und Zetteln, fliegenden Blättern aller Art und in jeglicher Form, die allen grünen und allen dürren Boden bedeckten, wie ein verderbliches Heuschrecken-Heer, so daß kaum mehr ein Raum übrig zu bleiben schien, für ein gediegeneres Werk der ernsten Litteratur. Wenn nun aus der ganzen Masse dieser politischen Zeitschriftstellerey, die viel geringere Anzahl der Oppositionsstimmen gegen das vorherrschende System aller großen und kleinen liberalen Wünsche mit eingerechnet, nur Ein Görres als Nationalschriftsteller und bewährter deutscher Charakter in bleibendem Werthe für die Zukunft hervorgetreten ist, so kann dieser Eine Mann für viele gelten, als ein hinreichender Gewinn und Ersatz für alle übrigen, die der Vergessenheit anheim fallen müssen, und dürfen wir es wenig bedauern, wenn der ganze Insektenschwarm, der sich einige Jahre hindurch so emsig bewegte, und alles mit seinem Summen erfüllte, so wie eine kältere Temperatur in der obern Welt-Region eingetreten, ziemlich bald wieder in den leeren Raum, aus welchem er hergekommen war, entflogen und zergangen ist. Das ganze Uebel ist vielleicht nicht von so ernsthafter Art, wenigstens nicht von Dauer gewesen; viel tiefer schädlich aber würde es seyn, wenn die Vertheidiger der guten Sache, der legitimen Gerechtigkeit und der christ-

lichen Wahrheit, durch den Streit und während deſſelben, ſelbſt in das Abſolute und in die Blendungen einer leidenſchaftlichen Übertreibung und in jenen Ton geriethen, der die Ultraſchriftſteller des Auslandes bezeichnet; denn ſolche Ultraſchriftſteller ſind dem deutſchen Geiſte einmal nicht angemeſſen, wo alle unfriedliche Herbigkeit in der Meynung ſelbſt, oder in der Äußerungsform dem guten Eindruck nur ſchaden kann. Jede Verſchiedenheit der Meynung in Deutſchland, ſie ſey philoſophiſch oder politiſch, berührt früher oder ſpäter unſre alte Wunde, den bey uns entſtandenen, und ſeit drey Jahrhunderten einheimiſch gewordenen Glaubens-Zwieſpalt. Wer fühlt aber nicht, daß dieſer, daß das innere religiöſe Gefühl eines jeden Individuums, als eine Gewiſſensſache und etwas heiliges, nur mit der tiefſten Schonung berührt werden darf und behandelt ſeyn will? Daß dieſe Mäßigung, die nicht aus der Halbheit, ſondern aus der Gewiſſenhaftigkeit der Geſinnung hervorgeht, mit der größten Entſchiedenheit derſelben vereinbar iſt, wird leicht einem jeden einleuchten, ja ſie wird um ſo mehr vorwalten, je mehr der Glaube an die Wahrheit ſich ſelbſt klar geworden, und zur höchſten Gewißheit gediehen iſt.

Überlaſſen wir daher alles Ultraweſen in Religion und Politik dem Auslande, da ſelbſt der Haß gegen das Chriſtenthum, die eigentlich antichriſtliche Geſinnung, durch welche ſich die niedrigſte Stufe der liberalen Parthey hie und da auch in Deutſchland, ſo höchſt verwerflich charakteriſirt, durch die Erwiederung des Haſſes nicht vertilgt oder beſiegt werden, vielmehr die reine Sache der chriſtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit dabey ſelbſt nur einen Flecken durch die

unedle Beymischung erhalten würde. Was aber die politische Zeitschriftstellerey betrifft, die wir nicht umhin konnten zu erwähnen, so darf doch dabey nicht verkannt werden, daß diese neue dem deutschen Geist in solch' überwiegendem Maaße auf die Länge gewiß nicht angemessene, und ihm von Natur gar nicht zusagende politische Richtung aller intellektuellen und litterarischen Thätigkeit für die vaterländische Historie auch in der neuesten Zeit viele gute Frucht getragen hat, zunächst in der Hervorbringung so mancher gediegenen Werke historischer Forschung und Darstellung, besonders aber auch durch die Gründung eines würdigen deutschen Vereins zu diesem vaterländischen Zwecke. Nun ist die Überzeugung unter den Gutgesinnten aller Partheyen wohl schon ziemlich allgemein, und den Meisten klar und gewiß geworden, daß der falsche Anhaltspunkt in dem Streit der Meynungen und der Interessen nur in dem Positiven gefunden werden, und nur dieses den chaotischen Zustand enden, und ein organisch geordnetes Daseyn von neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat, wie in der Wissenschaft hoffen, diesen sichern Grund und Stützpunkt in einem bloß irdisch Positiven zu finden, es sey welcher Art es wolle, so lange nicht das göttlich Positive hinzukommt, als Träger und zusammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo sollen wir aber dieses göttlich Positive anders suchen als da, wo es uns schon lange gegeben ist, sobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung, und in der christlichen Philosophie, als einem treuen Abdruck derselben in wissenschaftlicher Form zu allgemeiner praktischen Anwendung? —

Alles was zu dieſem Ziele bewußt oder unbewußt hinwirkt, was irgend in dieſem Sinn und Geiſt geſchieht von der einen oder von der andern Seite, das iſt gut und löblich und heilſam. Wenn daher auch in dieſer neueſten Zeit höchſt ehrenwerthe Proteſtanten wie Planck, Neander, Kanne, Daub, die Göttlichkeit der Bibel, und die Gottheit Chriſti auf durchaus eigenem, und in dieſem Sinne auch neuem Wege laut bekennen und darlegen, ſo iſt dieß nur ein Zeugniß mehr für die Sache der Wahrheit, und eine neue Gewährleiſtung des Sieges, der ihr verbürgt iſt. Freylich aber führt uns jene ganze Frage von dem göttlichen Poſitiven und die Überzeugung, daß nur in ihm, in dem Chriſtenthume nämlich, der intellektuelle und damit auch der moraliſche Frieden für die Welt gefunden werden kann, auch wieder zurück auf den alten Zwieſpalt des deutſchen Glaubens. Hier iſt der Punkt, von welchem die Heilung ausgehen muß, denn von da hat das Uebel ſeinen Urſprung genommen. Jene ſo lange gewünſchte und ſo oft vergeblich geſuchte Wiedervereinigung des Glaubens, kann aber freylich auf dem gemeinen Wege menſchlicher Ausmittlung nicht gefunden werden; nicht durch ein bloßes gegenſeitiges, wenn auch noch ſo gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatiſche Verhandlung; überhaupt iſt es kein Menſchenwerk, ſondern es muß von Gott kommen, der ſeine Werkzeuge ſchon dazu finden, und diejenigen, welche von ihm auserſehen ſind, mit der Kraft des heil. Geiſtes erfüllen wird. Menſchlicher Weiſe läßt ſich nur das dazu beytragen, und nur dadurch der hohen Abſicht entgegen kommen, daß wir jene unentſchloßne Halbheit der Geſinnung von uns abthun, welche

uns so oft zurückhält, den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getrost daran zu setzen. Wohl ist es in manchen Anzeichen sichtbar, und kann der Bemerkung nicht entgehen, wie die Epoche jener Wiedervereinigung in der großen Weltbahn der Vorsehung zu unsrer Zeit schon um vieles näher heranrückt, und darum kann es auch nicht länger verschwiegen noch umgangen werden, dieses zur Sprache zu bringen. Auch ist hier der Ort davon zu reden, wo wir das intellektuelle Leben in seiner Entwicklung durch alle Zeiten hindurch betrachtet und begleitet haben; denn was wäre wohl dem deutschen Geiste Noth, als nur alle die rege gewordenen aber noch gährenden Kräfte aus der chaotischen Zerstreuung zu concentriren, und dadurch eine wahrhafte deutsche Schule, als Inbegriff aller intellektuellen Bildung zu begründen, und wie könnte für diese die ihr immer und überall noch fehlende Einheit und Harmonie wohl gefunden und erreicht werden, als in jenem höhern religiösen Frieden?

Ich habe in diesem Werke überhaupt die Litteratur, mit Inbegriff der Philosophie, nicht etwa nur aus dem gewöhnlichen kritischen, bloß philologischen oder auch künstlerischen Gesichtspunkte betrachten wollen; sondern es war meine Absicht, das gesammte intellektuelle Leben in seiner Entwicklung und seinem Fortgange bey den vornehmsten Nationen des Alterthums und des neuern Europa durch alle Zeitalter hindurch fortzuführen und dadurch einen lebendig vollen und geschichtlich vollständigen Begriff hervorzubringen von jener großen intellektuellen Macht, welche die ganze höhere Geistesbildung des Menschen, oder alle Wis-

ſenſchaft und Darſtellung, Erkenntniß, Forſchung und Kunſt, in ſich faßt, die in der Rede oder durch das Wort wirken; welche geiſtige Macht in ihrem Gegenſatz gegen Staat und Kirche, und in ihrem mannichfachen Verhältniß zu beyden, wie es auch in dieſem Werke oft berührt ward, wir unter dem Namen der Schule zuſammen faſſen.

Dieſen Standpunkt wollen wir jetzt zum Schluß noch einmal beſonders herausheben, indem wir einen Rückblick auf die ganze Entwicklungsreihe dieſer Betrachtungen werfen, damit das Reſultat des Ganzen für die jetzige Epoche deſto klarer hervortrete. Vier Gewalten ſind es vorzüglich, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhalten und bewegen, und welche eben dadurch nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der innerhalb einer jeden Sphäre lenkenden und entſcheidenden Kraft, und des ihr beſonders vorgeſteckten, und das Ganze vereinenden Zieles, auch eine vierfach verſchiedene Art und Form jeglichen menſchlichen Vereines begründen. Dieſe ſind, um mit der niederſten Stufe anzufangen, zuerſt die Macht des Geldes und des Handels, welche durch alle Staaten hindurch über die ganze civiliſirte Welt ſich erſtreckt, und die entfernteſten Theile derſelben in eine mannichfache, auch für die intellektuelle Bildung oft ſehr wichtige und folgenreiche Berührung ſetzt. Dieſe Verbindung nennen wir in einem weitern weltgeſchichtlichen Sinne die Gilde. Sie geht uns hier weniger an; die nächſte und mächtigſte von allen iſt dann die Gewalt des Schwerdtes, oder der Staat; dieſes Schwerdt der Gerechtigkeit aber ſoll nicht den Krieg ſelbſt zum Zweck haben, ſondern auch im Kriege nur auf die Erhaltung des äußern und des bürgerlichen Frie-

dens gerichtet seyn, welches Ziel nie erreichbar ist, wenn nicht auch der innere, moralische und intellektuelle Frieden durch Religion, gute Lehre und rechte Geistesbildung gesichert und befestiget ist. Die dritte unter diesen vier großen Gewalten ist die Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Priesterthum und jeder kirchliche Religions-Verein beruht, der allein den innern Frieden herbeyführt und auch dem äußern die höhere Sanction gibt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat seinen rechtlichen Bestand sichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunstfleiß und Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf den Handel beruht, so reichlich ausschmückt, wenn es nicht der Träger eines andern und höhern intellektuellen Lebens wäre? Dieses höhere intellektuelle Leben aber wird zunächst in der Religion, und als ein gemeinsames der ganzen Menschheit zuständiges Eigenthum, in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfassendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die spätern Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich aber wird es auch durch die Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andre fortgepflanzt; welcher intellektuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menschlichen Gesellschaft mit dem Staat und der Kirche im mannichfaltigsten und innigsten Verhältniß steht; indem die Schule mit der letzten in manchen Zeitaltern, wo alle weltliche Kunst und Wissenschaft mit der göttlichen Eins ist, näher verknüpft, oder völlig vereinigt, in an-

3.

4.

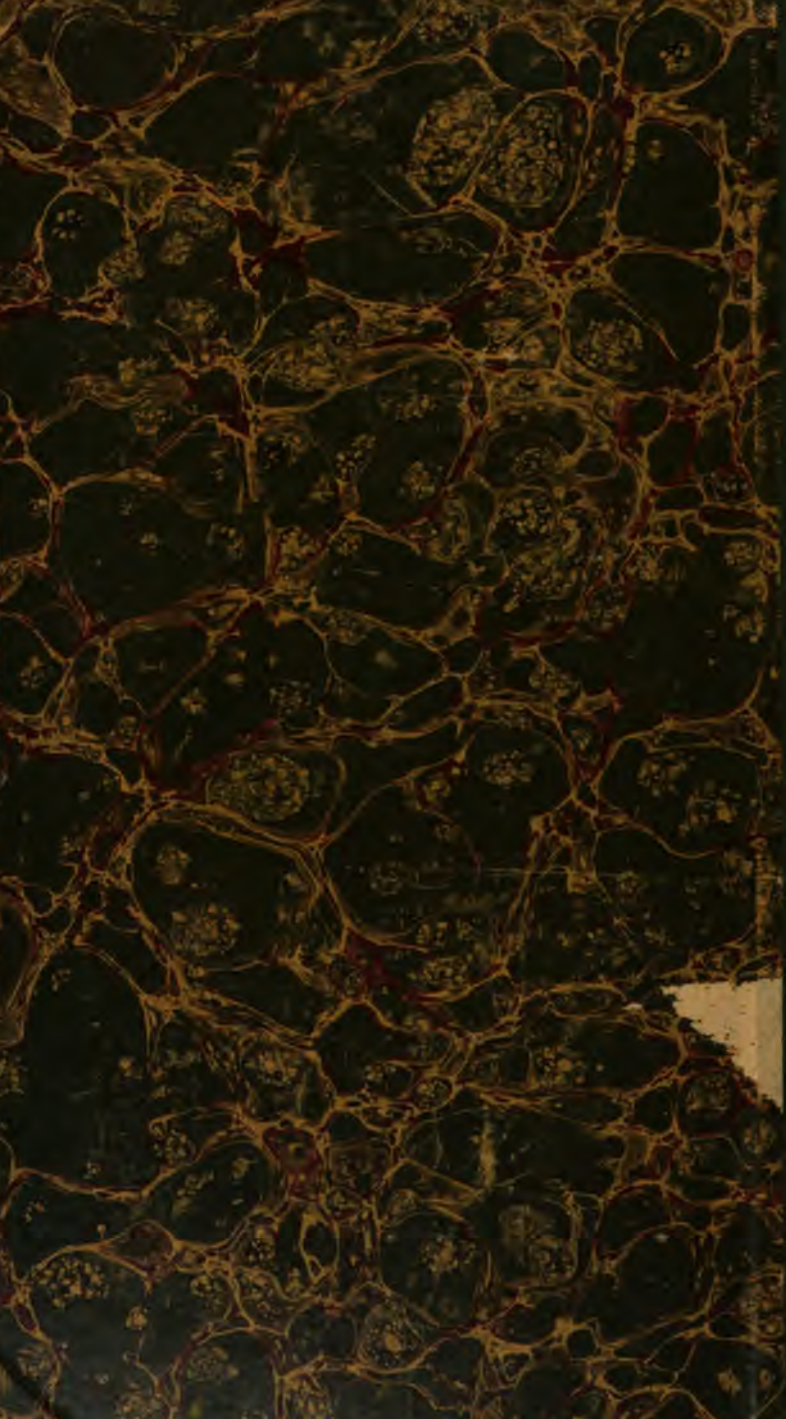
dern Zeitaltern aber wieder weiter von ihr abgesondert, und schärfer getrennt erscheint, wie in den letzten drey Jahrhunderten, wo dann der Staat sich ihrer Lenkung bemächtigt, oder falls dieses auf die rechte Weise zu thun vernachlässigt wird, auch sie wie jedes andre freye Gewerbe, in die Abhängigkeit vom Publikum und der herrschenden Modeneigung und eben dadurch von mancherley Privatwillkühr und schließlich von irgend einem Geldinteresse geräth, an das die Sicherung der äußern Existenz geknüpft wird. Die verschiedenen Wirkungen dieses dreyfachen Abhängigkeitsverhältnisses für die Schule, und besonders auch die nachtheiligen Folgen des letzteren, sind im Laufe dieses Werkes oft genug berührt worden, und bedürfen wenigstens für diesen Zweck, hier keiner weitern Auseinandersetzung. Die eigentliche bewegende Kraft in diesem unsichtbaren Reich der Gedanken und intellektuellen Vereins, der durch alle Zeitalter fortstrebt, und auch von einer Nation zur andern, obwohl in langsamer Verpflanzung sich hinüber streckt, ist die Macht des Wortes, wie solches dem Geiste des Menschen, als seine wesentliche Idee von Grund aus eingebohren, sich in aller Poesie und Erkenntniß mannichfaltig ausbreitet und ans Licht tritt. Daß aber das Wort der Kunst, der Geschichte und der Wissenschaft, nur eine weitere Entfaltung, Erklärung, bildliche Umhüllung, oder Anwendung ist, von dem unvergänglichen Worte der göttlichen Offenbarung, als ihrer ursprünglichen Quelle und der ersten Wurzel, aus welcher alle jene verschiedene Zweige hervorgehen, darauf hat uns diese Geschichte der Geistesbildung aller Nationen, oft genug und eigentlich überall hingewiesen.

Betrachten wir nun den gesammten Baum der Kunst und Erkenntniß und wissenschaftlichen Überlieferung, wie er sich in seiner ersten Abstammung und nach seiner ganzen Verzweigung, durch alle Zeiten und Sprachen, durch alle Stufen der Bildung und der Religion ausbreitet, so haben wir die mannichfachen Äste und Zweige desselben vorzüglich bey zehn Nationen verfolgen und nachweisen können. Wir führten den betrachtenden Blick zuerst auf die grünenden Fluren und reichbewachsnen Gefilde der griechischen Sage und Kunst, als den klaren Anfang aller geistigen Bildung. Die Erforschung des tiefern Ursprungs aber führte uns weiter zurück in den Orient, wo wir zuerst die erstaunenswerthen indischen Erzeugnisse erblicken, die noch wie Riesentrümmer und Felsenstücke der Urwelt aus den Schöpfungsfluthen hervorragen. Im Mittelpunkte dieser untergegangenen, ältesten Vorzeit aber legte Moses auf dem festesten jener Urfelsen den Grund zu dem Tempel der hebräischen Weissagung, dessen Lichtgebäude die älteste persische, dichterische und heilige Sage, mit einem noch verwandten Schimmer und Abglanz umstrahlt, so weit sich diese noch aus dem falschen arabischen Glauben rein ausscheiden läßt. Beyde Elemente der Geistesbildung, sowohl das griechische als das orientalische, nehmen ihren Durchgang durch die ernste Römerwelt hinüber in die christlichen Zeiten, wo auf die altnordische Wurzel ein neuer Stamm veredelter Geistesbildung lebendig eingepflanzt wird, der sich bey den vier gebildetsten Nationen des Abendlandes, bey den Italiänern und Franzosen, den Spaniern und Engländern, in der Poesie und Kritik, und in mancherley Kunst und ächter oder un-

ächter Geistescultur und Philosophie auf das mannichfaltigste und glücklichste entfaltet hat. Den gemeinsamen und alles verknüpfenden Träger für die intellektuelle Bildung dieser vier Nationen romanischer Abstammung aber, bildet der deutsche Geist, dem es so wie er die eine germanische Wurzel zu der ganzen Entwicklung des neuen christlichen Lebens hergegeben, und wie der große intellektuelle Bruch über Europa von ihm ausgegangen, nun auch sichtbar vorbehalten ist, den letzten Schlußstein des Ganzen zuerst zu Tage zu fördern; damit wie einst der Zwiespalt so auch jetzt das neue Licht von hier aus sich über die anderen Nationen verbreiten könne. Die Geistescultur jener Nationen beruht noch auf den mehrmals erwähnten, und charakterisirten vier Elementarkräften des gewöhnlichen äußerlichen Bewußtseyns; je nachdem Kunstsinn und Fantasie wie bey den Italiänern, Vernunft und Rhetorik, wie bey den Franzosen, der kritische Verstand und historische Darstellung wie bey den Engländern oder ein mächtiges Nationalgefühl und lebendige Poesie, wie bey den Spaniern, den vorherrschenden Mittelpunkt des Ganzen bilden; der deutsche Geist aber strebt tiefer in die verborgenen Principien des innern Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erscheinen, sondern aus der gemeinsamen Wurzel die vollständige Kraft des lebendigen Bewußtseyns im Denken und Bilden hervorgeht. Zwar standen auch hier noch in der vorletzten Epoche jene Höhen und Tiefen der Vernunft und der Fantasie, bey denen wir die Betrachtung früherhin verließen, isolirt und getrennt gegen einander; aber schon ist in der psychischen Erkenntniß der große Wendepunkt erkennbar, in welchem

beyde Elemente zur lebendigen Durchdringung gelangen, und von wo aus ſich ein factiſch begründeter und geſchichtlich klarer Spiritualismus über alle Regionen des intellektuellen Lebens verbreiten muß, und darum wird dieſe neue Bahn in der Erkenntniß des Unſichtbaren wichtiger in ihren geiſtigen Folgen ſeyn, als es vor drey Jahrhunderten die Entdeckung des neuen Erdtheils, oder des wahren Weltſyſtems, oder irgend eine andre jemals geweſen. Die intellektuelle Aufgabe des Zeitalters aber, als die Idee, welche in der jetzigen Epoche nach der Beſtimmung des deutſchen Geiſtes herausgearbeitet werden ſoll, läßt ſich wohl nicht anders bezeichnen, als daß es ſey die vollſtändige Anerkenntniß, und durch alle Weltalter durchgeführte Auffaſſung, und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburth, des in der zeitlichen Wiſſenſchaft und Kunſt ſich abſpiegelnden und ausſtrahlenden ewigen Worts; welche Idee ganz nahe zuſammenhängt mit der vorhin erwähnten Wiedervereinigung des Glaubens ſelbſt, ſo wie auch des Glaubens und des Wiſſens. Dieſes wieder Eins gewordene Wiſſen aber, welches wir noch nicht anders zu benennen vermögen, als mit dem Namen der chriſtlichen Philoſophie, läßt ſich nicht machen wie ein Syſtem, oder ſtiften wie eine Secte, ſondern wie ein lebendiger Baum muß es hervorwachſen aus der Wurzel der als göttlich erkannten Offenbarung. Die Welthiſtorie und Mythologie, das Reich der Sprachen und die Naturwiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt bilden nur die einzelnen Strahlen für dieſes Eine Licht der höchſten Erkenntniß. Und ſo wie dieſes voller heranbricht, ſo wird auch der in der welthiſtoriſchen Forſchung, oder

in der Naturphilosophie hie und da noch herumdämmernde Pantheismus vollends verschwinden, und in Schatten zurückweichen, vor der wiedererkannten Wahrheit und Kraft des göttlich Positiven, wie sich dasselbe in wachsender Vollkommenheit immer herrlicher entfaltet. Es werden dann auch die Denkenden Aller Art den Fortgang der wahren Zeit, der von dem was die Welt den Zeitgeist nennt, so ganz verschieden ist, richtiger erkennen, und es werden nicht mehr so viele ausgezeichnete Geister, wie aus dem Traume fortreden, wo sie vor zwanzig Jahren stehen geblieben waren, als ob sie eine oder zwey Generationen der Welt versäumt und übersehen hätten. Auch über das Gebiet der Kunst mag sich dann wieder ein neuer Lebens-Odem verbreiten, und statt der falschen Fantasmagorie unsrer verzerrten tragischen Gebilde, mag dann eine höhere geistige Poesie der Wahrheit hervortreten, welche nicht bloß die Sage irgend eines Zeitalters oder einzelnen Völkerstammes, in beschränktem Fantasiespiele nachbildet, sondern in der irdischen Hülle, zugleich auch die Sage von Ewigkeit, das Wort der Seele, im sinnbildlichen Gewande der Geisterwelt abspiegelt. Überhaupt aber ist jenes Eine Licht nicht auf die Gränzen eines einzelnen Geistes oder nur auf eine Form und besondere Region der gesammten Geistesbildung eng beschränkt; sondern die mannichfaltigsten Gaben und Talente müssen zur Förderung jener Wiedergeburth, und zum Wachsthum, und zur vollständigen Entfaltung jenes Baumes der guten und heilsamen Erkenntniß des Lebens beytragen. Denn so wie in dem großen Schöpfungsreiche in verschiedener Wesenstufe bloß dienende und mitwirkende, oder auch kindlich spielende Naturen,

dann ſuchende und liebende, oder endlich auch höhere und leuchtende Naturen, in der mannichfachſten Weiſe zur Verherrlichung des Schöpfers zuſammenſtimmen; ſo iſt es auch in der kleinen Menſchenwelt, als dem Nachbilde des Ganzen beſchaffen, und ſo wird auch in ihrem geiſtigen Mittelpunkt, dem Gebiete des intellektuellen Lebens und Wirkens, jene vierfache Art von geringeren und höhern Naturen deutlich wahrgenommen und leicht unterſchieden. Darin liegt auch die Erklärung, warum wir in dieſer hiſtoriſchen Darſtellung neben dem Größeren auch das Kleinere nicht unbemerkt gelaſſen, ſondern überall geſchichtlich treu zu bezeichnen geſucht haben, inſofern ſolches zum Wachsthum und zur mannichfachen Entfaltung des Ganzen mit beyträgt; und es kann dieſer Begriff von den verſchiedenen Stufen der geiſtigen Naturen zugleich den Maaßſtab abgeben, der jedem Einzelnen, was in dieſem Werke mit erwähnt und charakteriſirt iſt, dem Niedern wie dem Hohen, dem Guten wie dem Uebeln, ſeine rechte Stelle und Geltung, und damit auch ſeine wahre Bedeutung anweiſt.

Gedruckt bey Franz Ludwig.